DIE ENTWICKLUNGSSTUFEN DER MENSCHHEIT: EINE SYSTEMATISCHE SOZIOLOGIE IN ÜBERBLICKEN UND...

Franz Müller-Lyer

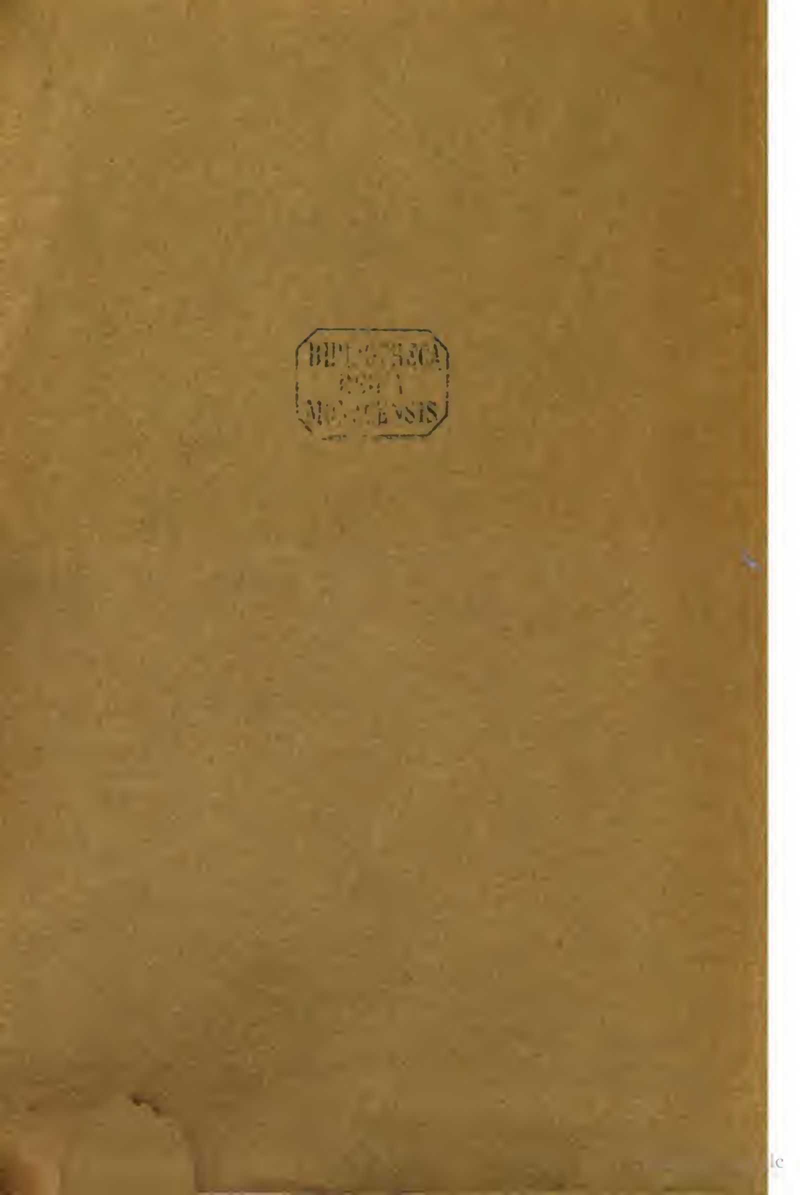




F. MÜLLER-LYER

PHASEN DER LIEBE

ALBERT LANGEN, VERLAG, MÜNCHEN





PHASEN DER LIEBE

Ein Verzeichnis der früheren Schriften von
Dr. F. MÜLLER-LYER
findet man am Schluß des Buches

F. MÜLLER-LYER

PHASEN DER LIEBE

EINE SOZIOLOGIE DES VERHÄLTNISSES DER GESCHLECHTER



ALBERT LANGEN, MÜNCHEN, 1913

Druck von Hesse & Becker in Leipzig



Vorbemerkung

Unter dem Obertitel „Die Entwicklungsstufen der Menschheit“ sind bis jetzt vier Bücher von mir erschienen („Der Sinn des Lebens“, „Phasen der Kultur“, „Formen der Ehe“, „Die Familie“), die mit dem vorliegenden Buch und den bereits weit fortgeschrittenen folgenden Arbeiten zusammen als eine einheitliche, systematische Soziologie gedacht sind. (Vgl. den „Gesamtplan der Bücherfolge“ am Schlusse des Buches.) Jedoch soll jedes Buch für sich selbst zugänglich sein und ein abgeschlossenes und selbständiges Ganzes bilden. Auch das vorliegende Buch „Phasen der Liebe“, das sich den beiden letzten Bänden über Geneonomie anschließt, ist so abgefaßt, daß zu seinem Verständnis einige kurze Vorbemerkungen genügen dürften.

Unter Geneonomie verstehen wir die Summe aller derjenigen Lebensäußerungen der Gesellschaft, die sich auf die Erhaltung der Art beziehen, d. h. alle die Erscheinungen, die auf den Ersatz der verschwindenden durch die kommende Generation abzielen oder damit unmittelbar zusammenhängen. Im einzelnen sind dies, wie anderen Ortes[1]) angeführt wurde, in übersichtlicher Form:

A. Das Geschlechtsverhältnis (d. h. die Beziehungen zwischen Mann und Frau); im einzelnen:
   1. Liebe,
   2. Ehemotive,
   3. Frauenerwerbung,
   4. Ehe,
   5. Soziale Stellung der Frau.

B. Das Generationsverhältnis (d. h. das Verhältnis der Erzeuger zu den Erzeugten, oder allgemeiner der älteren zur jüngeren Generation):

[1]) „Formen der Ehe, der Familie und der Verwandtschaft“, 2. Kap.: „Einteilung des gesamten Gebietes der Geneonomie“

1. Familie,
2. Zuchtwahl,
3. Erziehung,
4. Erbfolge,
5. Soziale Stellung des Alters.

C. Das Verwandtschaftsverhältnis:

1. Sippe,
2. Verwandtschaftssysteme,
3. Heiratsordnungen.

Über den gesamten Entwicklungsverlauf aller dieser geneonomischen Erscheinungen haben wir im vorhergehenden Buch („Die Familie“) eine Übersicht gegeben und sind dabei zu dem Ergebnis gekommen, daß sich die geneonomische Entwicklung folgendermaßen einteilen läßt:

1. Verwandtschaftliche Epoche; in dieser ist die menschliche Gesellschaft auf dem Prinzip der gemeinsamen Abstammung, der Blutsverwandtschaft, aufgebaut, und das wichtigste geneonomische Gebilde ist die Sippe. Diese Epoche zerfällt wieder in drei Phasen: In der Frühverwandtschaftlichen Phase wird das Sippenwesen allmählich zu höheren Formen ausgebildet; in der Hochverwandtschaftlichen Phase gelangt die Sippe in die Zeiten der höchsten Blüte; in der Spätverwandtschaftlichen Phase zersetzt sich die Sippe, das bisherige Fundament der Gesellschaft und diese selbst macht einen ungeheuren Verwandlungsprozeß durch, der nun

2. in die Familiale Epoche überführt. Bei diesem Umschwung wird die Sippe in die einzelnen Familien zerspalten, die sie vorher zusammensetzten; die Familie übernimmt jetzt die wirtschaftlichen Funktionen der Sippe, die politischen raubt ihr der Staat, der jetzt erwacht und immer kraftvoller ins Leben tritt. — Auch in der Familialen Epoche lassen sich wieder, wie in der Verwandtschaftlichen, drei Phasen erkennen, eine Phase der Anfänge: die Frühfamiliale Phase, eine Phase der höchsten Blüte der Familie: die Hochfamiliale Phase, und eine Phase des Niedergangs der Familie: die Spätfamiliale Phase, die mit der kapitalistischen Produktion einsetzt.

Nachdem so in einer ersten Epoche die Sippe, in einer zweiten Epoche die Familie je eine Zeit des Anwachsens,

der Blüte und des Niedergangs durchlaufen haben, stehen wir heute, wenn nicht alle Zeichen trügen, aufs neue vor einem epochalen Übergang, es naht eine Epoche, in der, wie es scheint, das Individuum, die Persönlichkeit immer mehr in den Vordergrund tritt, die wir daher als

3. die Individuale oder Personale Epoche bezeichnen wollen. Von dieser Epoche kennen wir aber jedenfalls nur die ersten Anfänge, nämlich die Frühpersonale Phase, die mit der Differenzierung der Frauen begonnen hat. —

Selbstverständlich ist diese Einteilung nicht dahin zu verstehen, daß in den verschiedenen Epochen nur ein einziges Organisationsprinzip vorhanden gewesen sei; vielmehr soll damit gemeint sein, daß in der ersten Epoche die Verwandtschaft, in der zweiten die Familie, in der dritten das soziale Individuum neben den beiden anderen als vorherrschend zu betrachten ist.

Nachdem wir nun im vorhergehenden Buch dieses Dreistufensystem für den geneonomischen Gesamtverlauf nachgewiesen haben, wollen wir jetzt den gesamten Block in seine einzelnen Teile zerspalten und zeigen, daß sich auch auf jedem der einzelnen Teilgebiete dasselbe bedeutungsvolle Dreistufengesetz aufzeigen läßt. Und zwar soll in diesem Buch das Geschlechtsverhältnis behandelt werden, das wir schon oben in die einzelnen Abschnitte Liebe, Ehemotive, Frauenerwerbung, Ehe, Soziale Stellung der Frau eingeteilt haben. Betont sei noch, daß es sich dabei nicht um ausführliche kulturgeschichtliche Schilderungen und Erzählungen handelt, sondern um Überblicke, denen die im fünften Kapitel beschriebene Phasenmethode zugrunde liegt, also um eine rein soziologische Behandlung, die nur die Phasen herausarbeitet und daraus die Richtungslinien des Kulturfortschritts und die Entwicklungsgesetze abzuleiten sucht.

München, im April 1913

Inhaltsübersicht

Zweites Kapitel

Wandlungen der Ehemotive

Drittes Kapitel

Formen und Phasen der Frauenerwerbung

Viertes Kapitel

Phasen der Ehe

Fünftes Kapitel

Phasen und Ursachen der sozialen Stellung der Frau

A. Überblick über die Phasen der Stellung der Frau

Sechstes Kapitel

Über die „Labilität" der geschlechtlichen Sitten

* * *

Allgemeiner Teil

Siebentes Kapitel

Die Methode der Phasen und Richtungslinien

Achtes Kapitel

Die Richtungslinie in der Entwicklung des Geschlechtsverhältnisses

Berichtigung

Das Wagnerzitat in der Anmerkung auf Seite 103 stammt nicht aus Tristan, sondern aus dem Schluß der Götterdämmerung. Außerdem heißt es darin nicht „benebelnder Sitte", sondern „heuchelnder Sitte".

I
Besonderer Teil

Erstes Kapitel
Wandlungen der Liebesgefühle

Es ist wohl allgemein die Anschauung verbreitet, daß die Gefühle, die der zivilisierte Mensch unter dem Namen der geschlechtlichen Liebe zusammenfaßt, zum unveränderlichen Bestand der menschlichen Psyche gehören, auf allen Kulturstufen und zu allen Zeiten, seitdem es Menschen gibt, im wesentlichen sich gleich geblieben seien und auch in alle Zukunft hinaus, bis der letzte Mensch vergeht, sich unwandelbar und unveränderlich erhalten werden.

Nichts kann irriger sein als eine solche Meinung. Die Gefühle, die die Wechselanziehung zwischen Mann und Frau begleiten, haben wie alles in der Welt ihre Geschichte, und sie sind auf den einzelnen Entwicklungsstufen von so großer Verschiedenheit, daß der Kulturmensch, der die Liebesgefühle des Wilden verstehen will, sich aus allen Begriffen, die ihm seine Zeit anerzogen hat, erst vollkommen hinausdenken muß.

Diese Wahrheit wird uns vollkommen klar werden, wenn wir uns jetzt in die Entwicklungsgeschichte der Liebe vertiefen und die geschlechtlichen Sitten und Gebräuche von den untersten Kulturstufen bis auf unsere Tage Phase für Phase verfolgen. Wir werden alsdann erkennen, daß die gesamte Entwicklung, die die Liebe bis jetzt durchlaufen hat, sich in drei wesentlich verschiedene große Epochen einteilen läßt, nämlich in:

I. eine Epoche der „Primitiven Liebe", in der die naiv-tierischen Züge des Liebesempfindens noch stark vorwalten;

II. eine Epoche der „Familialen Liebe", in der die sekundären (geistigen) Liebesgefühle zur Geltung kommen, in der

ferner der Mann herrscht und die Frau nach seinem Willen modelt; und

III. eine Epoche der „Personalen Liebe“, in der die Frau langsam zur Selbständigkeit erwacht, Persönlichkeit wird und der Liebe einen neuen Charakter verleiht.

Betrachten wir zuerst die

I. Epoche der primitiven Liebe

Beim Kulturmenschen sind sexuelle Eifersucht, Wertschätzung der Keuschheit, geschlechtliches Schamgefühl und die Neigung, sich leidenschaftlich in einen einzigen Gegenstand zu verlieben (sogenannte Liebesleidenschaft oder romantische Liebe), so allgemein verbreitete und ausgeprägte Charakterzüge, daß sie nicht nur von Laien, sondern auch vielfach von Psychologen und Naturforschern als dem Menschen angeboren und mit seinem Charakter unzertrennlich verbunden aufgefaßt werden. — Und doch sind die genannten Arten von Gemütsbewegungen vielen Naturvölkern fremd, sie sind erst im Lauf der Kulturentwicklung entstanden und haben sich dann — als sogenannte sekundäre Charaktereigenschaften — langsam unter dem Einfluß bestimmter Gesellschaftsordnungen nach und nach immer mehr ausgebildet. Beginnen wir gleich mit der

1. sexuellen Eifersucht,

so werden folgende Sitten und Gebräuche zeigen, daß sie vielen Naturvölkern unbekannt ist. Wohl die bekannteste unter diesen Sitten ist der sogenannte

a) Weiberverleih an Gäste. Es ist bei Naturvölkern eine weitverbreitete Sitte, dem Gast ein Weib anzubieten, besonders die eigene Ehefrau oder auch die Tochter; eine Ablehnung gilt als Beleidigung.

Diese Sitte herrscht (oder herrschte) durch ganz *Nordamerika*, vielfach auch in *Südamerika*, in *Ozeanien* bei den *Polynesiern*, *Mikronesiern*, *Melanesiern*, bei den *Eskimos*, *Aleuten*, *Samojeden*, *Kamtschadalen*, *Tschuktschen*, *Mongolen* und *Tataren*, auf *Ceylon* und im *südlichen Indien*, bei vielen

Völkern *Afrikas:* so am *Kongo*, bei den *Kaffern*, *Beduinen*, *Abyssiniern*, in *Äquatorialafrika*, bei den Eingeborenen *Australiens* usw.[1])

Von den *Sandwich-Insulanern* z. B. erzählt Bechtinger[2]): „Bekannte, die sich besuchten, wurden vormals förmlich aufgefordert, von der Gastfreundschaft in vollstem Sinne des Wortes Gebrauch zu machen und die Weiber wurden ausgetauscht. Es wäre eine große Verletzung gewesen, hätte man dieser Einladung nicht Folge geleistet. Kam ein Insulaner auch ohne sein Weib wohin, so stand ihm die Wahl frei, ob er das Weib seines Freundes oder dessen erwachsene Tochter wählen wollte." — Der Gegensatz zwischen Naturmensch und Zivilisiertem findet in folgender Erzählung von Dodge[3]) eine eigentümliche Beleuchtung: Bei den Brûlé-Sioux bestand eine der Pflichten der Gastfreundschaft darin, daß man einen Gast, den der Wirt besonders zu ehren wünschte, mit einem Weib versorgte. Ein Zivilarzt, der eine sehr liebenswürdige Frau hatte, aber ein lockerer Bursche war, hatte beim Häuptling, dem „gefleckten Schwanz", sich diese Gastlichkeit zu Nutzen gemacht; war aber nicht wenig entsetzt, als der Häuptling eines Abends dieselbe Gefälligkeit von ihm verlangte.

Spuren des uralten Gebrauchs, den Chamisso als „reine unverderbte Sitte" bezeichnet[4]), finden wir auch in der Geschichte von Völkern, die sich später hoch über den Naturzustand erhoben haben. Nach Ibn al Moghâwir wurde in *Dhahabân* der Gast aufgefordert, die Frau des Wirtes zu küssen und zu umarmen, wäre aber erdolcht worden, falls er sich weitere Freiheiten erlaubt hätte; aber in einem anderen Stamme derselben Gegend wurde das Weib des Wirtes dem

---

[1]) Zusammenstellungen der Literatur z. B. bei Post, Ethnologische Jurisprudenz, I, S. 28. Lubbock, Vorgeschichtliche Zeit, II, 265. Viele Beispiele ferner in Waitz, Anthropologie der Naturvölker; Spencers Soziology; Ploß, Das Weib in der Völkerkunde usw.

[2]) Ein Jahr auf den Sandwichinseln, S. 128

[3]) Die heutigen Indianer des fernen Westens. Deutsch von Müller-Mylius, Leipzig 1884, S. 133

[4]) Chamissos Werke, Leipzig 1836, Bd. I, S. 217

1*

Gastfreund vollständig zur Verfügung gestellt[1]). — Bei den *Germanen* verlangte die alte Sitte, „daß die Wirtin den Gast zu seinem Bett führte und nachsah, ob für ihn gehörig gesorgt sei". In höherem Altertum teilte der Gast das eheliche Lager seiner Wirte . . . Noch am Anfang des 16. Jahrhunderts erzählt Thomas Murner, daß nach einem Brauch in den Niederlanden der Wirt, wenn er einen lieben Gast hat, „ihm seine Frau zulegt auf guten Glauben[2])". „Die Mägde halfen dem Herrn wie jedem Gast beim An- und Auskleiden, sie bereiteten ihm nicht nur das Bad, sie reichten ihm auch die Linnentücher und trockneten ihm die Glieder[3])." Und im germanischen Norden wurde selbst das Bett der Ehefrau oder der Tochter dem Fremden angeboten (Weinhold, a. a. O.). In der Rigsthula wird vom Gott Heimdall erzählt, daß er einmal auf der Erde wandelte und den Unfreien (Thraell), den freien Bauer (Karl) und den Adligen (Jarl) besuchte. Bei jedem schlief er drei Nächte mit dem Wirtspaare zusammen, und nach neun Monden gebaren die Hausfrauen drei Söhne, die die Stammväter aller Unfreien, aller Gemeinfreien und aller Adligen wurden[4]). — Auch bei den *homerischen Griechen* pflegten bekanntlich nicht nur die Mägde, sondern sogar die Königstöchter den Gast zu baden und mit Öl zu salben[5]), welche Sitte vielleicht auch einen alten gemilderten Überrest des Weiberverleihs darstellt. —

Aus den angegebenen Tatsachen müssen wir den Schluß machen, daß der primitive Mensch in Liebessachen ganz anders empfindet als der zivilisierte, und zwar besteht der Unterschied darin, daß der primitive Mensch die sexuelle Eifersucht nicht kennt.

Gegen diese Folgerung hat man nun eingewendet[6]), daß bei den meisten der genannten Völker und überhaupt bei den meisten Naturvölkern[7]) der Ehebruch keineswegs straffrei ist,

---

[1]) Robertson Smith, Kinship and Marriage in Early Arabia, S. 277
[2]) Weinhold, Die deutsche Frau im Mittelalter, 3. Aufl., II, S. 189 ff.
[3]) v. Maurer, Geschichte der Fronhöfe, Bd. I, S. 204
[4]) Weinhold, ebenda [5]) Vgl. z. B. Odyssee, III, 464
[6]) Wettermark, S. 56, 127
[7]) Vgl. auch Post, Afrikanische Jurisprudenz, II, S. 73. Nr. 2, 75

daß der Ehemann vielmehr „eifersüchtig" darüber wacht, daß ihm nicht hinter seinem Rücken und gegen seinen Willen seine Frau verführt werde usw., und daß es somit nicht richtig wäre, zu behaupten, der primitive Mensch kenne die Eifersucht nicht.

Diesem Einwand liegt eine Begriffsverwechslung zugrunde. Das Wort Eifersucht wird nämlich in zweierlei Sinn gebraucht: Erstens in einem allgemeinen, so, wenn wir z. B. — sogar von Hunden — sagen, daß sie aufeinander eifersüchtig sind, wo es sich um die Gunst des Herrn handelt, von einer sexuellen Eifersucht also offenbar nicht die Rede sein kann. Daß dieses allgemeine Gefühl der Eifersucht, das sich hauptsächlich als Besitzeifersucht und als Geltungseifersucht äußert, auch dem Menschen angeboren ist, ergibt sich schon deutlich aus dem Verhalten der Kinder, von denen jedes sich heftig beleidigt zeigt, wenn ein anderes vom Lehrer oder der Mutter in ungerechter Weise bevorzugt wird. Zweitens gebrauchen wir das Wort aber auch in einem ganz speziellen Sinn für die erotische oder sexuelle Eifersucht, die hauptsächlich gegen alles, was zu einer Begattung des geliebten Gegenstandes mit einem anderen, bevorzugteren führen kann oder könnte, gerichtet ist. Ein Naturmensch kann also auf seine Frau im allgemeinen Sinn sehr eifersüchtig sein und trotzdem von den Qualen der besonderen sexuellen oder erotischen Eifersucht keine Ahnung haben. Psychologisch ist die reine Besitzeifersucht überhaupt kein sexueller Trieb, sie ist vielmehr die Erweiterung des angeborenen Eigentumssinns auf die Frau. Doch werden wir auf die Entstehung der Besitzeifersucht später, besonders auch im Kapitel über die Ehe, noch eingehender zurückzukommen haben. —

Wenden wir nun diese einfache Begriffsunterscheidung auf die erwähnten Tatsachen an, so wird uns die Möglichkeit, daß Weiberverleih und Strafen auf den Ehebruch nebeneinander bestehen können, ganz klar erscheinen. Wenn z. B. ein Australier „eifersüchtig" über sein Weib wacht, den Ehebruch grausam straft und auch die Annäherung anderer zu verhindern trachtet, so will er dadurch verhüten, daß sein Weib, das nach seinen Begriffen sein rechtmäßiges Eigentum,

seine Sache, sein wertvoller Arbeitssklave ist, daß dieses Besitzstück von anderen gegen sein Wissen und Willen mißbraucht und ihm vielleicht (was oft genug vorkommt) entführt werde. Er wehrt sich gegen den Mißbrauch seines Eigentums, weil dadurch sein Besitzrecht angetastet und ihm eine Beleidigung zugefügt wird; wenn aber derselbe Australier sein Weib bereitwillig seinen Gästen zur Verfügung stellt, so müssen wir doch sagen, daß er zwar die Besitzeifersucht (wie wohl jedes höhere Tier) kennt, daß ihm aber speziell die erotische oder sexuelle Eifersucht fremd ist. Und damit erklärt sich ganz einfach, warum zwar der primitive Mensch häufig den Ehebruch straft, wenn er gegen seinen Willen geschieht, ihn aber begünstigt, wenn er damit seinen Gästen oder Freunden vorübergehend ein Vergnügen machen oder ihnen eine Ehre erweisen will.

Aber außer dem Weiberverleih gibt es noch eine ganze Reihe von Sitten und Gebräuchen, die ebenfalls zeigen, daß das Gefühl der sexuellen Eifersucht der primitiven Liebe nicht beigemischt ist. Dahin gehören die „Partizipierung am Eheweibe", die Gruppenehe und die Polyandrie, der gelegentliche „Austausch der Eheweiber", das Vermieten der Ehefrau (sogenanntes „Louistum") usw. Von einem jeden dieser Bräuche seien hier nur wenige Beispiele mitgeteilt.

Die „Partizipierung am Eheweibe" besteht darin, daß ein Mann unter Umständen andere dauernd an seiner Ehe teilnehmen läßt. Bei den Eingeborenen *Australiens* ist es z. B. vielfach Brauch, „daß ältere Brüder ihre Weiber den jüngeren, die noch unbeweibt sind, zur Beiwohnung überlassen, dafür ihrerseits aber beanspruchen, wenn jene sich später verheiraten, auch mit deren Weibern geschlechtlich verkehren zu dürfen[1])". Die Untreue des Weibes aber wird nicht selten sogar mit dem Tode bestraft. —

Dieser Gebrauch ist nach der Ansicht mancher Autoren ein alter Überrest der sogenannten Gruppenehe, die ebenso

[1]) Cunow, Die Verwandtschaftsorganisationen der Australneger, Seite 69

wie die Polyandrie (Vielmännerei) das Fehlen der sexuellen Eifersucht deutlich dartut. Wie anderen Ortes auseinandergesetzt wurde[1]), gibt es bei manchen Völkern noch Eheformen, in denen nicht Ein Mann mit Einer Frau, sondern mehrere Männer zugleich mit mehreren Frauen (Gruppenehe), oder mehrere Männer mit einer einzigen Frau verheiratet sind (Polyandrie). In diesen polygamen Ehen, die nach der Ansicht hervorragender Soziologen in der vor- oder urgeschichtlichen Zeit weit verbreitet gewesen sein sollen, ist von Eifersucht oder geschlechtlichem Ekel nichts zu bemerken, was um so mehr auffallen muß, als bei der Polyandrie (z. B. in *Tibet*, auf *Ceylon* usw.) gerade sehr häufig eine Anzahl Brüder mit ein und derselben Frau in ehelichem Verkehr stehen (sogenannte Brüderpolyandrie). So sagt z. B. Ujfalvy von den Ehegenossenschaften im *Kululande*, wo vier bis sechs Männer (und zwar Brüder) mit einer einzigen Frau verheiratet sind, daß sie in der „besten Eintracht leben; die Kinder sprechen von einem älteren und jüngeren Vater, und sobald ein Gatte die Schuhe eines seiner Brüder vor dem Ehegemache erblickt, so weiß er, daß er es nicht zu betreten hat[2])". — Auch bei der von Cäsar geschilderten Gruppenehe der alten *Britannier* waren es Verwandte, die mit einer Anzahl von Frauen gemeinschaftlich verheiratet waren.

Bei manchen Naturvölkern tauschen die Männer bisweilen ihre Eheweiber aus, um sie dann wieder zurückzunehmen. Die *Australier in Victoria* z. B. „wechseln ihre Weiber auf bestimmte Zeit". Diesen Brauch nennen sie Beama. Es gibt Fälle, in denen diese Frist einen Monat dauert[3]). „Bei den Eskimos gilt es für einen Freundschaftsbeweis, wenn zwei Männer ihre Frauen für ein paar Tage miteinander vertauschen[4])." Nach Lichtenstein[5]) gibt sich die Frau des *Buschmanns* einem jeden hin, wenn sie dazu von ihrem Mann

[1]) Vgl. „Formen der Ehe", S. 17—45

[2]) „Aus dem westlichen Himalaya." Erlebnisse und Forschungen, Leipzig 1884, S. 35 f.

[3]) Revue d'Anthropologie, 1882, S. 376

[4]) Lubbock, Vorgeschichtliche Zeit, S. 265

[5]) Travels in Southern Africa, London 1812—1815, II, S. 348

die Erlaubnis erhält. — Bei den *oberkalifornischen Indianern* beobachtete der Admiral von Wrangell, daß die Ehemänner keinen Anstoß daran nahmen, wenn ihre Frauen sich mit anderen Männern ihres Stammes einließen, aber eifersüchtig wurden, wenn der Ehebrecher einer benachbarten Horde zugehörte[1]).

Eine andere hierhergehörige Erscheinung, das sogenannte „Louistum", besteht darin, daß die Männer sogar ihre Ehefrauen vermieten, d. h. gegen Bezahlung prostituieren. So sagt z. B. H. Hecquard[2]) von den *M'Pongos* (in Gabun), daß sie stets bereit sind, ihre Frauen dem ersten besten zu überlassen, ja, sie ihm anzubieten. Den Europäern werden die Frauen um eine geringe Vergütung vermietet, die aus solchen flüchtigen Verbindungen erzeugten Kinder werden als die eigenen betrachtet. Nach de Compiègne[3]) treiben die *Gabonesen* ihren Frauen eine etwaige Sprödigkeit gegen einen bezahlenden Liebhaber mit dem Kassingo (d. h. der Nilpferdpeitsche) aus. Von den *Galla* heißt es, daß sie sehr „eifersüchtig" seien. Schon ein wiederholtes Vorübergehen an der Hütte des Nachbars, um die Frau zu sehen oder zu sprechen, zieht eine Eifersuchtsbuße nach sich. Ist aber die Geldbuße bezahlt, so erhält der Nebenbuhler Zutritt in das Haus[4]). — Diesen Sitten liegt die bei Naturvölkern weit verbreitete Anschauung zugrunde, daß das Weib das Eigentum, die Sache des Mannes ist, die er zu seinem Vorteil oder Nutzen nach Gutdünken verwenden kann.

Daß auch im Altertum die sexuelle Eifersucht noch nicht in dem Grade ausgebildet war wie bei den modernen Völkern, zeigen folgende Belege. „Hinsichtlich der Gemeinschaft der Weiber und Kinder (schreibt Plutarch[5]) suchten beide (nämlich Lykurg und Numa Pompilius) nach weisen

---

[1]) Giraud-Teulon, a. a. O., S. 4

[2]) Voyage sur la côte et dans l'intérieur de l'Afrique occidentale, Paris 1853, S. 20

[3]) L'Afrique équatoriale, Paris 1875, S. 192

[4]) Paulitschke, Ph. Ethnographie Nordostafrikas. Die materielle Kultur der Danâkil, Galla und Somâl, Berlin 1893, S. 204

[5]) Lykurg und Numa, 3

politischen Grundsätzen die Eifersucht aus der Ehe zu verbannen, gingen aber dabei nicht ganz gleiche Wege. Ein Ehemann in *Rom* konnte, wenn er Kinder genug hatte und ein anderer, der gerne Kinder haben wollte, ihn darum ersuchte, seine Frau abtreten, indem er das Recht hatte, sie wegzugeben und auch wieder zu sich zu nehmen; in *Sparta* hingegen gestattete der Ehemann dem, der ihn darum ersuchte, den Genuß seiner Frau, so daß diese bei ihm im Hause blieb und die erste Ehe noch fortbestand; ja, viele baten andere, von denen sie sich gute und wohlgebildete Kinder versprachen, ihre Stelle zu vertreten und führten sie zu ihren Frauen." — Charakteristisch ist auch eine Notiz bei Demosthenes: „Ein Streit um den Besitz einer Hetäre zwischen zwei Nebenbuhlern wurde in *Athen* gerichtlich dahin entschieden, daß jeder sie einen Tag um den andern besitzen sollte[1])." — Auch bei den alten *Germanen* ließ nach Grimm[2]) sich der untüchtige Mann zur Kindererzeugung durch einen anderen vertreten, ein Gebrauch, der bekanntlich auch noch von Luther, und nicht bloß der Kindererzeugung wegen, ausdrücklich gebilligt worden ist.

Ein auffallender Mangel an sexueller Eifersucht zeigt sich auch in den von manchen Völkern beobachteten Deflorationsgebräuchen, die darin bestehen, daß die Entjungferung der Braut als eine Sache dritter Personen betrachtet wird[3]). Diese dritten Personen sind namentlich die Häuptlinge, wie z. B. bei den *Guantschen* von Palma und Gomera, und die Zauberer und Priester, wie in *Kambodscha*, bei den *Eskimo*, *Arowaken* usw., manches Mal auch ein Freund des Bräutigams, dem, wie z. B. auf *Cuba*, *Nukahiwa*, ein jus primae noctis zusteht. Bei anderen Völkern ist die Braut verpflichtet, sich in der Hochzeitsnacht den Verwandten des Mannes oder sogar allen Hochzeitsgästen hinzugeben *(Nasomanen*, *Balearen*, *Manta in Peru)*, ein Gebrauch, der sich, zum Symbol abgeschwächt, noch bei *Südslawen* und bei den

[1]) Döllinger, Heidentum und Judentum, S. 684

[2]) Deutsche Rechtsaltertümer, 4. Aufl., Bd. I, S. 613—615

[3]) Eine Quellenzusammenstellung bei Post, Ethnologische Jurisprudenz, I, S. 24—26

Motzen Siebenbürgens vorfindet[1]). In *Loango*, am *Kongo*, in *Benguela* wird die Braut vor der Ehe als Gemeingut ausgeboten; bei den *vorderasiatischen* Völkern des Altertums, wo der Mylittakult herrschte *(Babylon, Ephesos, Abydos* usw.), mußte sie im Tempel der Göttin eine Zeit religiöser Prostitution durchmachen. — In *Troas* bestand der Gebrauch, daß vor der Hochzeit die Braut, im Skamander badend, dem Gott symbolisch die Jungfrauenschaft hingab. Manchmal wurde die Naivität der jungen Mädchen von einem den Flußgott simulierenden jungen Mann mißbraucht[2]). — Die Bedeutung der Deflorationsgebräuche wird von verschiedenen Forschern verschieden aufgefaßt. Manche glauben, daß es sich um alte Überlebsel aus der Zeit der Promiskuität handle, die durch die konservative Macht der Religion und Sitte erhalten geblieben seien; andere sehen in der religiösen Prostitution ein Verfahren, das durch die Berührung mit den Priestern und Zauberern den Segen des Himmels auf die Ehe lenken wolle. In manchen Fällen wird übrigens auch die Defloration für eine lästige Sache gehalten, so daß dazu die Mutter (wie auf den *Pelauinseln)* oder dazu bestellte alte Frauen verwendet werden *(Bisayas* auf den *Philippinen)*, die dafür eine Bezahlung erhalten.

Dieser letzte Fall hat allerdings mit der sexuellen Eifersucht nichts mehr zu tun; wohl aber eine andere hier zu erwähnende Sitte, die sich auf die Wiedervereinigung geschiedener Gatten bezieht. „Will bei den *Tataren* die Frau nach der Scheidung wieder zu ihrem Mann, so muß sie wenigstens eine Nacht bei einem anderen Mann zugebracht haben[3]).“ — Auch der *Islam* verlangt, daß eine Frau, die nach der dritten Scheidung sich wieder mit ihrem Mann vereinigen will, zuvor in aller Form Rechtens einen dritten (einen „Mittelsgatten“) geheiratet haben muß. — In solchen Fällen muß also der Wiedervereinigung — vom Standpunkt der sexuellen Eifersucht aus betrachtet — ein neuer Scheidungsgrund vorausgehen. Den Schlüssel zu dieser merkwürdigen Sitte gibt vielleicht eine

[1]) Kohler, Zeitschr. f. vergleich. Rechtswissensch., VI, S. 398
[2]) Becker, Charikles, III, S. 303
[3]) Hahn, Das Ausland, Stuttgart 1891, Nr. 29, S. 571

Notiz in Stellers „*Kamtschatka*". Er sagt[1]): „Wenn jemand eine Witwe heiraten will, muß diese sich erst von einem anderen beschlafen lassen, der sogar noch eine Belohnung erhält; sie glauben, sonst müsse auch der zweite Mann sterben." —

Eine gewisse Verwandtschaft mit der religiösen Prostitution hat ferner ein uralter Brauch, den man als Festpromiskuität zu bezeichnen pflegt. Bei vielen Völkern besteht noch die Sitte, daß zu gewissen Jahreszeiten, namentlich aber im Frühjahr, festliche Orgien gefeiert werden, bei denen allgemeine Ausgelassenheit und schrankenloser Geschlechtsverkehr herrscht. Über diese Sitte, die sich vermutlich im Anschluß an die urzeitliche Brunstzeit ausgebildet hat und deren letzter Ausläufer unser Karneval ist, haben wir schon anderen Ortes das Nähere mitgeteilt[2]). —

Fehlen der sexuellen Eifersucht bei den Frauen

Wir haben bisher hauptsächlich das Verhalten des Mannes in Beziehung auf die sexuelle Eifersucht in Betracht gezogen, und müssen nun noch hinzufügen, daß auch die Frauen ähnlich fühlen, und daß ihnen da, wo Polygynie als nationale Einrichtung durchgeführt ist, das Gefühl der sexuellen Eifersucht ebenso unbekannt ist wie den Männern; wenn auch allerdings vielfach von Unverträglichkeit der polygynisch lebenden Frauen berichtet wird. So erzählt W. Wiewood Reade[3]), daß im *äquatorialen Afrika*, wo die Sprache für Eifersucht kein Wort habe, die Frauen die eifrigsten Verfechterinnen der Vielweiberei sind. „Wenn ein Mann heiratet und seine Frau glaubt, daß er noch eine andere Gattin ernähren kann, so drängt sie ihn, nochmals zu heiraten, und nennt ihn einen Geizhals, wenn er es ablehnt. Diese Frauen leben miteinander anscheinend in größter Freundschaft, sind aber alle einig in herzlicher Abscheu gegen den gemeinsamen Gatten." — Zuweilen führt die Frau selbst dem Mann eine neue Frau zu, so, wenn sie alt oder unfruchtbar ist, wenn sie ein Kind säugt oder ihr die Arbeit zuviel ist. Denn „die um teures Gut erkaufte Frau . . . hat nicht bloß keinen Wunsch,

[1]) Seite 346 [2]) In „Formen der Ehe", S 28–31

[3]) Savage Africa, II. Ed. London 1864, S. 259

eine Mitarbeiterin zu verdrängen, sondern ein großes Interesse, eine solche zu erhalten . . . So hören wir denn von den Frauen der *Zulu*, daß oft diejenige, die allein in der Wirtschaft ihres Mannes ist, im Schweiße ihres Angesichtes arbeite und spare, um nur soviel Gut zusammenzubringen, daß sie ihrem Mann eine zweite Frau kaufen könne. Sie entlastet sich dadurch nicht nur der Arbeit, sondern es ist ja dann auch ihre Magd, die sie ihrem Mann gegeben hat, sie versetzt dadurch die ganze Familie in einen Stand der Vornehmheit, dessen Glanz wieder auf sie als erste Frau zurückfällt[1])". — Von den *Makololo* erzählt Livingstone: „Als die Frauen hörten, daß in England ein Mann nur ein Weib heiraten könne, riefen sie aus, in einem solchen Land möchten sie nicht leben; sie könnten sich nicht vorstellen, wie englische Damen an dieser Sitte Geschmack fänden, denn nach ihrer Denkungsart sollte jeder achtbare Mann eine Anzahl Frauen als einen Beweis seines Wohlstandes besitzen[2])." — Ähnliches berichtet Cranz von den *Grönländern*, v. Martius von den Eingeborenen *Brasiliens*, Le Bon von den *Arabern*, v. Siebold von den *Ainos*, Navarette von den *Chinesen*, Rein von den *Japanern* usw.[3]) — Eifersuchtslos führte auch Lea ihrem Mann Jakob ihre Magd Silpha, Rahel ihre Magd Bilha zu. Und die Mohammedanerinnen bemitleiden die europäischen Frauen, die einsam und ohne Gesellschaft ihr Leben an der Seite ihres Mannes hinbringen müssen. „Die ungeheure Mehrzahl der Morgenländerinnen schwärmen geradezu für ihre Einrichtung, ihren Harem, und sprechen zugunsten der Polygamie, eine Erscheinung, die fast überall wiederkehrt, wo Vielweiberei Volkssitte ist[4])." — Andererseits erzählen auch viele Berichte von der Unverträglichkeit der Frauen bei polygyner Ehe. So sah die Gattin eines Missionars auf den *Fidschiinseln* mehrere Frauen, denen die Nasen von ihren Mitfrauen aus Haß und Eifersucht abgebissen oder abgeschnitten worden waren[5]).

[1]) Achelis, Entw. der Ehe, S. 91
[2]) Neue Missionsreisen in Südafrika, I, S. 317
[3]) Vgl. Westermarck, Gesch. d. m. Ehe, S. 497
[4]) Hellwald, Menschl. Familie, S. 429
[5]) Thomas Williams, Fiji and the Fijians, London 1858, Vol. I, S. 178

Aus dem Gesagten dürfte, um zusammenzufassen, hervorgehen, daß die sexuelle Eifersucht beim Menschen nicht als ein allen Völkern gemeinschaftlicher Elementarinstinkt, sondern als ein erworbener oder sekundärer Trieb zu betrachten ist. Und daraus erklärt es sich auch, daß unter bestimmten Umständen dies Gefühl auch beim Kulturmenschen fehlen kann, wie wir später noch sehen werden.

2. Keuschheit

Keuschheit und sexuelle Eifersucht sind in vielfacher Beziehung korrelative Begriffe. Es ist klar, daß, wo die Eifersucht fehlt, auch die Keuschheit nicht als eine Tugend geschätzt werden wird. Die bis jetzt beigebrachten Beispiele sind also ebenso viele mittelbare Beweise dafür, daß auch Gleichgültigkeit gegen Keuschheit ein kennzeichnender Zug der primitiven Liebe sein muß. Doch wollen wir hier auch noch einige unmittelbare Beweise für diese Tatsache anführen.

1. Die Promiskuität der Unverheirateten[1]). Da in der Epoche der Primitiven Liebe die Keuschheit der verheirateten Frau so gering geschätzt wird, daß man sie dem Gast usw. preisgibt, so wird es nicht verwunderlich sein, wenn bezüglich der geschlechtlichen Sitten der Unverheirateten noch losere Anschauungen herrschen. Auf Jungfräulichkeit legen denn auch die meisten Naturvölker keinen Wert, wenn auch bemerkt werden muß, daß manche Naturvölker (wie wir noch sehen werden) bereits diesen Fortschritt gemacht haben, ja, daß sogar Fälle bekannt sind, wo umgekehrt die Keuschheit der Unverheirateten streng gefordert wird, während man den verheirateten Frauen eine weitgehende Freiheit gestattet. Doch ist es bei Naturvölkern weit häufiger, daß die ledigen Frauen in geschlechtlichen Dingen größere Ungebundenheit genießen. — So erzählt z. B. Dumont d'Urville[2]) von den *Polynesierinnen* auf Nukahiwa, daß die jungen Mädchen in großer Anzahl sein Schiff besuchten, dort tanzten, scherzten und lachten und sich ohne Zaudern den Matrosen hingaben, und

---

[1]) Vgl. „Formen der Ehe", S. 21—27

[2]) Voyage an Pol Sud et dans l'Océanie, Paris 1842, S. 17f.

daß sie überhaupt in der Zuwendung ihrer Gunst keine Zurückhaltung kennen. —

Eine so große Lockerheit ist nun auch bei Naturvölkern selten; die Gleichgültigkeit gegen die Keuschheit wird dagegen sehr häufig angetroffen. Wir finden sie bei Naturvölkern der verschiedensten Himmelsstriche und fast in allen Weltteilen, so bei *Indianern*, *Ozeaniern*, *Malaien*, *Australiern*, bei *mongolisch-tatarischen Völkern, indischen Stämmen, Afrikanern* usw.[1])

Es kommt sogar vor, daß bei manchen Völkern die jungen Mädchen sich durch geschlechtlichen Verkehr vor der Ehe ihre Mitgift zu erwerben pflegen[2]). So erzählt schon Herodot (I, 93), daß bei dem Volk der *Lyder* sich die Töchter preisgeben, um sich eine Mitgift zu gewinnen, und daß sie dies so lange tun, bis sie ihre Ausstattung beisammen haben und sich alsdann verheiraten. — Auch die alten *Mexikaner* schickten ihre Töchter, wenn sie heiratsfähig wurden, im Land umher, um sich durch Liebschaften ihre Aussteuer zu verdienen. — Auf den *Pelauinseln* geben sich die Mädchen vor der Heirat der männlichen Bevölkerung gegen Geld preis und ziehen sogar in den Bay eines fremden Dorfes, das Vereinshaus der jungen Männer. — Auch bei den *Indianern von Nicaragua* prostituierten sich die Mädchen, um sich eine Aussteuer zu erwerben. — Und noch bei den gesitteten *Japanern* kommt es nicht selten vor, daß ein Vater aus den niedrigen Ständen seine Tochter auf eine bestimmte Zeit einem Yoshiwara (Freudenhaus) überläßt, „was dem guten Ruf der Musme (Mädchen) keinen Eintrag tut[3])".

Gewisse Völker gehen noch einen Schritt weiter, indem sie das Fortbestehen der Jungfernschaft bei einer Erwachsenen geradezu für eine Schande halten, während es ihr zu besonderer Ehre angerechnet wird, vor der Heirat viele Liebschaften gehabt zu haben; so z. B. die *Wotjägen*, die *Chibcha* in

[1]) Reichhaltige Zusammenstellungen der Quellen bei Post, Ethnologische Jurisprudenz, I, 22; Ploß, Das Weib, I, S. 388

[2]) Quellen bei Post, a. a. O., S. 21

[3]) Rein, Japan nach Reisen und Studien, I, 495. Vgl. auch die anschauliche Schilderung von Pierre Loti, „Au Pays des Cycades".

Neu-Granada, die in der Unberührtheit des Mädchens den Beweis sehen, daß sie unfähig sei, Liebe zu erwecken[1]).

Daran schließt sich die Anschauung an, daß ein Mädchen zur Ehe vorgezogen wird, die bereits geboren und dadurch ihre Fruchtbarkeit bewiesen hat[2]). — Im allgemeinen aber werden trotz der erlaubten Ungebundenheit außereheliche Schwangerschaften nicht gern gesehen und gelten vielfach als schmachvoll, weshalb sie verhindert oder aber auch durch eine nachfolgende Heirat legitimiert werden.

(Geschlechtliche Verirrungen.) Man wird wohl allgemein annehmen, daß geschlechtliche Verirrungen nur bei überkultivierten Völkern, und bei diesen nur als eine Verfallserscheinung vorkommen. Dieser Ansicht entgegen ist festzustellen, daß bei einer nicht kleinen Anzahl von Naturvölkern Laster beobachtet worden sind, die sich denen von Babylon und London an die Seite stellen können. Namentlich in fruchtbaren Gegenden, wo der Mensch ohne große Anstrengung den Unterhalt erwirbt, wie z. B. auf den *Südseeinseln*, aber auch in einem so rauhen Klima wie *Kamtschatka*, und sogar in den eisstarrenden arktischen Ländern finden wir geschlechtliche Laster im Schwange, wie sie von keinem Kulturvolk überboten werden und die von naiv schamloser Erotik bis zu Masturbation, Tribadie, Urningtum, Sodomie und bis zu den obszönsten Perversitäten die ganze Skala durchlaufen. — Von den Bewohnern der Insel *Tahiti*, der schon Bougainville den Namen „La Nouvelle Cythère" gegeben hatte, behauptet z. B. der Missionar Ellis, daß „trotz der augenscheinlichen Sanftheit ihrer Veranlagung und der heiteren Gewandtheit ihrer Unterhaltung kein Stamm der menschlichen Rasse je tiefer gesunken war in tierischer Zügellosigkeit und moralischer Erniedrigung als dieses isolierte Volk[3])". Dort wurde sogar ganz öffentlich dem Dienst der Venus gehuldigt. „Unter den Umstehenden befanden sich Frauenzimmer von Stande,

[1]) Ploß, a. a. O., S. 388. Post, S. 23

[2]) Vgl. Post, a. a. O.

[3]) William Ellis, Polynesian Researches, II. Ed. London 1831, Bd. I, S. 97. Vgl. auch Bougainville, Reise um die Welt in den Jahren 1766—1769, aus d. Franz., Leipzig 1783, S. 156ff.

und sie begnügten sich nicht bloß, Zuschauerinnen zu sein, sondern sie gaben dem (etwa elf- bis zwölfjährigen) Mädchen Anleitung, wie es sich zu verhalten habe; wiewohl es, seiner Jugend ohngeachtet, ihren guten Rat eben nicht sehr zu bedürfen schien[1]." — (Nähere Angaben über diesen Gegenstand findet man z. B. bei Ploß, Das Weib, 5. Aufl., I, S. 415ff.; W. Schneider, Die Naturvölker, I, 266; Iwan Bloch, Das Sexualleben unserer Zeit, S. 512 usw.)

3. Ursprüngliches Fehlen des geschlechtlichen Schamgefühls

Auch das geschlechtliche Schamgefühl hat man lange für einen angeborenen Trieb gehalten. „Alle Völker", sagt Montesquieu, „stimmen darin überein, ihre Verachtung gegen die Unkeuschheit der Frauen auszudrücken, deshalb, weil die Natur zu allen Völkern darin spricht." Philosophen, wie Ed. von Hartmann und Tolstoi, haben sogar dem Gefühl der geschlechtlichen Schamhaftigkeit, das sie für angeboren hielten, eine tiefe mystisch-pessimistische, mit der Fortpflanzung eng verknüpfte Bedeutung zugeschrieben. Daß auch diese Ansicht unrichtig ist, darin stimmen alle Ethnologen überein; und der Beweis dafür, daß das sexuelle Schamgefühl nicht angeboren, sondern sekundär und zum Teil erst spät in der Kulturentwicklung entstanden ist, ist schon so oft geführt worden[2], daß ich mich hier darauf beschränken will, nur die hauptsächlichen Argumente zu rekapitulieren.

Bei einigen Völkern geht der Mangel an Schamgefühl so weit, daß sogar die Begattung öffentlich vollzogen wird. Dies war z. B. der Fall bei den schon erwähnten Eingeborenen von Tahiti; ähnliches wird aber auch von anderen *Südseeinsulanern* berichtet, ferner von den *Petschenegern*, von den *Malaien der Philippinen*, von einigen *indischen* Stämmen,

---

[1]) Cooks, I. Entdeckungsreise, hgb. von Hawkesworth, übers. v. Schiller, Berlin 1774, II. Bd., S. 126ff.

[2]) Vgl. z. B.: Lippert, Kulturgesch., I, S. 18, 66, 433ff.; Peschel, Kulturgesch., S. 174; Waitz, Anthropol. der Naturvölker, I, S. 375; Westermarck, Gesch. der menschl. Ehe, S. 187; usw.

von *Massageten, Etruskern, Ausern* usw.[1]), von den *Mesinöken,* die nach Xenophon durch die Öffentlichkeit ihrer Umarmungen bei den Soldaten des Kyrus Anstoß erregten. Und die Tänze solcher Völker sind häufig von der obszönsten Art, getanzte Geschlechtsakte, die „in der eingestandenen Absicht aufgeführt werden, die sinnlichen Leidenschaften zu erregen[2])".

Ferner gibt es eine große Anzahl von Naturvölkern, bei denen sowohl Männer als Frauen vollkommen nackt gehen, ohne dabei die mindeste Verlegenheit zu empfinden. — Von seinen *Bakairi* sagt z. B. von den Steinen[3]): „Unsere Eingeborenen haben keine geheimen Körperteile, sie scherzen über sie in Wort und Bild mit solcher Unbefangenheit, so daß es töricht wäre, sie deshalb für unanständig zu halten. Ein Mann, der dem Fremden mitteilen will, daß er der Vater eines anderen sei, eine Frau, die sich als Mutter eines Kindes vorstellen will, sie bekennen sich ernsthaft als würdige Erzeuger, indem sie mit der unwillkürlichsten und natürlichsten Verdeutlichung von der Welt die Organe anfassen, denen das Leben entspringt." — Manche Schriftsteller haben über die nacktgehenden Völker den Stab gebrochen und die dem Menschen natürliche Nacktheit verdammt, weil sie selbst, an die Verhüllung gewöhnt, in deren Mangel einen unreinen Reiz empfinden; so z. B. Granier de Cassagnac, der darin „eine Ungefügigkeit gegen alle Gesittung" erblickt[4]). Einer so beschränkten Auffassung gegenüber hört man gern, was K. von den Steinen noch weiter über die *Bakairi* sagt (S. 64): „Diese Nacktheit sieht man nach einer Viertelstunde gar nicht mehr, und wenn man sich ihrer dann absichtlich erinnert und sich fragt, ob die nackten Menschen, Vater, Mutter und Kinder, die dort arglos umherstehen oder gehen, wegen ihrer Schamlosigkeit verdammt oder bemitleidet werden sollten, so muß man entweder darüber lachen wie über etwas unsäglich Albernes, oder dagegen Einspruch erheben wie gegen etwas Erbärmliches.

[1]) Vgl. Ploß, a. a. O.
[2]) Bonwick, Daily life of the Tasmanians, S. 27, 38
[3]) Zentralbrasilien, S. 190ff.
[4]) Voyage aux Antilles, I, S. 131

Vom ästhetischen Standpunkt hat die Hüllenlosigkeit ihr Für und Wider wie alle Wahrheit: Jugend und Kraft sehen in ihren zwanglosen Bewegungen oft entzückend, Greisentum und Krankheit in ihrem Verfall oft schauderhaft aus. Unsere Kleider erschienen den guten Leuten so merkwürdig wie uns ihre Nacktheit . . ., mein Hemd erhielt den prunkvollen Namen ‚Rückenhaus'; ich hatte ein ‚Kopfhaus', ein ‚Beinhaus'."

Es wäre übrigens ganz falsch, wenn man solchen Völkern, die das sexuelle Schamgefühl nicht kennen, nun auch das Schamgefühl im allgemeinen absprechen wollte. Gerade wie ein Mensch das (allgemeine) Gefühl der Eifersucht empfinden kann, obgleich ihm das spezielle Gefühl der sexuellen Eifersucht unbekannt ist, genau die gleiche Unterscheidung müssen wir auch für das Schamgefühl gelten lassen. So besitzen z. B. gerade die *Bakairi* und viele andere Naturvölker eine eigene Art des Schämens, die wieder uns Europäern fremd ist: vor anderen zu essen, gilt als höchst unanständig und erregt hochgradige Verlegenheit. „Die Etikette verlangt, daß jeder von den anderen abgewandt für sich ißt." Als von den Steinen von ihnen ein Stück Fisch erhielt, das er „hocherfreut sofort verspeisen wollte, senkten alle ihre Häupter, blickten mit dem Ausdruck peinlicher Verlegenheit vor sich nieder oder wandten sich ab"; es wurde ihm in schonender Weise bedeutet, daß er für sich allein essen möge. Und das ist vielleicht sogar eine vernünftigere Scham als die „Körperscham". Das Kauen und Verschlingen der Nahrung ist wohl nie ein so schöner Anblick, als es der des nackten Körpers sein kann. –

Zu den völlig nacktgehenden Naturvölkern gehören viele *Australier*, *Südseeinsulaner*, *Amerikaner*, *Afrikaner*, z. B. nach Livingstone die *Bava* am Zambesi, nach Baker die *Latuka*, nach Schweinfurt die *Dinka*, die *Djur*, *Schilluk* usw. Sogar die *Eskimos* legen nach Kane in ihren unterirdischen Wohnungen alle Kleidungsstücke ab. – Alle diese Völker finden es ebensowenig unanständig, vollkommen nackt zu gehen, als wir die Nacktheit des Gesichts und der Hände für etwas Unanständiges halten. –

Neben den Völkern, die eine Körperscham nicht kennen,

finden wir übrigens schon auf niederer Kulturstufe andere, denen dieses Gefühl bereits nicht mehr fremd ist. So z. B. sagt Man[1]) von den *Südandamanesen*, daß dort die Weiber nie ohne Schamschürze erscheinen, sie auch nicht einmal vor anderen Frauen ablegen, daß dagegen die Männer bei der Arbeit die Schamschürze ablegen, ohne dabei die mindeste Verlegenheit zu zeigen. Ferner bemerkt er, daß ein benachbarter Andamanesenstamm, die Järawa, ganz nackt geht. —

Während viele australische Stämme nackt gehen, verhüllen nach Richard Semon bei den Eingeborenen am *St. Josephs Fluß* „die Jünglinge" ihre Scham in einer Art Beutel, der aus dichtem Netzgeflecht besteht. Weiter östlich, z. B. in *Hula* und *Aroma*, herrscht die sonderbare Sitte, daß die erwachsenen Männer ihre Scham durch ein zwischen den Beinen durchgeführtes und vorn und hinten am Gürtel befestigtes Band hochbinden, ohne sie aber zu verhüllen. Es gilt für unanständig, sich ohne dieses Band vor Frauen sehen zu lassen. Noch weiter östlich, z. B. in *Milne Bay*, tritt wieder Verhüllung durch breite Bastbänder auf, die vorn und hinten am Gürtel befestigt werden. Die unerwachsenen Knaben gehen überall ganz nackt. Die Frauen und Mädchen bis herunter zum Alter von acht bis zehn Jahren tragen Röcke aus Gras und Kokosnußfasern, die nicht ganz bis zum Knie herabreichen[2]). — Diese und andere Beobachtungen lassen erkennen, daß das Schamgefühl anfänglich in merkwürdig sprunghafter und unberechenbarer Weise aufgetreten sein muß; bald ergreift es nur die Frauen, bald nur einen bestimmten Stamm, während der unter denselben Bedingungen lebende Nachbarstamm davon noch frei bleibt. —

Daß das Gefühl der Körperscham primär, angeboren ist, dürfte von vorneherein unwahrscheinlich sein; denn der Naturzustand des Menschen ist offenbar die Nacktheit. Wie aber ist die Körperscham entstanden? — Schon anderen Ortes haben wir gesehen[3]), daß das geschlechtliche Schamgefühl — und die

---

[1]) On the Aboriginal Inhabitants of the Andaman Islands, London 1883, S. 110

[2]) Rich. Semon, Im australischen Busch, Leipzig 1896, S. 354

[3]) S. d. Entwicklungsgesch. d. Kleid. in „Phasen der Kultur", S. 117 ff.

Körperscham im allgemeinen — hauptsächlich durch das Schmuckbedürfnis und die Kleidung entstanden ist, d. h. durch die Gewohnheit, verschiedene Teile des Körpers durch Schmuck oder Kleidung bedeckt zu tragen und sie dadurch den Blicken anderer zu entziehen [1]). Je nach der Tracht finden wir deshalb bei verschiedenen Völkern eine Gesichtsscham, eine Fußscham, Nabelscham, Haarscham, Beinscham usw. — So herrscht bei den *Mohammedanerinnen* die Gesichtsscham; nicht einmal der Mutter ist manchen Orts es gestattet, ihre Tochter nach dem zwölften Jahre mit unbedecktem Gesicht zu sehen, während die durchsichtigen Kleider alles übrige deutlich erkennen lassen. Ebenso entblößen sich die Frauen der *Fellachen in Ägypten* vor Männern ohne Scham, aber niemals lassen sie das Gesicht sehen. Hottentottinnen tragen (wie die verheirateten Jüdinnen) stets ein Tuch auf dem Kopfe, und manche sind durch nichts zu bewegen, ihre Haare den Blicken anderer preiszugeben. — Auf *Samoa*, auf den *Pelauinseln* gilt nicht die Entblößung der geschlechtlichen Teile, sondern die des Nabels als höchste Unanständigkeit; bei den *Chinesinnen* die des Fußes, ja es gilt schon für anstößig, davon auch nur zu sprechen. — In *Uganda* wurde jeder, der sein Bein in Gegenwart des Königs auch nur auf Zollbreite sehen ließ, mit dem Tode gestraft, während die bedienenden Frauen vollkommen nackt waren. Bei vielen Stämmen *Innerafrikas* tragen die Frauen an der Hüftschnur stets einen Zweig, der aber nicht den vorderen, sondern den hinteren Teil bedeckt, und wenn sie diesen Zweig in Gesell-

[1]) Diese Ansicht wird allerdings von einigen Autoren nicht geteilt. Nach Havelock Ellis soll anfänglich die Scheu des Weibchens vor dem Männchen, sowie die Furcht, Widerwillen und Ekel zu erregen (weil die Schamteile in nächster Nähe der Ausscheidungsöffnungen liegen), die Bedeckung der Geschlechtsorgane verursacht haben; der Einfluß der Kleidung soll erst später hinzugekommen sein (vgl. Buschan in Molls Handbuch der Sexualwissenschaften, S. 232 ff.). Richtig an dieser Theorie ist gewiß, daß die Kleidung nicht die adäquate Ursache der Körperscham ist; sie lenkt bloß das angeborene allgemeine Schamgefühl speziell auf den Körper. In späteren Zeiten wird wohl auch das Ekelgefühl bei der Entstehung der Körperscham eine Rolle gespielt haben; ob aber bei primitiven Menschen, ist wohl fraglich. Der Einfluß der Kleidung ist jedoch offensichtlich.

schaft zufällig verlieren, werden sie von der äußersten Scham ergriffen. — Manchen *Indianerstämmen* galt als höchst unanständig, vor Fremden unbemalt zu erscheinen. — Bei vielen Naturvölkern tragen hauptsächlich die Männer Schmuck aller Art, und bei diesen Völkern zeigen die Männer ein viel entwickelteres Schamgefühl als die Frauen. — Nacktgehende Völker halten oft die Kleidung für etwas Unanständiges, und wenn ihnen die Missionäre Kleider aufdrängten, „schämten sie sich ebensosehr, wie zivilisierte Leute sich schämen würden, wenn sie ihre Kleider ablegten" (Wallace). Die *Chinesen* finden die anschließende Taille der europäischen Frauen als dem Nackten zu nahe kommend äußerst anstößig, die *Mohammedaner* entrüsten sich über die nackten Gesichter unserer Frauen, und „wäre", wie Peschel bemerkt, „ein gottesfürchtiger Muselmann aus Ferghana auf unseren Bällen anwesend, sähe er die nackten Schultern unserer Frauen und Töchter, die Halbumarmungen unserer Rundtänze, so würde er stillschweigend die Langmut Allahs bewundern, der nicht schon vor langer Zeit Feuer und Schwefel über dieses sündige schamlose Geschlecht geschüttet hat".

Aus diesen Notizen wird hervorgehen, daß das Körperschamgefühl im allgemeinen und das sexuelle Schamgefühl im besonderen aus der Gewohnheit, Kleider oder Schmuck zu tragen, hervorgegangen ist. Der paradox erscheinende Satz, daß nicht das Schamgefühl die Bedeckung, sondern umgekehrt die Bedeckung das Schamgefühl verursacht hat, ist also vollkommen richtig: Die Körperscham richtet sich auf diejenigen Teile, die aus irgendwelchen Gründen, entweder des Schmuckes oder des Schutzes halber, gewohnheitsmäßig bekleidet zu werden pflegen. — Dazu kamen dann noch im Verlauf der Kulturentwicklung andere Ursachen: moralische, die dieses Gefühl für die Erziehung zur Einehe als in hohem Grad ausbildungswert erscheinen lassen, dann ästhetische Gründe, schließlich die asketische Fleisches- und Körperscheu des Christentums — doch darüber werden wir später zu sprechen haben.

Daß das sexuelle Schamgefühl dem Menschen nicht angeboren, sondern erworben worden ist, dafür spricht auch,

daß es den Kindern fehlt und erst anerzogen werden muß, und ferner dessen leichte Ablegbarkeit und Unbeständigkeit; Eigenschaften, die für alle die vielen sekundären Gefühle des Menschen — im Gegensatz zu den angeborenen — charakteristisch sind. Eine Dame, die sich sehr schämen würde, auf der Straße mit nackten Füßen oder ohne Handschuhe herumzugehen, empfindet keine Verlegenheit, wenn sie zum Tanzen mit entblößtem Busen erscheint. Frauen, die Luft- oder Sonnenbäder gebrauchen, vermögen in den ersten Augenblicken oft nicht die Augen aufzuschlagen; nach kurzer Zeit schon sitzen sie unbefangen plaudernd bei den anderen.

Ein weiterer archaistischer Charakterzug, der bei vielen Naturvölkern gefunden wird und der für das geschlechtliche Empfinden von großer Bedeutung ist, ist

4. Die Gleichgültigkeit gegen die Wirklichkeit der Vaterschaft[1]) oder besser der Erzeugerschaft

Schon aus den bisher erwähnten Beispielen scheint diese Tatsache hervorzugehen: Ein Mann, der seine Frau an Gäste verleiht, der sie anderen zur Defloration überläßt, sie mit Freunden austauscht usw., kann unmöglich einen großen Wert darauf legen, daß die von dieser Frau geborenen Kinder von ihm selbst erzeugt sind. Da aber Zeugung und Geburt zeitlich weit auseinanderliegen, so könnte man diese Erscheinungen auch auf den bekannten Leichtsinn oder Augenblickssinn des Naturmenschen zurückführen wollen. Doch gibt es noch eine Anzahl anderer Sitten und Gebräuche, die die Tatsache ganz unzweifelhaft erscheinen lassen.

Es wird von Fällen berichtet, in denen absichtlich die Erzeugung anderen zugeschoben wird, und doch die so erzielten Kinder als eigene betrachtet werden[2]). — So finden wir bei den *Eskimos* eine Sitte, die an die schon erwähnte Sitte der alten Spartaner erinnert: Nach Bastholm sehen sie es gern, wenn der Angekok (Priester oder Zauberer) mit ihren Weibern Umgang pflegt, weil sie glauben, dadurch Söhne zu

[1]) Vgl. damit z. B. d'Annunzios Roman „L'Innocente"
[2]) Vgl. Starcke, Primitive Familie, S. 132

erhalten, die alle anderen übertreffen werden[1]). Von den *Keiaz* des Paropamisos wird ähnliches erzählt[2]), und von den alten *Arabern* heißt es: „Eine andere Ehe ist die, bei der der Mann zu seiner Frau zu der Zeit, wenn sie von der Menstruation befreit ist, sagt: ‚Sende eine Botschaft zu N. N. und ersuche ihn, mit dir Gemeinschaft zu haben!' und sich von ihr absondert und sie nicht eher wieder berührt, als bis es klar geworden, daß sie von dem Manne, mit dem sie Gemeinschaft hatte, schwanger geworden ist . . . Dies tut der Mann nur deshalb, um einen edlen Nachkommen zu haben[3])." — Dasselbe Verfahren wird im Fall der Unfruchtbarkeit bei vielen Völkern angewendet und findet sich in dieser Motivierung bis in die Zeiten der Zivilisation hinein. So z. B. bei den *Juden:* Rahel war kinderlos (heißt es in der Genesis, 30, 3—13) und sprach zu ihrem Gatten: Siehe, da ist meine Magd Bilha; lege dich zu ihr, daß sie auf meinem Schoß gebäre und ich doch durch sie erbauet werde. Und sie gab ihm also Bilha, ihre Magd, zum Weibe; und Jakob legte sich zu ihr. Also ward Bilha schwanger und gebar Jakob einen Sohn. Da sprach Rahel: Gott hat meine Sache gerichtet und meine Stimme erhöret und mir einen Sohn gegeben; darum hieß sie ihn Dan . . . —

Eine Anzahl anderer Fälle, wo Zeugung und Vaterschaft sich unmöglich decken können, sind folgende:

Die Leviratsehe der alten *Juden*, die darin bestand, daß der Mann verpflichtet war, mit der Witwe seines verstorbenen Bruders Kinder zu erzeugen, die dann als Kinder des Verstorbenen galten.

„Bei den *Kaffern* erbt der Erbe auch die Weiber seines Vaters oder des Erblassers. Der Sohn berührt die Weiber seines Vaters nicht, aber er kann sie anderen Männern geben, gewissermaßen ausleihen, und die in solchen Verhältnissen erzeugten Kinder sind sein Eigentum, sie werden als Kinder des Verstorbenen angesehen[4])."

---

[1]) C. Bastholm, Historiske Efterretninger, Kopenhagen 1803, I, S. 162

[2]) R. G. Latham, Descriptive Ethnology, London 1859, II, S. 246

[3]) G. A. Wilken, Das Matriarchat bei den alten Arabern, aus dem Holl., Leipzig 1884, S. 26 [4]) Post, Grundlagen, S. 206

Bei der *indischen Niyogaehe* erzeugt die Frau eines kinderlosen Mannes, noch bei dessen Lebzeiten, mit dessen Bruder oder nächstem Anverwandten Kinder, die als die Kinder jenes gelten.

Wenn auf den *Marianen* eine getrennte Frau, die Kinder hat, sich verheiratet, gilt der zweite Gatte als deren wirklicher Vater[1]).

Bei den *Osseten* verheiratet ein Mann seinen sechsjährigen Sohn mit einem erwachsenen Mädchen; er erzeugt dann mit seiner Schwiegertochter Kinder, die als rechtmäßige Kinder des kleinen Sohnes gelten[2]). Diese sogenannte Knabenehe findet sich auch bei den *indischen Reddies.*

Bei vielen Völkern, die Post[3]) zusammengestellt hat, wird zwischen ehelichen und unehelichen Kindern ein rechtlicher Unterschied überhaupt nicht gemacht.

Diese Sitten, die unserem Empfinden so fremd erscheinen, erklären sich daraus, daß das Verhältnis der Eltern und besonders des Vaters zu den Kindern nicht als ein verwandtschaftliches Blutband, sondern als ein Eigentumsverhältnis aufgefaßt wird. Dem Mann gehören die Kinder der Frau, auch wenn sie von einem anderen erzeugt worden sind, denn die Frau gehört ihm, gerade etwa (um einen Vergleich Napoleons I. zu gebrauchen) wie alles, was in einem Garten wächst, dem Besitzer des Gartens gehört; ob er gesäet hat oder ein anderer, ist nach dieser primitiven Anschauung vollkommen gleichgültig.

Mehrere Autoren haben die Behauptung aufgestellt, daß niederstehende Naturvölker den ursächlichen Zusammenhang zwischen Beischlaf und Empfängnis überhaupt nicht kennen; daß sie somit die Beiwohnung nicht in der Absicht, Kinder zu erzeugen, sondern bloß zum Vergnügen oder aus Instinkt ausüben, und daß schon aus diesem Grunde der primitive Mensch auf die Vaterschaft keinen Wert legen könne. Doch ist von anderer Seite bestritten worden, daß unter den noch

[1]) Freycinet, II. Teil, I, 476, nach Starcke, a. a. O., S. 136
[2]) Haxthausen, II, 23, nach Starcke, S. 167
[3]) Ethnologische Jurisprudenz, II, S. 17

lebenden Wildvölkern eine solche Unwissenheit vorkomme. Zweifellos muß es aber eine Zeit gegeben haben, wo die Menschen (oder Vormenschen) so wenig wie die Tiere den Zusammenhang zwischen Begattung und Geburt erfaßt hatten[1]). Und ebenfalls sicher ist es, daß noch heute viele Völker glauben, daß die Befruchtung durch Sonnenstrahlen oder durch die Berührung mit Pflanzen, den Anblick von Tieren, denen die Frau im Walde begegnet, besonders aber auch durch den geschlechtlichen Verkehr mit überirdischen Wesen, Geistern und Göttern bewerkstelligt werden könne. Namentlich ist auch der Glaube verbreitet, daß die Frauen durch das Totemtier (Empfängnistotemismus) befruchtet werden können. Und die Ansicht Reitzensteins, daß die Fabel vom Storch ursprünglich nicht bloß von Kindern, sondern auch von Erwachsenen geglaubt wurde, ist sicherlich richtig.

Ein anderer Brauch, der unter den Naturvölkern verbreitet ist und ebenfalls eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Erzeugerschaft verrät, ist der Kinderaustausch und die Adoption. Gewiß zeigen alle Naturvölker eine große Liebe und Zärtlichkeit für die Kinder, ja sogar oft in höherem Maße als Zivilisierte; aber es müssen durchaus nicht gerade die eigenen Kinder sein, denen sie ihre Liebe und Sorgfalt zuwenden. — Von den *Südandamanesen* sagt E. H. Man[2]), daß sie ihre Kinder als Zeichen der Freundschaft untereinander auszutauschen pflegen, so daß man in den Familien gewöhnlich mehr adoptierte als eigene Kinder findet, und daß die beiden Arten von Kindern mit derselben Freundlichkeit behandelt werden. Die Eltern pflegen übrigens ihre Kinder regelmäßig zu besuchen. — Eine ganze Anzahl ähnlicher Fälle

[1]) Vgl. über die interessante Frage: F. v. Reitzenstein, Der Kausalzusammenhang zwischen Geschlechtsverkehr und Empfängnis in Glaube und Brauch der Natur- und Kulturvölker. Zeitschrift für Ethnologie, 41. Jahrg., 1909, S. 644; Hartland, Primitive paternity, London 1909, 2 Bände; Frazer, Totemism and Exogamy, London 1910, 4. Bd., S. 61 ff.; Emil Goldmann, Mitteilungen der anthropolog. Gesellschaft in Wien 1911, S. 165 ff.

[2]) E. H. Man, On the Aboriginal Inhabitants of the Andaman Islands, London 1883, S. 56—58

haben Post[1]) und Lubbock[2]) zusammengestellt. Auf den *Tongainseln* herrscht nach Mariner[3]) die Sitte, daß die Frauen sich zu Müttern fremder junger Personen machen, um sie aufzuziehen und sie in jeder Weise mit allen Annehmlichkeiten des Lebens zu versehen. Dies geschieht sogar häufig bei Lebzeiten der wirklichen Mutter, und in einem solchen Fall wird die zweite der ersten gleichgestellt. Dieselbe Sitte herrscht auf *Samoa*, den *Marquesas-* und anderen Inseln der *Südsee*[4]). —

Auch auf den unteren Stufen der Zivilisation ist die Adoption noch sehr häufig; zu den anderen Motiven tritt hier noch ein religiöses: der Ahnenkult. Die (männlichen) Nachkommen sind verpflichtet, die verstorbenen Vorfahren mit Opfern und Gebeten zu verehren, und es gilt als ein großes Unglück, kinderlos zu sterben, weil dann die abgeschiedene Seele heimatlos wird und der Opferdarbringungen entbehren muß. — So spielte z. B. bei den *Römern* die Adoption gleichfalls eine wichtige Rolle. Sie wurde durch eine Nachahmung des Geburtsaktes abgeschlossen und war ohne diese Scheinhandlung nicht gültig. Diese Sitte scheint sich bis auf die Zeit Nervas erhalten zu haben, der bei der Adoption des Trajan die übliche Zeremonie in den Tempel des Jupiter verlegte. Diodorus gibt einen merkwürdigen Bericht von einem sehr ähnlichen, bei den *Griechen* vorkommenden Gebrauch und erwähnt, daß Juno bei der Adoption des Herkules eine Scheinentbindung durchzumachen hatte[5]). — Auch in *Japan* ist die Adoption ungemein verbreitet und häufig. „Angenommene Kinder sind unzählige in Japan," sagt Dalmas[6]). Arme geben dort ihre Kinder an Reiche ab, die sie in ihre eigene Familie aufnehmen. —

Die uns fremdartige Auffassung des elterlichen Verhältnisses, die sich in dem Brauch der Adoption besonders bei

---

[1]) Ethnologische Jurisprudenz, I, S. 96
[2]) Entstehung der Zivilisation, 3. Aufl., S. 77
[3]) Tonga Islands, London 1818, II, S. 93
[4]) Vgl. z. B. Williams (Fiji and the Fijians, London 1858, I, S. 181). Williams erzählt sogar den Fall, daß Eltern ihr eigenes Kind ermordeten, um einem adoptierten Säugling die Mutterbrust zukommen zu lassen.
[5]) Lubbock, a. a. O. [6]) Les Japonais, S. 156

Naturvölkern spiegelt, wird beleuchtet durch das ganz ähnliche Verhalten, das wir bei vielen höheren Tieren beobachten. Bei vielen Arten der Wirbeltiere hängt die Liebe der Mutter zu den Jungen nicht immer „von der Tatsache des Gebärens" ab. Vögel, Katzen und Hunde säugen und pflegen fremde Jungen, sogar wenn sie von einer ganz anderen Spezies abstammen, mit derselben Sorgfalt wie ihre eigenen. Es ist bekannt, daß Hündinnen mit der größten Liebe selbst junge Löwen, Katzen, ja junge Hühner und Enten aufziehen, und auch bei Vögeln ist die Adoption von Waisen sehr allgemein beobachtet worden. Wir haben es also hier mit einem wiewohl schönen, doch tierähnlichen primitiven Zug der menschlichen Rasse zu tun. Und daß es sich wirklich um eine ursprüngliche Charaktereigenschaft des Menschen handelt, darauf deutet auch das älteste Verwandtschaftssystem der Menschheit, das sogenannte Altersklassensystem hin. Wie wir bei anderer Gelegenheit dargelegt haben[1]), besteht dieses System darin, daß die ganze Horde in drei Klassen oder Schichten eingeteilt ist: in die Schichten der Großeltern, der Eltern und der Kinder. Die sämtlichen Mitglieder einer Schicht sind Väter und Mütter eines jeden Mitgliedes der nächstunteren Schicht und Großväter und Großmütter der zweitunteren Schicht, so daß also jeder nicht bloß eine Mutter und einen Vater hat, sondern mehrere Mütter und mehrere Väter: In so hohem Grade ist der Mensch ursprünglich sozial veranlagt, daß, wenigstens nach diesem System zu urteilen, sogar das Verhältnis zwischen Mutter und Kind in der Urzeit kein physiologisches oder individuelles, sondern ein herdenmäßiges gewesen zu sein scheint. Selbstverständlich soll damit aber nicht angezweifelt werden, daß die Mutterliebe immer zu den elementarsten Trieben der weiblichen Psyche gehört hat.

5. Das Fehlen der sogenannten „romantischen Liebe"

Schließlich haben wir noch eine besonders merkwürdige und überraschende Tatsache festzustellen: in dem geschlechtlichen Empfinden des primitiven Menschen fehlt gerade das

---

[1]) Die Familie, S. 22ff.

Gefühl, das wir im besonderen unter dem Begriff der Liebe verstehen: die Liebesleidenschaft, oder wie sie von manchen Soziologen genannt worden ist, die „romantische Liebe".

Während auf einer höheren Kulturstufe das Liebesgefühl sich aus sinnlichen, ästhetischen, freundschaftlichen und anderen höheren Gefühlen zusammensetzt, die die „Verliebtheit", das Bestricktsein, die unbedingte Hingabe, das leidenschaftliche und brennende Verlangen nach einer bestimmten Person zur Folge haben und sich in Kosen, Küssen, Umarmungen, Eifersuchtsausbrüchen, zärtlichen Tändeleien, Liebesbeteuerungen usw. äußern — geht die Liebe der Primitiven nicht über die bloße Geschlechtsbegierde hinaus, die Ehe ist ihnen im wesentlichen ein herrschaftliches Verhältnis, die Frau ein nützliches Haustier und die Liebesumarmung ein rein animalischer Akt.

Für diese merkwürdige Tatsache haben wir gute Beweise[1]). „*Die Indianer*", sagt Loskiel[2]), „sehen ihre Weiber als Fremdlinge an; mancher sagt ganz frei: Meine Frau ist nicht mein Freund, d. h. sie ist nicht mit mir verwandt und geht mich weiter nichts an." — Morgan erzählt von einer Abahuelinfrau, namens Ethabe, die drei Jahre mit einem Schwarzfußindianer verheiratet war, ohne sich mit ihm unterhalten zu können. „Da keines von beiden sich bemüht hatte, des anderen Sprache zu erlernen, so verkehrten sie nur durch Zeichen miteinander[3])." — In *Australien* herrscht nach Eyre[4]) „zwischen den beiden Geschlechtern wenig wahre Zuneigung. Die jungen Eingeborenen berechnen den Wert eines Weibes nur nach ihren Dienstleistungen als Sklavin. Fragt man sie, warum sie sich so eifrig nach Frauen umsehen, so erwidern sie gewöhnlich, sie bedürften ihrer zum Wasser- und Holztragen und zum Transport ihrer sämtlichen Habseligkeiten". Die Behandlung der Frauen ist eine entsprechend rohe: „bei

---

[1]) Vgl. die Zusammenstellungen bei Lubbock, Entstehung der Zivilisation, 3. Aufl., S. 60; Westermarck, Gesch. der menschl. Ehe, 16. Kapitel; Finck, Romantische Liebe, 2 Bände

[2]) Geschichte der Mission der evangelischen Brüder unter den Indianern, Seite 74

[3]) Systems of Consanguinity, S. 227

[4]) Expedition of Discovery into Central Australia, II, S. 321

dem geringsten Anlaß zum Ärger geraten ihre Glieder in eine gar unsanfte Berührung mit dem Speer". Nach Eyre findet man nur selten ein weibliches Wesen, das nicht die Spuren der Mißhandlung an seinem Körper trüge. — „*Der Neger*", sagt Zöller[1]), „liebt, wie er ißt und trinkt. Aber ebensowenig wie einen schwarzen Feinschmecker, habe ich jemals einen Neger gesehen, der der Wollust eine idealere Seite abzugewinnen vermocht hätte." — Monteiro berichtet, daß er in allen den langen Jahren, die er in *Afrika* gewesen, „nie einen Neger seinen Arm um die Hüfte einer Frau schlingen oder eine irgendwie geartete Liebkosung erteilen oder empfangen gesehen, welche auch nur auf die geringste liebevolle Rücksicht oder Zuneigung auf einer der beiden Seiten hätte schließen lassen[2])". — Sehr bezeichnend für die Auffassung der Naturvölker ist es auch, daß *südamerikanische Stämme* ihre für den Marterpfahl bestimmten Kriegsgefangenen bis zu dem Tage der Hinrichtung mit einer ihrer Frauen verheiraten. Der Sieger macht sich eine Ehre daraus, dem Gefangenen seine Schwester zur Frau zu geben, oder auch die Witwe eines im Kampf gefallenen Kameraden. Wenn dann der Gefangene am Marterpfahl hingerichtet worden ist, „so nähert sich die Gattin der Leiche, und man läßt ihr etwas Zeit, einige Tränen zu vergießen und seinen Hingang durch einige Wehklagen zu ehren. Aber diese Trauer ist bald zu Ende und ohne Zweifel sehr wenig ernsthaft. Denn sie verzichtet nicht auf das Recht, von der Leiche, wie die anderen, zu essen, und sie ist oft unter den ersten, die ihren Wunsch nach dieser Speise am lebhaftesten kundgeben[3])". — Daß auch bei unseren Altvorderen, den alten *Germanen*, eine ebenfalls sehr rohe Auffassung des Geschlechtsverhältnisses bestanden hat, bezeugen, entgegen der Tendenzschrift des Tacitus, z. B. folgende Tatsachen: „In der Erzählung der nordischen Sagas schließt sich nicht selten der Brautlauf der Witwe mit dem Erben unmittelbar an den Tod des Gatten an: Hochzeits- und Totenmahl

---

[1]) Forschungen in Kamerun, II, S. 69

[2]) Finck, Romantische Liebe, I, S. 467

[3]) Lafitau, Mœurs des Sauvages Amériquains, II, S. 294, 303

fallen zusammen[1]). Und nach Weinhold[2]) bestand nach altem germanischen Brauch ,die Ansicht, daß der Witwe des Erschlagenen voller Ersatz durch Verheiratung — mit dem Totschläger geleistet würde'[3])."

Allerdings sind von manchen Reisenden auch Fälle von romantischer Liebe bei Naturvölkern beobachtet worden, wenigstens Fälle, in denen sich die Mädchen der von den Eltern vollzogenen Wahl des Bräutigams aufs höchste widersetzten, oder, wenn sie den Gegenstand ihrer Wünsche nicht besitzen konnten, zum Selbstmord griffen[4]). Doch sind das vereinzelte individuelle Ausnahmen; im allgemeinen, im großen ganzen, ist das Geschlechtsverhältnis der Naturmenschen aller Liebesleidenschaft bar; und diese Tatsache geht auch sehr deutlich aus den poetischen Erzeugnissen der Naturvölker hervor, von denen Große sehr treffend sagt[5]): „In der primitiven Lyrik wird das Verhältnis der beiden Geschlechter kaum anders als in der rohesten Art berührt. Es ist uns nicht gelungen, bei den *Australiern*, den *Mincopies* und *Botokuden* auch nur ein einziges Liebeslied zu entdecken; und von der Poesie der *Eskimo* sagt ihr bester Kenner, Rink, ausdrücklich, ,daß sie für das Gefühl der Liebe kaum einen Raum haben'. Man steht vor diesem Mangel zunächst wie vor einem Rätsel. Gibt es denn ein Gefühl, welches das Gemüt tiefer erregt? . . . Die Liebe in unserem Sinn ist eine Blüte, welche sich auf dem armen und dürren Boden des Jägerlebens nicht entfalten kann . . . keine geistige Neigung . . . sondern eine sinnliche Leidenschaft, die im Genuß rasch verraucht."

Ganz besonders kennzeichnend ist es auch, daß der Kuß, ohne den für den zivilisierten Menschen Liebe kaum gedacht werden kann, bei den Naturmenschen etwas voll-

[1]) Lamprecht, Deutsche Geschichte, I, S. 109

[2]) Die deutsche Frau im Mittelalter, I, S. 204

[3]) Nach Schrader (Sprachvergleichung und Urgeschichte, 3. Aufl. 1907, S. 362) bestand bei den meisten indogermanischen Völkern der auch jetzt noch bei den rohesten Stämmen vorkommende Brauch, daß die Frauen getrennt von den Männern speisen mußten.

[4]) Eine Zusammenstellung solcher Fälle bei Westermarck, a. a. O., S. 359; Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker, VI, S. 775

[5]) Anfänge der Kunst, S. 233

kommen Unbekanntes ist[1]). Nach den übereinstimmenden Nachrichten der Reisenden ist das Küssen unter Liebenden den Naturvölkern *Afrikas*, *Amerikas*, *Ozeaniens* und *Australiens* ganz fremd, und sogar noch die *Chinesen* empfinden Ekel davor. — Doch die Geschichte des Kusses wird uns später zu beschäftigen haben.

Zum Schlusse, zur Vervollständigung des Bildes der primitiven Liebe, sei noch hinzugefügt, daß der Mensch von Natur nicht monogam, sondern polygam und exogam ist, und daß die Tendenz zur wahren Monogamie erst durch die Kultur entstanden ist. Darüber haben wir schon ausführlich im vierten Buch „Die Familie" gehandelt[2]). Da aber diese Frage sehr wichtig und noch immer umstritten ist, werden wir in dem Kapitel über die Ehe nochmals darauf zurückkommen.

Doch darf man sich unter der polygamen Charakteranlage des primitiven Menschen auch kein Zerrbild vorstellen. Man würde sehr irren, wenn man glaubte, daß der Liebesdrang bei den einfachen Naturvölkern, d. h. also besonders bei den Jägervölkern, besonders stark entwickelt wäre. Das erotische Bedürfnis scheint bei ihnen stark zurückzutreten, namentlich bei den Stämmen auf der untersten uns bekannten Kulturstufe, wo die Notdurft, der Hunger und die körperliche Anstrengung, diese unfehlbar wirkenden Antiaphrodisiaka, die geschlechtlichen Bedürfnisse gegenüber dem Selbsterhaltungs- und dem Nahrungstrieb weit in den Hintergrund des Bewußtseins zurückdrängen. So sagt z. B. G. Fritsch[3]): „Die *Buschmänner* sind nicht sehr der Sinnlichkeit ergeben, zu welcher ihr hartes Leben unter den schwersten Entbehrungen auch eine ungeeignete Schule ist." Von den *Senoi* gibt R. Martin[4]) an, daß „von einem irgendwie lebhaften Geschlechtstrieb bei ihnen nichts zu bemerken war". Und

---

[1]) Vgl. Finck, Romantische Liebe, I, S. 466

[2]) Die Familie: „Die geschlechtliche Naturanlage des Menschen", S. 16—41

[3]) Die Eingeborenen Südafrikas, S. 444

[4]) Die Inlandstämme der malaiischen Halbinsel, Jena 1905, S. 874

viele Beobachtungen von Reisenden bestätigen dieses leicht begreifliche Verhalten auch bei anderen Naturvölkern[1]).

(Zusammenfassung)

Die vergleichende Betrachtung der Naturvölker hat uns ergeben, daß die primitive Liebe, deren Dauer sich wohl über Jahrhunderttausende erstreckte und deren einzelne Züge wir jetzt noch bei vielen Naturvölkern vorfinden, durch große Einfachheit und Tierähnlichkeit gekennzeichnet ist. Nur die für die Fortpflanzung der Art notwendigen „primären" Bestandteile — geschlechtliche Anziehung, Mutterliebe usw. — sind als Elementartriebe allen Völkern gemeinschaftlich, während jene höheren sekundären Liebesgefühle, die — verbunden mit den primären — später das eigentliche Bild der Liebe zusammensetzen, fehlen. Es fehlen der primitiven Liebe die Gefühle der sexuellen Eifersucht, der Keuschheit, das geschlechtliche Schamgefühl, die Wertschätzung der Wirklichkeit der Erzeugerschaft und vor allem die eigentliche personale Liebesleidenschaft, die „romantische Liebe", die auf höheren Kulturstufen für die Anziehung der Geschlechter gerade das charakteristische Merkmal abgibt. Mit anderen Worten: Ursprünglich setzte sich das Bild der Liebe nur aus den primären, animalischen Bestandteilen zusammen; alles, was später zu diesem Grundstock hinzukam, ist ein Geschenk der Kultur. —

Damit wäre jedoch nicht bloß die Liebe der Primitiven aufgedeckt, sondern auch der angeborene Sexualcharakter, der sexualbiologische Grundstock des Menschen, da ja die Traditionswerte der Kultur sich biologisch nicht vererben.

Daß für diese Theorie die vergleichende Betrachtung der Naturvölker ganz allein für sich ausreichend ist, soll jedoch

---

[1]) Vgl. Robertson Smith, Religion of Semites, S. 454ff., 1894; Westermarck, Human Marriage, S. 66–70, 150–156; Frazer, Golden Bough, II. Ausg. 1901, S. 29; Hubert u. Maus, Essai sur le sacrifice, L'année sociologique 1899, S. 50ff.; Crawley, Sexual Taboo, Journ. Anthrop. Inst. XXV (Nach Havelock Ellis, Das Geschlechtsgefühl, Würzburg 1909, S. 313)

nicht behauptet werden. Denn wenn auch bei den Naturvölkern die primären archaistischen Züge noch stark vorwiegen, so sind aber die einzelnen Völker, und zwar in sehr unregelmäßiger Weise, bald zu dieser, bald zu jener der höheren sekundären Gemütseigenschaften aufgestiegen. — Doch haben wir noch andere Beweise für diese Theorie, nämlich den ontogenetischen und den historischen.

Der ontogenetische Beweis besteht darin, daß das einzelne Individuum in der Tat die Entwicklungsstufen durchläuft, die nach unserer Theorie vorher die Gattung durchlaufen hat. Allerdings ist dieser Beweis dadurch beeinträchtigt, daß das Individuum zur Zeit der Pubertät schon sehr stark durch das Milieu kultürlich beeinflußt ist. Nichtsdestoweniger aber sehen wir jedenfalls, daß dem Kinde das sexuelle Schamgefühl wie das der Körperscham anfangs völlig fremd ist und erst durch die Erziehung vermittelt wird. — Und ebenso ist es mit dem Ekelgefühl; Kinder scheuen sich z. B. nicht, tote Mäuse in ihren Taschen zu bergen oder sehr unappetitliche Sachen in ihren Mund zu stecken. Bei jungen Männern, bei Soldaten, Studenten, Bauernburschen, läßt sich beobachten (obgleich auch sie schon durch die kultürliche Umwelt stark beeinflußt sind), daß bei ihnen der Hang zur Polygamie ungleich stärker ist als beim reifen Mann; ferner, daß ihr sexuelles Ekelgefühl außerordentlich gering ist (Prostitution), und daß sie sich um die Folgen ihrer Liebesabenteuer und um ihre Vaterschaft oft äußerst wenig kümmern. Die Eifersucht allerdings existiert bei der Jugend zweifellos in hohem Maße, aber wohl nur da, wo entweder die Eitelkeit, der Bevorzugte zu sein, oder der Besitz, oder die durch die Klutur vermittelte Liebesleidenschaft in Frage kommen. —

Dasselbe zeigt uns auch die Vergleichung der verschiedenen Klassen einer und derselben Nation; selbstverständlich nicht der Besitz-, sondern der Bildungsklassen. Bei den kulturarmen Klassen nähert sich oft das Bild in ganz frappanter Weise dem der Primitivität. Bei den wirklich Gebildeten dagegen zeigt sich das Liebesleben durch die Verbindung und Durchsättigung mit höheren geistigen Gefühlen bereichert und veredelt.

Von ganz besonderer Wichtigkeit für unsere Theorie ist natürlich der historische Beweis, den wir jetzt antreten wollen. Der Kontrast zwischen Natur- und Kulturvölkern, sowie besonders der geschichtliche Nachweis der späteren Entstehung der sekundären Liebesgefühle dürften wohl zeigen, daß die Theorie von den primären und sekundären Liebesgefühlen tatsächlich zu Recht besteht.

II. Familiale Epoche

(Die sekundären Liebesgefühle)

Im vorhergehenden versuchten wir, das so fremdartige Bild der „Primitiven Liebe" in seinen Hauptzügen zu entwerfen. Steigen wir nun eine Kulturstufe höher, gehen wir von den Naturvölkern zu den zivilisierten Völkern über, so stoßen wir auf eine merkwürdige Charakterumwandlung: überall, bei *Chinesen* und *Japanern*, bei *Indern* und *Babyloniern*, bei *Griechen* und *Römern*, sind die sekundären Gefühle, d. h. die Gefühle der sexuellen Eifersucht, der sexuellen Scham, der Wertschätzung der Keuschheit und der Wirklichkeit der Elternschaft, bereits ausgebildet und auch die romantische Liebe ist aufgesproßt, wenn auch keineswegs schon zu der Blüte, die für unsere Zeit kennzeichnend ist. — Wenn wir uns nur ein paar Namen aus der alten Geschichte ins Gedächtnis zurückrufen, wie Hektor und Andromache, Odysseus und Penelope, Äneas und Dido, Perikles und Aspasia, Nausikaa, Virginia, oder uns an die Vestalinnen erinnern oder an das „Hohe Lied" und an den Hymnus, den Sophokles dem Eros sang:

Eros, Eros, du unbesieglicher im Kampfe,
der du auf den weichen Wangen der Jungfrauen lauerst . . .,

so werden wir keinen Augenblick darüber im Zweifel sein können, daß wir hier einen Gegensatz zur „Primitiven Liebe" vor uns haben, der der Umwandlungsfähigkeit des menschlichen Gemüts alle Ehre macht.

* * *

(Zur Geschichte der sekundären Liebesgefühle) Es liegt auf der Hand, daß Gegensätze von solcher Größe nicht plötzlich aufeinander folgen können, daß eine so tiefgreifende Umwandlung langsam und allmählich vor sich gegangen sein muß. In der Tat finden wir einerseits schon bei Naturvölkern fast überall Anfänge der sekundären Liebesgefühle[1]), ja sogar in manchen Fällen schon auf der Stufe der Wildheit. Und andererseits zeigt uns die Geschichte, daß die sekundären Liebesgefühle bei den Völkern der Familialen Epoche nur sehr langsam Wurzel faßten und sich dann ganz allmählich entwickelten.

(Schamgefühl) So gab es z. B. in *Rom* ein ithyphallisches Götterbild (Tutunnus), auf dessen Penis die Jungvermählte bei der Hochzeit reiten mußte[2]). Der Gott Priapus mit aufgerichtetem Penis war vielfach in Gärten und Feldern aufgestellt als Sinnbild der Fruchtbarkeit und als Schutzmittel gegen Diebe[3]). — Nach der biblischen Erzählung beschlief *Absalon* die Frauen seines Vaters David öffentlich auf dem Dache des Hauses, um dadurch dem Volke anzuzeigen, daß er von dem Hauswesen seines Vaters Besitz ergriffen habe. — Daß bei *Homer* die Königstöchter die fremden Gäste badeten und salbten, wurde früher schon erwähnt; auch in der späteren Zeit noch trugen die *Griechen* in ihren Prozessionen große Phallusbilder, die als Symbole der Fruchtbarkeit galten. — Im Mittelalter „gingen in *Deutschland* in Hütten wie in Schlössern alle Menschen völlig entkleidet zu Bett. Eine Menge Schriftsteller jener Zeit bringen dafür die bündigsten Beweise[4]).

[1]) Vgl. Westermarck, Gesch. d. menschl. Ehe, S. 120, 498. Die Liste W.s ist übrigens mit Vorsicht aufzufassen, da dem Autor der Unterschied zwischen sexueller Eifersucht und Besitzeifersucht entgangen ist. Post, Ethnologische Jurisprudenz, II, S. 358

[2]) Arnobius, „Adversus nationes", Lib. IV, cap. 7; St. Augustinus, De civitate Dei, Lib. VI, 9; Lactantius, De falsa religione deorum. Ed. Migne, Paris 1844, Col. 227

[3]) Otto Stoll, Das Geschlechtsleben in der Völkerpsychologie, S. 660ff. Vgl. bes. Buschan, Das Sexuelle in der Völkerkunde, 4. Kap. Der Phalluskultus im Handbuch der Sexualwissenschaften, hgb. von Albert Moll, Leipzig 1912, S. 280ff.

[4]) Bei Alwin Schultz, I, S. 169

Dabei teilten, namentlich in kleineren Haushaltungen, immer viele Menschen denselben Schlafraum, und in den meisten Fällen mehrere dasselbe Lager. Nur ein Bekleidungsstück bildete darin, daß es gerade der Nacht und dem Hause diente, eine charakteristische Ausnahme: ein Kopfputz der Frau mit breiten Bändern. In Dänemark hatte sich die Sitte, sich für die Nachtruhe völlig zu entkleiden, noch bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts allgemein erhalten. ‚Ein polnischer Offizier, der im Jahre 1658 mit dem Hilfskorps seiner Landsleute dorthin kam, erzählt, wie alle in diesem Land nackt zu schlafen pflegten. Auf die Frage, ob sie sich doch nicht schämten, ohne Rücksicht auf das Geschlecht, sich in seiner Gegenwart zu entkleiden, antworteten sie: dessen, was Gott geschaffen, brauche sich niemand zu schämen; außerdem könne das Leinen, das den ganzen Tag dem Leib treulich gedient habe, es wohl bedürfen, daß es wenigstens des Nachts geschont werde‘[1].“ — Bildwerke des 15. Jahrhunderts vergegenwärtigen uns noch anschaulich das Verhalten im Bade, das zu gleicher Zeit von unbekleideten Männern und Frauen benützt wird. Und merkwürdigerweise tragen auf einem dieser Bilder zwar die Männer eine Art Schambinde, während die Frauen völlig unbekleidet, wohl aber mit Halsketten und Kopfputz geschmückt sind[2]. — Charakteristisch für die naive Auffassung im Mittelalter waren auch die Formen der Bäckereien; man gab jahrhundertelang dem kleinen Gebäck, den Semmeln, Brezeln usw. die denkbar obszönsten Gestaltungen („quaedam pudenda muliebria, aliae virilia ... Adeo degeneravere boni mores, ut Christianis obscoena et pudenda in cibis placeant“, sagt Champier), und die entsprechenden Namen wurden von allen ehrbaren Leuten, Laien und Geistlichen, Familienvätern und Jungfrauen mit der größten Unbefangenheit im täglichen Leben im Mund geführt[3].

(Keuschheit) Auch die Verpflichtung zur Keuschheit konnte sich nur langsam durchsetzen. Im allgemeinen galt

---

[1]) Lippert, Kulturgeschichte, I, S. 434ff.

[2]) Alwin Schultz, a. a. O., I, S. 171; Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter, neue Folge, S. 28ff.

[3]) Legrand d'Aussy, Histoire de la vie privée des Français, II, S. 268

sie nur für die Frau, nicht jedoch für den Mann; und sogar für die Frau nicht unter allen Umständen, wie folgende Beispiele zeigen. So bestimmte das *Bochumer* Landrecht in § 52, 1, daß der Ehemann, der ein eheliches Weib hat und nicht ihr Frauenrecht tun kann, sie seinem Nachbar bringen soll. — Das *Benker* Heiderecht fügt hinzu, der Mann solle die Frau hinterher wieder aufnehmen, nach Hause tragen, sacht niederlegen und ihr ein gebraten Huhn und eine Kanne Wein vorsetzen[1]). Allerdings wurde dies Recht der Ehefrau auf außereheliche Liebe nur für den Fall der Unfähigkeit des Mannes zugebilligt und sogar gesetzlich anerkannt, und bekanntlich erklärte noch Luther in seiner Schrift „vom ehelichen Leben", daß ein Eheweib, dessen Mann untüchtig sei, von diesem verlangen könne, daß sie mit seiner Zustimmung „mit seinem Bruder oder nächsten Freund eine heimliche Ehe habe"[2]).

Doch außer für den besonderen Fall der Impotenz des Mannes war allgemein in der Hochfamilialen Phase die Frau rechtlich zur Keuschheit verpflichtet. Aber nicht so der Mann; ihm stand die Prostitution zur Verfügung, die überall in der Hochfamilialen Phase so häufig vorkommt, daß sie geradezu zu deren wesentlichen Merkmalen gerechnet werden muß. — Im Mittelalter galten die „Frauenhäuser" als eine für das städtische Leben notwendige und selbstverständliche Einrichtung und der außereheliche Verkehr durchaus nicht als unsittlich; nicht bloß weltliche Behörden, sondern hie und da auch Bischöfe, ja *in Rom* sogar der Papst selbst, bezogen Abgaben von den Bordellen, und Bischöfe und Päpste rechneten solche Gefälle zu ihren Regalien[3]). Die päpstliche Kammer bezog von ihren Bordellen Einnahmen, die im 16. Jahrhundert bisweilen 20000 Dukaten betragen haben sollen[4]). Auch der Erzbischof

---

[1]) Vgl. Gierke, Der Humor im deutschen Recht 1886; Rudeck, Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland, 2. Aufl., S. 215; Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, 4. Aufl., S. 613ff.; Alwin Schultz, Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert, Leipzig 1892, S. 159

[2]) Max Bauer, Das Geschlechtsleben in der deutschen Vergangenheit, 5. Aufl., S. 64f.

[3]) Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter, neue Folge, S. 294

[4]) Rudeck, a. a. O., S. 42

von *Mainz* bezog Einkünfte aus einem Freudenhaus; im Jahre 1442 beschwerte er sich, daß ihm die Stadt durch Konkurrenz Eintrag tue „an den gemeinen Frauen und Töchtern und an der Buhlerei“[1]). Auch der Bischof von *Straßburg* errichtete 1309 ein Frauenhaus. Sogar als Lehen wurden Frauenhäuser vergeben. So belehnte z. B. der Bischof von *Würzburg* die Grafen von Henneberg als Marschälle des Bistums mit dem Würzburger Frauenhaus[2]). — Bei anderen Völkern der Hochfamilialen Phase genossen die Hetären eine besondere Hochachtung und standen in einem höheren Ansehen als die famelierten Frauen. — In *Abessinien* waren die Kurtisanen hochgeehrt und nahmen am Hofe des Königs eine hohe Stellung ein; sie wurden oft sogar mit der Regierung einer Stadt oder einer Provinz betraut. „Die gesetzlichen Gemahlinnen sind stolz darauf, sie in ihrem Hofstaat zahlreich vertreten zu sehen, und leben mit ihnen auf dem Fuße der größten Vertraulichkeit“[3]). — Die Bajaderen in *Indien* genossen viele Vorrechte und wurden durch den Titel „edle Damen“ (Begum) geehrt[4]), und als Buddha nach *Vesali* kam, nahm er Wohnung bei der Obersten der Bajaderen, obgleich ihr der Magistrat der Stadt diese Ehre streitig gemacht hatte[5]). — In der *japanischen* Dichtung nehmen Mädchen eine hohe Stelle ein, die sich auf einige Jahre in ein Freudenhaus verkauft hatten, um mit dem Erlöse ihre Eltern oder Geliebten zu unterstützen. Nach F. S. Kraufs[6]) soll in Japan der Verkehr mit den Freudenmädchen nicht als Unzucht, sondern als eine Zeitehe aufgefaßt werden und diese Anschauung aus mutterrechtlichen Nachklängen hervorgegangen sein. Die Geishas gelten dort als bürgerlich ehrbar. — In *Athen* wurden manchen Hetären königliche Ehren erwiesen und vielen von ihnen wurden öffentliche Standbilder errichtet[7]). — In einigen

[1]) v. Maurer, Gesch. der Städteverfassung in D., III, S. 109. 1870

[2]) Kriegk, a. a. O.

[3]) Combes u. Tamisier, Voyage en Abyssinie, Paris 1838, II, S. 108—120

[4]) Mantegazza, Indien, S. 287

[5]) Giraud-Teulon, Les origines du mariage, S. 44

[6]) Das Geschlechtsleben in Glauben, Sitte und Brauch der Japaner, Leipzig 1907, S. 71 ff.

[7]) Döllinger, Heidentum und Judentum, S. 684

der alten Götterkulte war die Prostitution sogar mit der Religion verquickt. In *Babylon* mußte sich jede Frau des Landes, wes Standes sie auch war, einmal in ihrem Leben an den Altar der Liebesgöttin Mylitta setzen und sich dem ersten besten Fremden, der ihr Geld in den Schoß warf, preisgeben; der Lohn dafür wurde der Göttin geweiht[1]). Die religiöse Prostitution war im Altertum über viele Orte in *Vorderasien* und *Griechenland* verbreitet, z. B. *Byblos*, *Cypern*, *Korinth*, *Milet*, *Tenedos*, *Lesbos*, *Abydos* usw. Neben den Tempeln der Aphrodite erhoben sich die Freudenhäuser, in denen zur Ehre der Göttin zahlreiche Hierodulen (zu Koman waren es nach Diodor[2]) sechstausend) der Prostitution lebten, deren Erlös der Göttin geopfert wurde.

(Erstes Auftreten der romantischen Liebe) Einen oft merkwürdig stürmischen Charakter zeigte bei ihrem ersten Auftreten die romantische Liebe. Sie kommt über die Völker der Hochfamilialen Phase meist wie ein Zauber, der plötzlich die höhern Stände erfaßt, zu den seltsamsten Verirrungen führt, dann erlischt, um sich erst in einer späteren Phase zu einer normalen und im Volk weitverbreiteten Erscheinung des Liebeslebens zu verdichten.

So war es bei den Hellenen. Offensichtlich führte bei ihnen die Begeisterung für die Schönheit des menschlichen Körpers, in deren künstlerischer Darstellung sie unübertroffen sind, die romantische Liebe herauf; jedoch unter seltsamen Verirrungen. Denn die griechische Frau lebte in dem Gynäzeum abgesperrt wie eine Gefangene, sie war jeder Bildung bar, aller Umgang mit Männern außer dem eigenen war ihr versagt. Nicht gebildeter als eine dienende Magd, war sie zu minderwertig, um dem Mann eine tiefere und anhaltende Leidenschaft einflößen zu können. So wendete sich das Liebesverlangen der Männer den Hetären zu, die wie die Aspasia, Phryne, Lais — im Gegensatz zu den unter der Last der Haushaltung verkümmerten famelierten Frauen — Schönheit mit hoher Bildung, Weltgewandtheit und Kunstsinnigkeit verbanden und

[1]) Herodot, I, 199
[2]) 3, 57

dem Mann als das Ideal freier und gleichberechtigter Weiblichkeit erschienen[1]).

Aber mehr noch als zu den Hetären ging die romantische Liebe bei den *Griechen* — in ihrem ersten irrevollen Umhertasten — zum Mann. Diese „griechische Liebe" hatte sich entzündet bei den gymnastischen Übungen in den Palästren und Gymnasien; das Laster verbreitete sich so allgemein, daß es als etwas Selbstverständliches und Natürliches galt und von den besten Denkern und Philosophen gebilligt und ausgeübt wurde (vgl. z. B. das Gastmahl des Plato). Und was das Seltsamste ist, diese Leidenschaft nahm vollständig die Charakterzüge der natürlichen Geschlechtsliebe an; wir finden in den homosexuellen Liebesverhältnissen der *Griechen* alle jene Züge — leidenschaftliche Hingebung, sinnliches Bestricktsein, rasende Eifersucht, nächtliches Weilen vor der Tür des Geliebten, zärtliche Tändeleien, glühende Sehnsucht nach dem Abwesenden —, die zur natürlichen Liebesschwärmerei gehören und diese bei ihrem ersten Auftreten zu einer grotesken Karikatur verwandelten[2]).

Einen anderen Charakter zeigte die romantische Liebe in ihrem ersten Auftreten bei den *Römern, Juden, Indern, Ägyptern, Chinesen, Japanern.* Überall nämlich bei den Völkern, die in der Hochfamilialen Phase angelangt sind, finden wir ihre ersten Anfänge. Aber wie verschieden sie sich bei den einzelnen Völkern einführte und entwickelte, ergibt z. B. ein Vergleich der Ars amandi des Ovid, der Oden des Horaz, der Erzählung des Virgil von Äneas und Dido, mit dem Hohen Liede der *Juden*, mit den 700 Sprüchen des Hala, die etwa um das 3. Jahrhundert v. Chr. in *Indien* gedichtet wurden. „Die chinesischen Romane", sagt Klemm[3]), „schildern die Allgewalt der Liebe in der ergreifendsten Wahrheit. Niemals aber denken die jungen Leute daran, die Freuden der Liebe anders als nach vollzogener Ehe zu genießen, diese aber gedenken sie auch nie ohne die Einwilligung der Eltern

---

[1]) Athenäus (XIII, 7) preist die Vorzüge, die die Hetären vor den Ehefrauen voraushaben. Vgl. Becker, Charikles, II, S. 488

[2]) Vgl. Döllinger, Heidentum und Judentum, S. 685

[3]) Kulturgeschichte, VI, S. 105

zu schließen." In den Klumpfüßen der *Chinesinnen*, die die Frau am Ausgehen verhindern und sie zu einem „sitzsamen" Leben anhalten, in der Gepflogenheit der *Japanerinnen*, nach der Heirat die Augenbrauen zu rasieren und die Zähne schwarz zu lackieren, erkennen wir leicht das Walten des liebenden Ehemannes; denn, wie schon der heilige Augustinus wußte: wer nicht eifersüchtig ist, liebt auch nicht. — Im *Mahabharata* heißt es von der jugendlichen Damayanti: „In Nachdenken verloren, traurig, bleichen Angesichts, magerte sie zusehends ab, und Seufzen war ihr einziges, ihr liebstes Tun. Sah man sie den Blick aufwärts richten, ganz in Grübeln versunken, so hielt man sie schier für trunken. Oft mit einem Male ward sie blaß im ganzen Gesicht, kurz, es war deutlich, Liebessehnsucht hielt ihren Sinn umfangen. Im Bett liegen, sitzen, essen, alles ist ihr zuwider: nicht nachts, nicht bei Tag findet sie Schlaf. Ach und Weh! so tönen ihre Klagerufe und immer von neuem beginnt das Weinen." Der Dichter, der diese Schilderung entworfen hat, muß offenbar die romantische Liebesschwärmerei gekannt haben[1]). —

Nach dem Untergang der alten Welt erschienen neue Völker auf der Weltbühne[2]). Bei ihrem ersten Auftreten standen diese, hauptsächlich aus germanischen Elementen bestehenden Völkerschaften, noch in der Spätverwandtschaftlichen Phase; sie durchliefen dann, nach der Völkerwanderung, die Frühfamiliale Phase und gelangten im Mittelalter in die Hochfamiliale Phase, in die auch bei ihnen, wie bei allen anderen Völkern, das erste Auftreten der romantischen Liebe fällt, deren Bild aber hauptsächlich durch den Einfluß einer asketischen Kirche wieder einen besonderen Charakter annahm[3]).

Im 12. Jahrhundert hatte die Kirche die absolute Dauermonogamie, d. h. die Unauflösbarkeit der Ehe und die Ver-

---

[1]) Über die Periode des indischen Minnedienstes vgl. Rich. Schmidt, Beiträge zur indischen Erotik. Das indische Gegenstück zu Ovids Ars amatoria ist das Kamasutram des Vatsyayana.

[2]) Vgl. Die Familie, 9. Kapitel

[3]) Vgl. Die Familie, S. 190

femung jedes von ihr nicht geheiligten Geschlechtsverkehrs, durchgesetzt: Die Kirche suchte einen eisernen Druck auszuüben. Sogar der Geschlechtsgenuß in der Ehe galt, wenn auch nicht als sündhaft, so doch als unrein und niedrig. Die Frau wurde, da sie nach der biblischen Erzählung alles Übel in die Welt gebracht, als ein sündhaftes und untergeordnetes Wesen betrachtet.

Aber in derselben Entwicklungsphase wie bei den anderen, früher genannten Völkern, erschien auch bei den romanisch-germanischen Völkern die romantische Liebe, und zwar in der Form des mittelalterlichen „Minnewesens"[1]). Anfänglich wurde in den Liedern der provenzalischen Troubadours, der wandernden Minstrels, der deutschen Minnesänger die Frau „als ein ideales Wesen betrachtet, dem man nur mit einer an Anbetung grenzenden Verehrung nahen durfte[2])". Wie dies z. B. in folgenden Versen Wolframs von Eschenbach ausgesprochen wird:

Genügt auf ewig hätt es mir,
Wenn ich mit meiner bloßen Hand
Rühren dürft an ihr Gewand.
Ließ ich nun von edler Scheu,
So schien ich selbst mir ungetreu.

Doch diese reine und schüchterne Schwärmerei war nicht von langer Dauer. „‚Die Frau Venus' wurde allgewaltig, und jedermann huldigte ihr als seiner Herrin, der Laie und der Geistliche, der Kaiser und der Papst, wie der einfachste Ritter und Dichter[3])." Aber nicht um die Braut diente der Ritter, sondern fast immer um die Minne einer verheirateten Frau. Seiner eigenen Gattin, wenn er verheiratet war, durfte er seine Ritterdienste nicht widmen: so fielen Liebe und Ehe ganz auseinander, und gerade der Reiz des Verbotenen gab dieser

---

[1]) Hellwald, Menschl. Fam., S. 560; Jakob Falke, Die ritterliche Gesellschaft im Zeitalter der Frauenkultur, S. 49; Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter; Alwin Schultz, Das höfische Leben im Mittelalter; Finck, Romantische Liebe, Volksausg., I, S. 186; Ed. Wechßler, Das Kulturproblem des Minnesangs, 2 Bde., Halle a. S. 1909

[2]) Symonds, n. Finck, I, S. 207

[3]) Hellwald, a. a. O., 560

Schwärmerei ihren besonderen Charakter. Der Ritter dient um den Liebeslohn seiner Dame in heimlichem Verhältnis, das von Aufpassern (merkern) gefährdet ist[1]). Bei diesen heimlichen Liebesverhältnissen war bald weder den Männern noch den Frauen mit bloßem Anbeten und Schmachten mehr gedient[2]); das letzte Ziel der Wünsche wird offen als der beste Lohn bezeichnet[3]). So bewirkte der unnatürliche Druck, den die asketische Kirche auf den Liebesdrang ausübte, daß der natürliche Trieb, anstatt ein Sporn zu edlem Streben und zur höchsten Lebensfreude zu werden, immer zügelloser und roher wurde und schließlich in Laster und Verirrungen ausartete[4]). — Hand in Hand damit ging der Verfall der Kloster-

---

[1]) Weinhold, a. a..O., I, S. 254

[2]) Alwin Schultz, a. a. O., I, S. 451

[3]) Weinhold, a. a. O., I, S. 254

[4]) Wie sonderbar manche dieser Verirrungen waren, mag die folgende Schilderung einer Epidemie von Liebesnarrheit zeigen, die ich Hellwalds Kulturgeschichte entnehme. Diese Epidemie brach im 17. Jahrhundert in Spanien aus; Hellwald sagt darüber (in seiner Kulturgeschichte, Augsburg 1885, 2. Bd., S. 477):

„Die Liebe wurde zur selbstmörderischen Flagellantenwollust, und ihre Fessel symbolisiert sich in einem Stachelgürtel; die Liebesnarren waren wie wildbrütende, lustgepeinigte Geißelmönche."

„Der wollüstige Götzendienst entlieh der Religion ihre rituellen Formen, indem er die Bußübungen derselben als Liebesopfer adoptierte. Es war Hofmode, daß die Höflinge sich während der Fastenzeit geißelten und kasteiten; besondere Kirchenzuchtmeister unterwiesen, gleich Fechtmeistern, in der Kunst, die Geißelrute und Flagelle richtig und anmutvoll zu handhaben. Während der Karwoche pflegten dann die jungen vornehmen Flaggellanten allabendlich, von ihren Fackelträgern begleitet, durch die Straßen zu laufen, und zwar in einem Ordenskostüm, welches an das der Heulderwische erinnert haben soll. Sie trugen nämlich glockenförmige Batiströcke und konische Mützen mit einem Linnenschleier, der ihre Züge verhüllte. Vor den Balkonen ihrer Götzinnen machten sie halt und gaben das Schauspiel ihrer Fleischeskreuzigung jenen Damen preis, wobei von diesen letzteren erhaltene Bänder ihre Geißel schmückten. Die wahre Fashion bestand darin, die Geißel nur mit dem Handgelenk ohne besondere Armbewegung zu gebrauchen, wobei das Blut nicht auf die Kleider spritzen durfte. Die Herzenskönigin schmückte indes ihren Balkon wie einen Opferaltar mit Blumen und brennenden Wachslichtern und ermutigte ihren Martyr mit Wort und Gebärde. Wenn der Flagellant unterwegs

zucht, der schon im 11. und 12. Jahrhundert einsetzte. Es entstanden die Doppelklöster, d. h. Mönchs- und Nonnenklöster, die dicht beieinander waren. Und in vielen Klöstern trat nun an die Stelle der Frömmigkeit und der Gelehrsamkeit: Trägheit, Heuchelei und Unzucht.

Das Rittertum entartete schnell, im 16. Jahrhundert war seine Blüte schon verwelkt. Auf die Zeiten der Zügellosigkeit folgte die Reformation. Kirche und Staat bekamen wieder die Zügel in die Hand und schufen strenge und geordnete Verhältnisse. — So endete die kurze Episode des ersten Auftretens der romantischen Liebe im Mittelalter. —

Von einigen Forschern ist behauptet worden, daß die romantische Liebe dem gesamten Altertum fremd gewesen und überhaupt erst seit Dante (Vita nuova!) und Petrarka ihren Einzug in das menschliche Gemüt gehalten habe[1]). Richtig an dieser Behauptung ist, daß die Liebesleidenschaft in der Hochfamilialen Phase teils in Form von Verirrungen, teils in einer ganz anderen Art als in unseren Tagen, teils nur episodisch aufgetreten ist. So wurden die Anfänge der romantischen Liebe bei den *Römern* schnell unter einem Wust roher Sinnlichkeit und Ausschweifung erstickt, in *Griechenland* wendete sie sich den Hetären zu und entartete in Homosexualität, in *Indien*, im europäischen *Mittelalter* trat sie nur

---

einer vornehmen Dame begegnete, so mußte er sich einen solchen Hieb versetzen, daß sein Blut womöglich der Dame ins Antlitz spritzte, wofür der Liebesnarr ein süßes Lächeln einheimste. Zuweilen kam's, daß zwei nebenbuhlerische Bußritter sich vor dem nämlichen Balkon begegneten, dann ward die Geißel zur Duellwaffe; die Kämpfer zerfleischten sich mit Geißelhieben, die Lakaien hieben mit brennenden Fackeln aufeinander ein, und das Schlachtfeld blieb dem Sieger, der nun seine Huldigung darbrachte. Gewöhnlich folgte ein großes Festmahl auf den Mummenschanz. Eine alte spanische Reisebeschreibung enthält darüber folgende Stelle: ‚Der Büßende nimmt an der Tafel mit seinen Freunden Platz, welche ihn mit Komplimenten überhäufen und das Glück seiner Dame preisen. Die ganze Nacht wird mit Erzählungen von derartigen Liebesbußen verbracht, und manchmal ist einer, der aus Liebe so unbarmherzig auf sich hineingewütet hat, am Osterfeste so krank, daß er nicht einmal die Messe besuchen kann'."

[1]) Vgl. Finck, Romantische Liebe und persönliche Schönheit, 2 Bände, Breslau 1894

als eine kurze Episode, gleichsam als eine geistige Epidemie auf, und auch in *China* und *Japan* konnte sie sich niemals zu der Höhe erheben, die sie in unserer Zeit erreicht hat.

Der tiefere Grund dieser Erscheinung liegt wohl darin, daß in der Früh- und Hochfamilialen Phase die Ehe nicht eine Angelegenheit der Person, sondern der Familie war, daß die Gattenwahl fast ganz in der Hand der Eltern und namentlich des Vaters lag, der fast ausnahmslos sich für den reichsten unter den Bewerbern des Mädchens zu entscheiden pflegte. — So sagt Becker im Charikles: „Es war etwas ganz Gewöhnliches, daß ein Vater für seinen Sohn die Frau wählte, und oft dazu noch eine, die der Bräutigam nie gesehen hatte." (Also nicht nur die Töchter, sondern sogar die Söhne konnten oft nicht wählen.) Witwen verheirateten sich in *Griechenland* meistens in Übereinstimmung mit den testamentarischen Anordnungen des verstorbenen Gatten, wobei auf ihre eigenen Wünsche ebensowenig Rücksicht genommen wurde wie in dem Fall der Mädchen[1]). — Auch in *China* sieht der Bräutigam die (vom Vater gekaufte) Braut meist zum erstenmal am Tage der Vermählung. — In einer Erzählung des *russischen* Geschichtschreibers Karamsin heißt es: „Schon steht sie vor dem Altar neben dem Jüngling (den ihr die Mutter zum Gatten erwählte, ohne daß ihn die Tochter je gesehen hätte); schon ist die heilige Handlung beendet und noch immer hat sie nicht den angeblickt, der von nun an der Gebieter ihres Willens sein sollte — o Ruhm dir Mutter und tugendhafte Tochter, die ihr in den alten slawischen Sitten erzogen seid!" — Auch von unseren Altvorderen „wurde die Ehe nicht als eine Vereinigung zweier Liebender, sondern als ein Amt voll von Pflichten und Rechten nicht nur zwischen den Gatten selbst, auch zwischen ihren Angehörigen betrachtet, und die Heirat als ein Band, welches zwei ineinandergegliederte Körperschaften verbündete . . . Daher war in alter Zeit die Wahl der Gatten allerdings eine Sache von Wichtigkeit für die Verwandtschaft beider. Und deshalb hat die deutsche Brautwerbung von der Urzeit an bis auf die letzten Jahrhunderte das Ansehen einer

[1]) Vgl. auch die bei vielen Völkern vorkommende „Leviratsehe".

geschäftlichen Verhandlung, welche zwischen Geschlecht und Geschlecht mit vieler Rücksicht auf Konvenienz gepflogen wurde[1])". „Die Ehe (sagt Joh. Kunze) wurde meistens nicht aus Neigung geschlossen. Sie war eine ‚Verstandes'sache, zu der reifliche Überlegung führte. — Die Eheschließung war eine Angelegenheit der ganzen Familie . . . Die Liebe kam bei der Eheschließung nicht in Betracht[2])." — Noch im 18. Jahrhundert wurden in *Wien* die Heiraten zwischen den Eltern verabredet, während die betreffenden oft noch in der Wiege lagen. 'War die verabredete Zeit da, so mußte der Bräutigam zu der ihm bestimmten Braut gehen und sie, auf sein rechtes Knie sich niederlassend, um ihre Hand bitten. Das Fräulein mußte ihn — das war ebenfalls Vorschrift — verschämt an ihre Eltern weisen. Anderen Tages erschien er bei diesen in zierlichster Gala, brachte seine Werbung in wohlgesetzter Rede, oft auch in Versen an, die ein Winkelpoet gedrechselt, und die Sache war abgemacht[3]).

In der Hochfamilialen Phase war also die Ehe — wie noch jetzt in manchen Herrscherhäusern, wo die Krone mit der Krone, oder bei unseren Bauern, wo der Acker mit dem Acker verheiratet wird — Familiensache, d. h. im wesentlichen eine ökonomische Angelegenheit. Nicht die Liebesleidenschaft führte Mann und Frau zur Ehe zusammen, sondern höchstens eine Art „unpersönlicher Zuneigung", und vor allem der Wille der Eltern. Nun kann sich aber die romantische Liebe nur da entfalten, wo die Geschlechter frei nach ihrem Wunsche wählen können, denn ihr Reich ist die Zeit vor der Heirat. Nach der Heirat geht die Liebesschwärmerei in ein anderes, beständigeres, aber meist weniger stürmisches und bestrickendes Gefühl über, in das der Gattenliebe, mit dem die romantische Liebe nicht verwechselt werden darf. Die Gattenliebe aber war in der Hochfamilialen Phase schon auf den Unterstufen der Zivilisation

[1]) Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, 15., 16. und 17. Jahrhundert

[2]) Joh. Kunze, Zur Kunde des deutschen Privatlebens in der Zeit der salischen Kaiser, Berlin 1902, S. 35, 36, 37

[3]) Scherr, Geschichte deutscher Kultur und Sitte, S. 441

allgemein und schon bei vielen Naturvölkern verbreitet; von Homer wurde sie mit den bekannten Versen besungen:

Nichts ist wahrlich so wünschenswert und erfreulich,
Als, wenn Mann und Weib in herzlicher Liebe vereinigt,
Ruhig ihr Haus verwalten, dem Feind ein kränkender Anblick,
Aber Wonne dem Freund; und mehr noch genießen sie selber.

Die romantische Liebe dagegen konnte sich erst dann zur Blüte entfalten, nachdem sich in der Spätfamilialen Phase die Familie so weit zersetzt hatte[1]), daß die Gattenwahl aus einer Angelegenheit der Familie zu einer Angelegenheit der Person geworden war. Diese Erscheinung gehört aber bereits der „Personalen Epoche" zu und wird dort weiter zu verfolgen sein.

Ursachen der Entstehung der sekundären Liebesgefühle

Wir sehen also, daß die sekundären Liebesgefühle sehr langsam und allmählich sich entwickelten, daß sie zum Teil schon in der Wildheit und Barbarei vereinzelt auftraten, dann zum Teil periodenweise aufblitzten, zu Verirrungen führten, Rückschlägen verfielen, aber trotzdem sich immer deutlicher entfalteten und so eine der großartigsten Umwandlungen des menschlichen Gemüts hervorbrachten, die schon ganz allein die verkehrte Behauptung, daß sich der Mensch immer gleich bliebe, zu widerlegen imstande ist.

Versuchen wir nun, uns darüber klar zu werden, welche Ursachen dieser bedeutungsvollen Umwandlung zugrunde lagen.

* * *

Was zunächst die Entstehung der sexuellen Eifersucht und der Wertschätzung der Keuschheit betrifft, so haben wir unter den in dieser Epoche wirkenden Ursachen zunächst anzuführen: das Aufkommen der Kaufehe.

Überall, wo sich Arbeitsteilung und Handel entwickeln, werden Güter produziert, die immer mehr zur Anhäufung von Reichtümern führen; und fast überall, wo Reichtum

[1]) Vgl. über die Desintegration der Familie: Die Familie, S. 206ff.

entstanden ist, bürgert sich dann auch der Gebrauch ein, die Weiber wie andere Güter und Waren zu kaufen. — Obgleich nun die Kaufehe der Frau den Stempel der Ware aufdrückte, war sie doch für deren soziale Stellung ein Fortschritt; die Frau war ein Gut geworden, für dessen Erlangung man einen Teil des heißgeliebten Reichtums hatte hingeben müssen und das man deshalb auch für sich allein zu haben wünschte; denn der Handel schärft den Sinn für das Mein und Dein. Indem ferner der Kaufpreis bei einer etwaigen Verstoßung der Frau (die vorher keine Schwierigkeiten bot) verfiel, wurden die Ehen durch den Frauenkauf beständiger. Und da der Reichtum auf die Kinder, die nun nicht mehr bloße Besitzstücke des Mannes, sondern auch seine Erben waren, überging, mußte man wünschen, daß es auch nur die eigenen, d. h. die selbsterzeugten Kinder sein sollten.

Aber nicht nur auf die Keuschheit der Ehefrau erstreckte sich der Einfluß der Kaufehe, sondern auch auf die der unverheirateten Mädchen. Der Kaufmann will intakte Ware; das Weib hat jetzt seinen Preis, ist dieser nicht entrichtet, so gilt ihre unbezahlte Liebe für sie und ihre Familie als entehrend[1]). Denn eine Ware, die man verschenkt, kann keinen großen Wert haben: das ist kaufmännische Denkart. — Und diese Denkart finden wir sogar schon auf der untersten uns bekannten Kulturstufe. So hören wir schon von den australischen *Narrinyeri*, daß „bei ihnen die Zustimmung der Eltern und Verwandten zur Ehe ihrer Tochter noch für notwendiger gehalten wird (als die des Mädchens selbst), und daß ein Mädchen, das sich formlos einem Manne anschließt, um mit ihm zu leben, als eine Art Prostituierte betrachtet wird. Bei ihnen ist nämlich die Ehre eines Mädchens eng verknüpft mit der Tatsache der Entschädigung, die ihre Eltern für ihr Weggeben erhalten. Daß nichts für sie gegeben worden sei, ist ein Makel, der für immer an ihr haftet, wenn sie diese Form vernachlässigte[2])". Ebenso meinen die *Indianer von Kolumbien:* „Ein Weib wegzugeben, ohne einen bestimmten

[1]) Vgl. Lippert, Kulturgeschichte der Menschheit, I, S. 127

[2]) Ratzel, Völkerkunde, II, S. 70

Preis dafür zu verlangen, sei für ihre Familie im höchsten Grad entehrend[1])." Und bei den *Modoks von Kalifornien* „werden die Kinder eines Weibes, das seinem Manne nichts gekostet hat, nicht für besser als Bastarde gehalten und von der ganzen Gesellschaft mit Verachtung bestraft[2])".

Es scheint also, daß an der Wiege der Keuschheit ein sehr niederes Motiv als Genius gestanden hat; zugleich haben wir aber auch in der Kausalkette: Handel — Entstehung von Reichtum — Kaufehe — Keuschheit eines der vielen Beispiele vor uns, das zeigt, in wie einschneidender Weise das Reich der Sittlichkeit durch die Entwicklung der Wirtschaft beeinflußt wird.

Als eine andere Ursache für die Entstehung der Keuschheit kommt hinzu der bei vielen Naturvölkern beobachtete Gebrauch der „Kinderverlobung"; oft werden nämlich, um zwei Familien durch Verschwägerung fester aneinander zu ketten, die Mädchen schon als Kinder verlobt; und diese Sitte bewirkt, daß die Mädchen, die sonst volle Freiheit genießen würden, auch schon vor ihrer Verheiratung denselben Beschränkungen unterworfen werden wie die verheirateten Frauen[3]).

Eine viel wichtigere, abermals wirtschaftliche Ursache für die Entstehung der sexuellen Eifersucht und Keuschheit ist dann bei Beginn der Zivilisation die Differenzierung der Männer in Berufe. Bei einem Volk, wo nur die Männer differenziert sind, die Frauen aber keinen Beruf außer den der Hausfrau ausüben, liegt aller Erwerb in den Händen der Männer, und die Frauen sind ganz auf die Männer angewiesen; sie sind gezwungen, ihre Liebe, ihr einziges Gut, zugleich als den Preis ihrer Versorgung darzubringen — und nur um diesen Preis. Infolgedessen bildet sich jener schon von Schopenhauer klar verstandene und geistvoll geschilderte „Korpsgeist" unter den Frauen aus, vermöge dessen die gesamte Weiblichkeit — in diesem einen Punkte — instinktiv zusammenhält und jede Zuwiderhandelnde (die ihre Liebe

[1]) Bancroft, Native races of the Pacific States of N-A, I, S. 277

[2]) Ebenda, S. 350

[3]) Vgl. Starcke, Primitive Familie, 225

verschenkt, ohne dafür die Versorgung zu fordern) haßt, verfolgt und verstößt, wie der Arbeiter den Streikbrecher, wie der Kaufmann den Konkurrenten, der ihm durch Unterbietung die Existenz raubt.

Doch die Differenzierung der Männer hatte noch weitere Folgen. Wie wir anderen Ortes dargelegt haben[1]), war die Gliederung der Männer in Berufe die wichtigste Ursache davon, daß die verwandtschaftliche Organisation der Gesellschaft in die herrschaftliche überging; und das Ergebnis dieser Umwandlung war die Entstehung des Staates. Im Interesse des Staates lag es aber, geordnete Familien- und Eheverhältnisse herbeizuführen. Schon bei den verwandtschaftlich oder sippschaftlich organisierten Völkern werden unverheiratete Mütter ungern gesehen, obgleich ihnen die Sippe eine Versorgung bietet. Als nun aber die Sippenorganisation verfallen war, ruhte der Staat ganz auf der Familie. Er stützte deshalb diese und die Dauermonogamie durch seine Autorität und durch Strafgesetze und übte so einen starken Einfluß aus auf die Entwicklung der Keuschheit und der sexuellen Eifersucht.

In derselben Richtung wirkte später die Kirche weiter. In ihren ersten Anfängen verkörperte sie die Auflehnung der Unterdrückten gegen die Ausbeuter; indem sie ihre Anhänger auf das Jenseits verwies, proskribierte sie allen irdischen Genuß und alle Sinnesfreude und stellte als höchstes Ideal die Ehelosigkeit und die absolute Keuschheit auf. Durch die Einrichtung der Ohrenbeichte gewann sie Macht, besonders über die Frauen, und übte dadurch einen hervorragenden Einfluß auf die Verbreitung der Wertschätzung der Keuschheit aus.

Zu diesen von außen wirkenden Ursachen kamen innere, psychologische, die wieder in der steigenden Kultur und der dadurch herbeigeführten Verfeinerung des Gemüts und der Bereicherung des Vorstellungslebens ihren Grund haben.

Zunächst haben wir gesehen, daß auch der Naturmensch, der die sexuelle Eifersucht nicht kennt, trotzdem der Besitz-

[1]) Phasen der Kultur, S. 208f.

eifersucht nicht ermangelt. Sobald die Frau sich mit einem anderen hinter seinem Rücken einläßt, muß er befürchten, seinen nützlichen Dienstboten zu verlieren, und oft genug entläuft ihm die Frau mit dem neuen Liebhaber, auf die Verführung folgt die Entführung. Im Ehebruch liegen also die Präliminarien zu einem Vorgang, in dem er schließlich der Betrogene ist. Obgleich nun Besitzeifersucht und sexuelle Eifersucht sehr verschiedene Dinge sind, so muß jene diese doch verschärfen, je mehr der menschliche Verstand aus dem Momentdasein des Naturmenschen sich zu Voraussicht und Erwägung der Zukunft erhebt.

Dazu trat ein weiterer psychologischer Grund: das Aufkommen des physischen Ekels, der nach Spinoza sogar die Hauptursache der sexuellen Eifersucht ist: „Denn wer sich vorstellt", sagt Spinoza[1]), „daß eine Frau, die er liebt, sich einem anderen preisgibt, wird nicht bloß Unlust empfinden, weil sein Verlangen gehemmt wird, sondern er verabscheut auch diese Frau, weil er gezwungen wird, die Vorstellung der Geliebten mit den geheimen Körperteilen und Exkrementen eines anderen zu verbinden." Und auch Ed. v. Hartmann scheint dieser Ansicht zu sein, da er öfters in seinen ethischen Schriften den Vergleich mit „dem Glas, aus dem schon ein anderer getrunken hat", heranzieht. — Diesen physischen Ekel kennt nun der Naturmensch nicht; als Pantophage ist er gewöhnt, die ekelhaftesten und widerlichsten Dinge zu essen und ohne Scheu Larven, Würmer, Kröten, faules Fleisch und dergleichen zu verspeisen[2]). Diese Ekellosigkeit zeigt sich bei manchen Naturvölkern besonders auch bei ihren Totengebräuchen. So berichtet Richard Semon von den *papuanischen Stämmen in Südost-Neuguinea:* „Sie haben die Sitte, ihre Toten direkt unter den Häusern zu begraben. Außerdem existieren noch eine Anzahl besonders widerwärtiger und gesundheitsschädlicher Trauersitten. Nahe Verwandte schlafen wochen- und monatelang dicht neben der Leiche des Verstorbenen, die zunächst in einem besonderen Trauerhause niedergelegt wird,

---

[1]) Ethik, 135. Lehrsatz, Anm.
[2]) Vgl. Phasen der Kultur, S. 50

4*

und beschmieren sich mit der Flüssigkeit des verwesenden Körpers, ehe sie es über sich gewinnen, sich von ihm zu trennen[1]).“ — Also auch dieser physische Ekel, dessen Aufkommen jedenfalls einen starken Einfluß auf die Verstärkung der sexuellen Eifersucht ausgeübt hat, ist nicht angeboren, sondern als ein sekundäres Gefühl erst im Verlauf der Kulturentwicklung entstanden[2]).

Außer dem negativen Gefühl des Ekels brachte die Kultur noch eine andere, positive Verfeinerung des menschlichen Gefühlslebens mit sich: die Lust des ästhetischen Wohlgefallens. Die Anfänge dazu sind zwar auch beim Naturmenschen vorhanden; er wird ein dralles robustes Weib mit ausgesprochenen Geschlechtscharakteren wohl einem anderen vorziehen. Doch so wenig der primitive Mensch einen Blick für die Schönheiten der Natur hat (der noch unseren Bauern fehlt), ebenso weit ist er davon entfernt, in dem Zug der Linien und Bewegungen, in dem Reiz der Farben und Formen die Lust der Schönheitsfreude genießen zu können. — Gerade die Lust am Schönen ist es aber, die den Menschen langsam zu dem Gefühl der romantischen Liebe erziehen sollte.

---

[1]) Richard Semon, Im australischen Busch, Leipzig 1896, S. 358

[2]) Wie wenig noch das Ekelgefühl vor wenigen Jahrhunderten ausgehildet war, zeigt z. B. folgende Notiz in Max Kemmerichs „Kulturkuriosa“ (S. 183ff.):

„Noch im Jahre 1697 wurde (in Paris) polizeilich festgestellt, daß die Bewohner Tag und Nacht aus ihren Fenstern alles schmutzige Wasser, Urin und Unrat jeglicher Art auf die Straße warfen. Wer das nicht tat, sondern sich im glücklichen Besitze eines Abortes befand, bediente sich zu diesem Zweck einer allen gemeinsamen Grube, deren Inhalt von Zeit zu Zeit in den Hausgarten entleert wurde. Das war im glänzenden Paris eines Ludwig XIV. (Alfred Franklin, ‚La vie privée d'autrefois‘, S. 123)

. . . In Ermangelung von Aborten benutzte man alle Straßenecken, die Umgebung der Kirchen, ja die Paläste . . . Im Palais de justice stieß man z. B. überall auf Exkremente, sogar der Louvre wurde nicht verschont: in den Höfen, auf Treppen und Balkonen, hinter den Türen, überall, wo jemand gerade ein Bedürfnis fühlte, entledigte er sich am hellichten Tage seiner Bürde, ohne daß die Palastbewohner sich darum kümmerten.“ (Ebenda, S. 118, S. 135ff.)

Vgl. damit auch die Zustände im modernen Italien.

Ferner waren alle die früher erwähnten Gründe, die dem Gefühl der sexuellen Eifersucht zum Dasein verhalfen, zugleich auch Ursachen zur Entstehung der Individualen oder Personalen Liebe. Außerdem führte dazu aber noch ein anderer, psychischer Fortschritt: der Mann wurde aus einem Herdentier allmählich eine Person[1]; d. h. er wurde sich seiner individuellen Eigenart bewußt; er war nun nicht mehr ein bloß allgemeines Geschlechts- und Fortpflanzungswesen, dem jeder gesunde und hübsche weibliche Mitmensch gleich willkommen war. Er stellte nun die seiner Individualität entsprechenden Ansprüche an die Frau. Und indem er die neugewonnenen Gefühle auch in der Frau suchte und fand, entdeckte er die Frau als eine Persönlichkeit, die wollte und wählte. — Aber diese neuen Gefühle ließen sich nicht leicht der alten Ehe aufpfropfen. Denn diese Ehe war eine wirtschaftliche, eine Familienangelegenheit und keine Sache der individuellen Wahl, des persönlichen Verlangens. Daher erklärt es sich denn, daß die individuelle Liebe (wie z. B. in der Zeit der Minnesänger) anfänglich — außerehelich war. Sie ging nicht zur Braut, nicht zur eigenen Ehefrau, sondern zu der Frau des anderen, zu den Hetären, zu den Knaben sogar. —

(Entstehung des sexuellen Schamgefühls und der Wertschätzung der Elternschaft.) Nur wenig bleibt mehr zu sagen über die Entstehung und das Anwachsen des sexuellen Schamgefühls und der Wertschätzung der Wirklichkeit der Vaterschaft; denn die Ursachen, die diese Gefühle herbeigeführt haben, sind schon im Vorhergehenden mehrfach berührt worden.

Das Gefühl der Körperscham ist, wie früher gesagt wurde, ursprünglich entstanden durch die Gewohnheit, den Körper zu schmücken und durch Kleider zu verhüllen. Sobald nun die Keuschheit (aus ebenfalls schon früher angegebenen Gründen) eine wertgeschätzte Eigenschaft geworden ist, findet man es vorteilhaft, das Schamgefühl zur Unterstützung der Keuschheit langsam mehr und mehr heranzubilden: durch die Erziehung

---

[1]) Vgl. Sinn des Lebens, 32. und 33. Kapitel.

lehrt man die Kinder, von Jugend auf sich gewisser Teile des Körpers zu schämen, und später greift auch hier wieder der Staat ein und verhindert Übertretungen durch Androhung von Strafen. — Und außerdem wurde dieses Gefühl dann noch — und bis zum Übermaß — dadurch verschärft, daß nach dem Untergang der alten Welt die Kultur nach dem Norden auswanderte, wo die Verhüllung des Körpers eine klimatische Notwendigkeit wurde. —

Für die Entstehung der Wertschätzung der Vaterschaft kamen wohl hauptsächlich folgende Gründe in Betracht:

Auf niederer Kulturstufe, z. B. bei den *Andamanesen*, *Australiern* usw., sind die Kinder, ebenso wie die Frau, Eigentum des Mannes; sie helfen ihm schon früh bei der Jagd und beim Pflanzensammeln und vermehren seine Macht. Stolz fühlt er sich daher als ihren Vater, wenn auch sehr häufig noch der Begriff des Eigentümers den des Erzeugers überwiegt.

Sobald dann Reichtum sich anhäuft, wird der Mann danach streben, sein Hab und Gut den eigenen Kindern, die aus seinem Fleisch und Blut sind, zu hinterlassen. Legitime Erben zu hinterlassen wird also in der Früh- und Hochfamilialen Phase eine Hauptaufgabe der Ehe.

Ferner werden die Lasten der Kindererziehung, die unter primitiven Verhältnissen unmerkbar gering sind, mit steigender Kultur immer drückender; es ist also begreiflich, daß der Mann diesen Druck nur dann auf seine Schultern zu nehmen gewillt ist, wenn er sich selbst als dessen Ursache weiß, und daß es ihn erbittert, wenn ihm ein anderer, und dazu noch in betrügerischer Weise, diese Bürde auferlegt hat.

Inferiorität der Frau in der Familialen Epoche.

Durch das Auftreten und Anwachsen der sekundären Liebesgefühle, deren Entstehung wir soeben erörtert haben, unterscheidet sich im großen ganzen das Liebesgefühl in der Familialen Epoche von der „Primitiven Liebe“; gegen die III. Epoche, die Epoche der „Personalen Liebe“, liegt der Unterschied darin, daß in der Familialen Epoche die Frau als ein untergeordnetes Wesen galt und unter der Herrschaft des Mannes stand.

Der große Fortschritt in dem Verhältnis zwischen Mann und Frau, der in der Familialen Epoche und zum Teil schon früher gemacht wurde, soll damit gewiß nicht verkannt werden: zu dem bloßen Geschlechtsinstinkt der Primitiven Liebe hatte sich ein Überbau höherer geistiger Gefühle hinzugesellt, der die Liebe bereicherte und veredelte. Aber ebensowenig kann geleugnet werden, daß die Frau in der Familialen Epoche nicht als eine Person geachtet wurde, nicht als ein Selbstzweck, sondern nur als ein Mittel im Leben des Mannes. Die Frau ist noch keine Persönlichkeit geworden, schon die Sprache sagt es uns: Mensch ist der Mann, „l'homme", „the man"; „das Weib" hat noch sächlichen Charakter. In der Tat, das Weib war die Haushälterin des Mannes, die Gebärerin seiner Kinder; denn er, der wohlhabend Gewordene, wollte Erben aus seinem Fleisch und Blut haben. Sie war die Gefährtin, die ihm die Sorgenfalten aus der Stirne strich, sie war seinetwegen da, sogar aus ihm, aus einer seiner Rippen geschaffen; er war ihr Herr und Gebieter, der Gesetzgeber, dem das Recht zur Seite stand. „Er soll dein Herr sein", heißt es über der Familialen Epoche. Bei der Verheiratung geht sie aus der Vormundschaft des Vaters in die des Mannes über, sie muß ein Gehorsamsgelübde ablegen, ihren Namen gegen den des Gatten vertauschen und von da ab seinem Willen untertan sein.

Und die Frau selbst, ihr Charakter, wurde nach dem Willen des Mannes umgewandelt. Um leichter beherrscht werden zu können, mußte sie unerfahren und unwissend sein, keusch, gehorsam, unterwürfig, ängstlich, ihr Leben mußte ganz in dem des Mannes aufgehen, sie mußte mit einem Wort die sogenannten „weiblichen" Charaktereigenschaften besitzen, wenn sie dem Mann gefallen sollte.

Aber die Herrschaft hatte auch ihre Kehrseite. Da alles Verknechtete entartet, nahm die Frau auch noch andere (sekundäre) Charakterzüge an, die dem Mann seine Überlegenheit verbittern mußten. Da Er die Gewalt hatte, wurde Sie listig, ränkevoll, verlogen; da ihr alle große Betätigung versagt war, ward sie kleinlich, geschwätzig, klag- und weinsüchtig; da sie unerfahren und unwissend sein mußte, war sie kein

ebenbürtiger Umgang für den Mann, und eine tiefe geistige Kluft trennte die in unlösbarer Monogamie Verbundenen. Und da infolgedessen beide von ganz verschiedenen Interessen beseelt waren, lebten sie ohne Verständnis füreinander in einer Ehe dahin, die nicht selten einem heimlichen Krieg glich, in welchem der Mann nicht immer der wirkliche Sieger war. Und schließlich, da die Frau wirtschaftlich unselbständig war, mußte er sie sein ganzes Leben hindurch auf seinen Schultern tragen.

Die Frau in der Familialen Phase war also, um es kurz zu sagen, fameliert. — Im Gesetzbuch des Manu lesen wir: „Das Weib ist die Ursache von Unehre, das Weib ist die Ursache von Feindschaft. Eine Frau soll ihrem Mann ihr Leben lang dienen und ihm selbst nach seinem Tode treu bleiben, selbst dann, wenn er sie täuschen, wenn er eine andere lieben und ohne alle guten Eigenschaften sein sollte, soll eine gute Frau ihn nichtsdestoweniger verehren, als ob er ein Gott wäre; sie soll ihm nicht mißfallen, weder im Leben, noch im Tode." Und daß die Frau dem Mann nach dessen Tod auch wirklich nicht untreu würde, dafür sorgten die *Brahmanen*, indem sie das Suttee einführten, d. h. die Verbrennung der lebenden Witwe auf dem Holzstoß des toten Gatten.

Nicht sehr viel besser waren die Ansichten über die Frau, die wir bei den *Griechen* und *Römern* des klassischen Altertums antreffen: Aristoteles nannte die Frau eine Verirrung der Natur und stellte sie an die Spitze der Monstra. — „Ein Mann ist mehr wert als tausend Weiber", meint Euripides. — Von Thucydides rührt der Hochfamiliale Spruch her: „Die beste Frau ist die, von der man weder im Guten noch im Bösen spricht", die also womöglich das verborgene Leben eines Gefangenen lebt. — „Die Tugend, deren man zu jener Zeit eine Frau fähig hielt (sagt Becker im Charikles), galt nur für wenig mehr als die einer treuen Sklavin." — Wenn *Athener* von ihrer Familie sprachen, sagten sie nach demselben Autor: tekna kai gynaikes, Kinder und Weiber, wobei ausdrücklich die Kinder stets vor den Weibern genannt wurden. — Allgemein wurden — und dies ist ein charakteristischer Zug der

Familialen Epoche — die Söhne vor den Töchtern bevorzugt. Denn der Sohn wird später eine selbständige Persönlichkeit, während die Tochter aus der Hörigkeit des Familienvaters in die des Ehemannes übergeht. — Bei Stobaeus (sententiae) findet man eine Sammlung harter und oft gefühlloser Redensarten, die bei den *Griechen* gang und gäbe waren. So sagte ein griechischer Dichter: „Die Ehe bietet bloß zwei glückliche Tage — den Tag, wo der Mann die Frau zum erstenmal an sein Herz drückt, und den Tag, wenn er sie ins Grab legt"; und in *Rom* wurde es zum Sprichwort, daß eine Frau nur gut sei „im Bett und im Grab" (in thalamo vel in tumulo)[1]. —

Die Ehe wurde deshalb von den Alten vielfach nicht als eine Lebensfreude, sondern als eine Last, als ein notwendiges Übel angesehen. Nach ihrer Denkungsart war sie notwendig, um legitime Kinder hervorzubringen, sie war ein Übel, weil die Verbindung mit einem ungebildeten Weib kein Vergnügen ist. So erklärte z. B. Demosthenes vor dem versammelten *athenischen* Volk: „Hetären haben wir des Vergnügens wegen, Kebsweiber für die tägliche Pflege des Leibes, und Ehefrauen zur Zeugung vollgültiger Kinder und als verlässige Wächterinnen im Innern des Hauses[2]." Ähnlich sagt Plato (im Symposion): „Nicht freiwillig und von Natur, sondern durch das Gesetz gezwungen, bequemt man sich zum Heiraten und Kinderzeugen." Und auch in *Rom* begegnet man, und zwar schon in der „besseren" älteren Zeit, derselben Anschauung; hatte doch im Jahre 132 v. Chr. ein hoher Beamter, der Zensor Q. Metellus, vor dem Volke erklärt: „Wenn wir ohne Frauen als Staatsbürger bestehen könnten, würden wir alle gern uns dieser Bürde entschlagen[3]." —

Ähnlichen Anschauungen begegnet man fast überall in der Hochfamilialen Phase, so z. B. bestand „im alten *Rußland* eine der Ehezeremonien darin, daß der Vater eine neue Peitsche ergriff — die Peitsche hing auch im Mittelalter über dem Bett der verheirateten Engländerin —, seine Tochter leicht damit schlug, ihr mitteilte, daß er dies zum letzten Male tue,

[1]) Lecky, Sittengeschichte Europas, II, 252
[2]) Richter, Die Sklaverei im Altertum, S. 88
[3]) Aulus Gellius, Noctes atticae, I, 6

und die Peitsche dann dem Bräutigam überreichte[1])". — In *Kroatien* ohrfeigt der Bräutigam die Braut, um anzudeuten, daß er hinfür ihr Herr ist[2]). — In *Serbien*, der *Canagora* und der *Bocca*, muß, nach Krauß, das Weib jedem Mann, den sie auf dem Weg begegnet, mag der Mann auch jünger als sie selbst sein, die Hand küssen. Es wäre dagegen eine unerhörte Selbsterniedrigung, würde ein Mann einem Weibe die Hand küssen. Ein Weib darf dem Manne nie den Weg abschneiden, d. h., wenn ein Mann des Weges geht, vor ihm über den Weg schreiten. Sie hat zu warten, bis der Mann vorübergegangen. Es trifft sich nicht selten, daß der Bauer sie nicht anders durchbläut, als hätte sie das Strafgesetz übertreten, wenn sie sich gegen diese Sitte vergeht. Kommt ein Mann vor das Haus und bietet ihr Gott zum Gruße, so muß das Weib aufstehen und danken, mag sie auch noch so sehr mit der Arbeit beschäftigt sein.

Durch die Kirche, die in vielen Stücken geradezu die spezifische Sexualmoral der Hochfamilialen Phase als die für alle Zeiten einzig richtige hinstellt, wurde die Stellung der Frau im ganzen genommen nicht erhöht, sie wurde im Vergleich zur römischen Kaiserzeit sogar herabgedrückt[3]). Allerdings wurde die Frau dem Mann gleichgestellt, aber nur im Jenseits, nicht auf Erden. Ferner betonte das Christentum gerade die weiblichen Tugenden der Liebe, der Demut, der Sanftmut, der Entsagung, während vorher die Tugenden des Mannes: Tapferkeit, Großmut, Stolz, im Vordergrunde gestanden hatten. Auch wurde das Ansehen der Frau durch den Marienkultus günstig beeinflußt, und durch die Unauflösbarkeit der Ehe wurde ihre Versorgung und die der Kinder gesichert. — Aber gerade durch die Dauermonogamie wurde die Frau dem stärkeren Mann für das ganze Leben ausgeliefert, und was der Marienkult zur Achtung der Frau beigetragen, wurde wieder zerstört durch die

---

[1]) Meiners, Vergleichung des älteren und neueren Rußlands, Bd. II, 167

[2]) Krauß, Sitte und Brauch der Südslawen, S. 385

[3]) Vgl. „Die Familie", 190—193

Lehre von der Hoheit des Zölibats und der Niedrigkeit der geschlechtlichen Liebe und durch den von der Kirche großgezogenen Hexenglauben.

Schon die neuplatonische und pythagoreische Schule hatte den Körper und seine Leidenschaften als unrein und verächtlich hingestellt. In dieser Richtung ging das Christentum weiter, bis ins Sinnlose und Widernatürliche: „Es betrachtete die geschlechtliche Reinheit als die wichtigste aller Tugenden, und der größte Teil der kirchlichen Verordnungen bezog sich auf Sünden der Unkeuschheit. Das Christentum ward der große Feind der sinnlichen Leidenschaften, und im Gegensatz zu dem Schönheitsgürtel der *Griechen* und *Römer* trugen die christlichen Heiligen Keuschheitsgürtel, welche die sinnliche Leidenschaft töteten oder nur den Reinen paßten[1])." Während man im klassischen Altertum in der Fortpflanzung nichts anderes sah als einen natürlichen und bedeutungsvollen Vorgang, dem die Menschheit ihre Existenz, ihre Erhaltung und Vermehrung zu verdanken hat; während man von geschlechtlichen Dingen mit derselben ruhigen und edlen Naivität sprach, wie von Staatsangelegenheiten, von Kunst, Wissenschaft oder den täglichen Sorgen des Lebens, kam mit dem Christentum jener heuchlerische und menschenfeindliche Geist auf, der in den Freuden der Welt etwas Sündhaftes erblickte, und insbesondere der Liebe zwischen Mann und Frau den Stempel der Niedrigkeit aufdrückte. So wurde der Geschlechtstrieb, dem wir nicht nur die Erhaltung unserer Art, sondern, wie wir seit Darwin wissen, auch die Veredlung aller Rassen der Pflanzen und Tiere verdanken[2]), geächtet und verbannt; und in den Sumpf und die Wildnis getrieben, führte er Jahrhunderte hindurch ein verachtetes Dasein. Die Folge war, daß er wirklich entartete und in unnatürliche Verirrungen getrieben wurde. — Denn nach der Lehre der Kirche war der Begattungstrieb die Folge vom Sündenfall des ersten Menschen, die Ehe war etwas Unreines und die Frau — die Eva, gerade wie bei den *Griechen* die Pandora — war die Urheberin alles Übels.

[1]) Lecky, Sittengeschichte Europas, I, 261—266

[2]) Vgl. „Die Familie", S. 41

Diese ungesunde und häßliche Anschauung spiegelte sich schon in den Schriften der Kirchenväter, die die Jungfräulichkeit als das höchste Ideal, die Ehe als eine bloße Konzession an die menschliche Schwäche darstellten; wovon wir schon charakteristische Beispiele im vorigen Buch (die „Familie", S. 192) gegeben haben[1]). Im Mittelalter ging der Haß und die Verachtung gegen die Frau noch weiter; während die alten *Germanen* in der Frau „etwas Weihevolles und Heiliges" gesehen hatten, wie Tacitus sagt, wurde ihren mittelalterlichen Nachkommen der Wahn beigebracht, daß sie der Sitz des Teuflischen sei; und Tausende von „Hexen" mußten diese Verirrung durch den Tod auf dem Scheiterhaufen büßen.

So hatte die mittelalterliche Kirche die europäischen Völker in Verirrungen getrieben, die ihresgleichen in der Weltgeschichte nicht haben. Vergeblich kämpfte, wie wir schon sahen, der natürliche Sinn in der ritterlichen Bewegung dagegen an. Auch die Reformation besserte nur wenig das Los der Frau, am ehesten etwa noch dadurch, daß Luther das Zölibat der Geistlichen aufhob. Die Frau war und blieb bis in die neueste Zeit — fameliert. Der Geist, der in dieser Hochfamilialen Periode bis in die neueste Zeit hinein über der Frau schwebte, läßt sich am deutlichsten erkennen aus der Dichtung, weshalb wir einige besonders charakteristische

---

[1]) Besonders war es auch der hl. Hieronymus, der seinen Eifer in der Lobpreisung der Jungfräulichkeit oft bis zum Lächerlichen trieb. So sagt er z. B. zu einer Mutter wörtlich: „Bist du unwillig, daß deine Tochter lieber die Gemahlin eines Königs (nämlich Gottes) als eines Soldaten werden wollte? Sie hat dir eine große Wohltat erwiesen: sie hat dich zu einer Schwiegermutter Gottes gemacht." (Ausgewählte Briefe des hl. Kirchenlehrers Hieronymus, hgb. von P. Peter Lechner, Regensburg 1859, I. Epist., 18 [ad Eustochium], S. 82.) — An einer anderen Stelle sagt er (ebenda, S. 367): „Auch du, o Jungfrau oder Witwe, warum führest du so langes Gespräch mit dem Manne? Warum fürchtest du nicht, wenn du mit ihm allein gelassen bist? Möchte dich doch die Not des Bauches oder der Blase zwingen, hinauszugehen und den zu verlassen, mit dem du freier als mit dem Bruder, viel ungeschämiger als mit einem Ehegemahl umgegangen." Vgl. auch Lecky, Sittengeschichte Europas, II, 283/84; v. Reitzenstein, Entwicklung der Liebe, S. 32; Finck, Romantische Liebe; Bastian, Der Mensch in der Geschichte — usw.

Stellen aus den Werken zeitgenössischer Dichter als Proben hochfamilialer Denkweise hier anführen wollen:

In der Kaiserchronik (V. 4517 ff.), einer Dichtung aus dem 12. Jahrhundert, findet sich folgende Erzählung: „Spät in der Nacht kehrt der Gatte der Lukretia mit einem Gaste heim. Freudig springt sie aus dem Bett und sorgt für ihre Erquickung durch Speise und Trank. Und als ihr Mann, um sie auf die Probe zu stellen, ihr den Wein ins Gesicht schüttet, geht sie ohne ein Wort des Unwillens oder der Klage in ihre Kammer, kleidet sich schöner als zuvor und bedient liebevoll ihre Gäste weiter[1]."

In der „Zähmung einer Widerspenstigen" (5. Aufzug, 2. Szene) läßt Shakespeare die bezähmte Widerspenstige sagen:

„Dein Gatte ist dein Herr, dein Schutz, dein Leben,
Dein Oberhaupt, dein Fürst; er sorgt für dich
Und deinen Unterhalt, gibt seinen Leib
Müh'n und Gefahren preis zu Land und See,
Harrt aus bei Nacht im Sturm, bei Tag im Frost,
Derweil du warm und sicher ruhst zu Haus,
Und heischt dafür nicht anderen Tribut
Als Liebe, holden Blick und Folgsamkeit:
Zu kleine Zahlung für so große Schuld.
Was einem Könige der Untertan,
Das schuldet eine Gattin ihrem Mann;
Und wenn sie trotzig, launisch, finster ist,
Unfolgsam seinem billigen Gebot,
Was ist sie als ein garstiger Rebell,
Die ihres Herren Liebe schnöd verrät?
Ich schäme mich, daß Fraun so albern sind
Und nicht um Frieden knien, statt Krieg zu führen,
Und daß sie lenken, meistern, herrschen wollen,
Sie, die nur lieben, dienen, folgen sollen.
Warum ist unser Bau zart, schwach und fein,
Nicht für die Mühsal dieser Welt geschickt,
Wenn sich nicht eine sanfte Sinnesart
Mit unserm Äußern wohlgefällig paart?
Geht, geht, ohnmächt'ge, trotz'ge Würmer ihr!
Mein Sinn war einst so starr, wie eurer ist,

[1]) Kunze, Deutsches Privatleben zur Zeit der salischen Kaiser, S. 82. Charakteristische Beispiele von hochfamilialem Masochismus der Frau bei Russen, Südslawen, Indern bringt Schrader, „Sprachvergleichung und Urgeschichte", 3. Aufl., 1907, S. 321

Mein Herz gleich stolz; vielleicht hat ich mehr Grund,
Wort gegen Wort, Zorn gegen Zorn zu setzen.
Nun seh ich, unsre Lanzen sind nur Stroh,
Schwach unsre Kraft, nicht stärker als ein Kind;
Am liebsten scheinen wir, was wir nicht sind.
Drum dämpft den Trotz, der euch nichts helfen kann,
Legt eure Hände untern Fuß dem Mann;
Als Zeichen meiner Pflicht und Folgsamkeit,
Wenn er's befiehlt, ist meine Hand bereit."

Nicht weniger treffend ist die folgende Charakterisierung der Frau der Hochfamilialen Phase von Goethe (Hermann und Dorothea, VII, 114. Vers):

„Dienen lerne beizeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andre.
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in andern!
Denn als Mutter, fürwahr, bedarf sie der Tugenden alle,
Wenn der Säugling die Krankende weckt und Nahrung begehret
Von der Schwachen und so zu Schmerzen Sorgen sich häufen.
Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht diese Beschwerde,
Und sie sollen es nicht; doch sollen sie dankbar es einsehn."

Und im Faust:

Gretchen:
„Ich weiß zu gut, daß solch erfahrnen Mann
Mein arm Gespräch nicht unterhalten kann.

Faust:
Ein Blick von dir, ein Wort mehr unterhält,
Als alle Weisheit dieser Welt."

Und später:

Gretchen:
„Du lieber Gott, was so ein Mann
Nicht alles, alles denken kann.
Beschämt nur steh ich vor ihm da
Und sag zu allen Sachen ja.
Bin doch ein arm unwissend Kind,
Begreife nicht, was er an mir findt."
Usw.

Diese Aussprüche kennzeichnen die hochfamiliale Anschauung über die Frau wohl schärfer als lange Auseinandersetzungen: dienen, gehorchen, entsagen waren ihre kategorischen Imperative. Und daß dem nicht anders sein konnte, werden wir begreifen, wenn wir nun die Ursachen der niederen Stellung der Frau, die wir im vorhergehenden teilweise schon berührt haben, hier noch zum Schluß kurz zusammenfassen:

1. Nach dem Verfall der Sippenorganisation (der größten Umwandlung, die die menschliche Gesellschaft durchgemacht hat) gelangte der Gesellschaftsverband in eine kritische Zeit des Überganges: der Staat war noch zu schwach, um eine Wohlfahrtsanstalt für alle sein zu können, und die Familie erstarkte, indem sie viele Funktionen der Gesellschaft übernahm. Die Familie aber ist das herrschaftliche Reich des Mannes. „Schwacher Staat, starke Familie, schwache Frau", auf diesen Satz werden wir später zurückkommen.

2. Der Mann war differenziert, er hatte einen selbständigen Beruf, die Frau nicht.

3. Infolge davon lag aller Reichtum und alle Macht in seiner Hand, die Frau war gänzlich auf ihn angewiesen.

4. Die Männer (wenigstens der herrschenden Klasse) waren unter sich organisiert, die Frauen nicht; jene allein bildeten unter sich den Staat, somit war der Mann der alleinige Gesetzgeber.

5. Die Haupttätigkeit des freien Mannes war der Krieg; der Agrikulturstaat (im Gegensatz zum späteren Industriestaat) ist zugleich Kriegsstaat. Der Krieg aber ist der Feind der Frau, weil er sie ganz in die Obhut des Mannes gibt[1]).

Rückblick auf die Familiale Epoche

Versuchen wir nun die wesentlichen Merkmale der Liebe in der Familialen Epoche zusammenzufassen, so fanden wir, daß sie gekennzeichnet war:

1. durch das Anwachsen der sekundären Liebesgefühle, die den Geschlechtsinstinkt bereicherten und veredelten; und

---

[1]) Das Nähere darüber im fünften Kapitel.

dieses Merkmal unterscheidet die Familiale Epoche von der der Primitiven Liebe:

2. durch die Anschauung von der Inferiorität der Frau und durch die Herrschaft des Mannes, der in dieser Zeit die Frau nach seinem Willen modelte; und dieser Zug unterscheidet die Liebe der Familialen Epoche, wie wir sogleich sehen werden, von der nun anbrechenden Epoche der Personalen Liebe. –

* * *

Epikrise. Die vergleichend-ethnologische und die geschichtliche Betrachtung konvergieren zu dem Ergebnis, daß die geschlechtlichen Gefühle des Kulturmenschen in zwei Gruppen zu spalten sind:

1. in primäre und
2. in sekundäre.

Zu den primären (natürlichen) gehören nur die physischen Triebe: nämlich der Begattungstrieb, der zugleich polygam oder jedenfalls nicht monogam ist, der Muttertrieb, und etwa noch der weibliche Abwehrtrieb und die Besitzeifersucht; und diese allein sind zugleich angeboren und biologisch vererblich. Sie bilden den biologischen Grundstock. Alle anderen Liebesgefühle sind sekundär, d. h. durch die Kultur erworben; sie sind nicht biologisch vererbbar, sondern sie sind Kulturerrungenschaften, die durch die Tradition übermittelt werden; und zu diesen gehören: das geschlechtliche Schamgefühl, die geschlechtliche Eifersucht, die Wertschätzung der Keuschheit und der Wirklichkeit der Erzeugerschaft und die personale oder romantische Liebe.

Diese beiden Gruppen stehen nun zum Teil im Gegensatz zueinander. Die natürlichen Triebe werden von den kultürlichen zum Teil veredelt, zum Teil aber auch unterdrückt. Die Entwicklung stellt daher einen Kampf zwischen dem Naturmenschen und dem Kulturmenschen dar. Sobald sich Gelegenheiten, günstige Umstände bieten, bricht immer wieder die Natur siegreich hervor. Daher entstehen, besonders in der Familialen Epoche, fortwährend Rückschläge, in denen

das Bild der primitiven Liebe wieder in so verblüffender Weise auftaucht, daß wir oft den Naturmenschen mit allen einzelnen Zügen leibhaftig vor uns zu haben glauben.

Solche Rückschläge fanden statt z. B. in der Renaissance, in der „Galanten Zeit" unter der Herrschaft des fürstlichen Absolutismus, in der französischen Revolution, besonders während des Directoires, in Preußen unter Friedrich Wilhelm II. usw.[1]) In solchen Zeiten, die uns die Sittengeschichte schildert, taucht die primitive Liebe wieder in allen ihren Einzelheiten auf; besonders bei Festen, in den Tanz- und Badesitten, in den Spinnstuben, in den Bordellen, in den Mysterienspielen, überall wirft der primitive, animalisch-sinnliche Urtrieb alle Kultur nieder, um für einige Zeit schrankenlos zu herrschen, und zwar bei allen Ständen, bei Bauern und Rittern, bei Bürgern und Mönchen. Und die Ausschweifungen erreichten den höchsten Grad gerade bei denen, die sich der größten Freiheit erfreuten: bei den Herrschenden; so bei der Aristokratie, bei den Fürsten in der Zeit des Absolutismus (der Hirschpark Ludwigs XV.); z. B. am Papsthofe Alexanders VI. wurde der Liebesakt en masse, ausgeführt von schönen Kurtisanen und lendenstrammen Bedienten, zuerst zu einem öffentlichen Schaustück erhoben, an dem sich die ganze höfische Gesellschaft amüsierte[2]). Sogar derjenige primitive Zug, der uns am schwersten zu glauben fällt, der Mangel der geschlechtlichen Eifersucht, fehlt nicht dem Bilde. Daß eine so ungeheuere Leidenschaft auf den Konventionen der Kultur beruhen soll und nur in einem entsprechenden Kulturmilieu Gewalt hat, klingt sicher paradox. Die Gedankenwelt mancher bedeutenden Romandichter ist beinahe vollständig ausgefüllt von dem einzigen Motiv der sexuellen Eifersucht, deren Qualen sie endlos in den feurigsten Farben schildern; man denke z. B. an die Romane von Paul Bourget, Marcel Prévost, Gabriele d'Annunzio u. a. Schon Shakespeare läßt den Othello sagen: „Lieber Kröte sein und von den Düften

---

[1]) Vgl. besonders Ed. Fuchs, Illustrierte Sittengeschichte. München 1909.

[2]) Vgl. Ed. Fuchs, a. a. O., I. Bd., 322, wo diese Zustände außerordentlich anschaulich geschildert werden.

eines Kellers leben". — Und doch war dieses Gefühl in der „très-bonne compagnie" des ancien régime nahezu abgeschafft. Nach dem Sittenkodex dieses Adelskreises war eben die Frau des einen zugleich auch die Frau der anderen, und keiner fühlte sich in seiner Eitelkeit verletzt, wenn seine Frau mit einem anderen einen Liebeshandel anfing[1]). Auch die Frauen jenes „Kulturkreises" ließen ihren Leidenschaften die Zügel schießen. So hatte die Kaiserin Katharina II. von *Rußland* eine Kammerfrau, die die „Eprouveuse" genannt wurde und der sie die ihr brauchbar erscheinenden Günstlinge erst zur Prüfung zu übergeben pflegte[2]). Aber nicht nur in solchen Rückfällen, in denen fast mit explosiver Gewalt die Natur ihre alten Ansprüche geltend machte, sondern auch noch in einer anderen Reihe von Erscheinungen zeigt sich die Macht der Naturanlage, die allen Gesetzen, Strafen und religiösen Geboten fortwährend Hohn spricht. Ich meine damit jenen Unterstrom, der aus Prostitution, Ehebruch, außerehelichem Geschlechtsleben, geschlechtlichen Verirrungen usw. gemischt ist und neben der „Höhenlinie der Entwicklung" unentwegt durch die Geschichte aller Zeiten und Völker weiter dahinströmt und bis auf den heutigen Tag an Kraft wenig eingebüßt hat[3]). Denn immer noch ist die geschlechtliche Moral diejenige von allen Moralen, gegen die am meisten gefehlt wird, und auch bekanntlich von Menschen, die keineswegs Verbrecher sind. — —

Doch nicht mit diesen Rückschlägen und Unterströmungen haben wir es hier zu tun; unsere Aufgabe ist vor allem, die „Höhenlinie der Entwicklung" zu verfolgen. Mißt man doch auch die Gebirge nicht an ihren Niederungen und Schluchten, sondern an ihren Spitzen. Und so wird es sich auch in der Soziologie zunächst darum handeln, die Entwicklungslinie im großen ganzen zu erkennen; ihre einzelnen vorübergehenden Einknickungen müssen späterer Einzelforschung überlassen bleiben.

* * *

[1]) Näheres bei Ed. Fuchs, a. a. O., u. bei H. Taine, L'ancien régime.
[2]) Bastian, Der Mensch in der Geschichte, 1860, 3. Bd., S. 313.
[3]) Literaturangaben darüber in „Die Familie", S. 34.

III. Epoche der Personalen Liebe[1])

Die Natur macht keine Sprünge, sagt ein bekanntes Wort. Wenn im Frühjahr nach einem warmen Regen die Bäume plötzlich Knospen und Blüten hervorsprießen lassen, welch langer Vorbereitung hat es dazu bedurft! Schon im Herbst, wenn die alten Blätter noch nicht einmal abgefallen sind, werden die neuen Knospen angelegt, so daß sie nach dem langen Winterschlaf sich sofort zu entfalten vermögen, wenn ihre Zeit gekommen ist. Und die gleiche Erscheinung zeigt uns die Kultur, die ja auch nur ein kleines Stück der unendlichen Natur ist. Auch die Kultur bereitet lange, lange vor, wenn sie zu Großem ausholen will. Neue Epochen entstehen langsam, allmählich; nicht in plötzlichem Sprung reiht sich, jäh abgeschnitten, Epoche an Epoche, Phase an Phase, sondern in gelindem Übergang, wo das Neue erst nur zögernd und schüchtern auftritt, sich dann gegen den Widerstand des trägen

[1]) Im 4. Buch („Die Familie") nannte ich diese Epoche „Individuale" Epoche. Diese Bezeichnung hat aber den Nachteil, daß Individualismus als Gegensatz zum Sozialismus eine Einseitigkeit der Charakterentwicklung bezeichnet, die mit dem Ausdruck Individuale Epoche durchaus nicht gemeint war. Außerdem hatte ich (Sinn des Lebens, 32. Kapitel) die Stufenfolge der menschlichen Charakterentwicklung in drei Epochen eingeteilt: I. Sozialistischer Typus; II. Individualistischer Typus; und III. Sozialindividualistischer Typus. So war ich auf zwei Stufensysteme gestoßen:

A. Charakterentwicklung:	B. Geneonom. Entwicklung:
I. Sozialistischer Typus,	I. Verwandtschaftliche Epoche,
II. Individualistischer Typus,	II. Familiale Epoche,
III. Sozialindividualistischer Typus,	III. Individuale Epoche,

in denen das Wort individual das erstemal als Gegensatz zu sozial, das zweitemal aber im Sinn von sozialindividualistisch verwendet war. Doch waren meine Anstrengungen, aus dieser ärgerlichen Heteronomie herauszukommen, lange erfolglos, bis ich auf die Bezeichnung „personal" statt individual kam. Damit ist nun das Bezeichnungsproblem sehr einfach gelöst, denn personal ist genau dasselbe wie sozialindividualistisch (vgl. Sinn des Lebens, S. 184). Ich werde deshalb auch, sobald es angeht, im 4. Buch, „Die Familie", die Bezeichnung „Individual" überall in „Personal" umwandeln.

5*

Menschengemüts langsam ausbreitet, „durchbricht", Schritt für Schritt den Raum erobert, bis die neue Epoche endlich fertig dasteht.

Diese Beobachtung drängt sich uns ganz besonders auch auf, wenn wir die geneonomischen Zustände unserer Zeit ins Auge fassen. Wie anderwärts [1]) gezeigt wurde, leben wir keineswegs schon in der vollentwickelten Personalen Epoche, sondern in dem Übergang, der dahin führt, d. h. im wesentlichen noch in der Spätfamilialen Phase, die sich gerade jetzt langsam in die Frühpersonale Phase umzuwandeln im Begriffe ist. Viele der gegenwärtigen Zustände sind daher noch ganz „familial", während eine Reihe anderer schon deutlich „personalen" Charakter zeigen; und von diesen ist es besonders die Liebe zwischen Mann und Frau, die schon stark in den Vorgang einer weitfortgeschrittenen Umwälzung eingezogen worden ist.

Als die wichtigsten Ursachen, die diesen Umschwung im Liebesempfinden der fortgeschrittenen Gesellschaftsschichten bewirkt haben, dürften folgende zu nennen sein:

1. Veranlaßt durch die Erfindung der großen Arbeitsmaschinen ging gegen Ende des 18. und 19. Jahrhunderts die Frühkapitalistische Phase in die Hochkapitalistische über. Die Eigenproduktion wandelte sich in Warenproduktion um, die Gesellschaft wurde auf eine neue wirtschaftliche Basis gestellt und sieht sich nun in der Lage, ihre gesamte Kultur und so auch ihre Geneonomie den neuen, vollständig geänderten Verhältnissen anzupassen [2]).

2. Die neuen Produktionsmethoden, die der Kapitalismus schuf, waren so wirksamer und überlegener Art, daß der Kleinbetrieb des „Familienverbandes" damit nicht mehr konkurrieren konnte, vielmehr eine wirtschaftliche Funktion nach der anderen an den „Gesellschaftsverband" abgeben mußte. Die Folge war, daß sich die Familie zersetzte [3]). Denn je mehr der Gesellschaftsverband erstarkt, um so schwächer wird

[1]) „Die Familie". 10. und 11. Kapitel.

[2]) Vgl. „Phasen der Kultur", S 189–195; „Die Familie", S. 203f.

[3]) Vgl. das Kapitel „Desintegration der Familie" in „Die Familie", S. 206–213.

die Familie, so daß nun der einzelne in vielen Fällen (namentlich auch in rechtlicher Beziehung) nicht mehr bloß durch das Mittelglied der Familie mit dem Ganzen verbunden ist, sondern unmittelbar als ein Individuum, als eine rechtsfähige, autonome Persönlichkeit frei in der Gesellschaft dasteht. —

3. Eine weitere Folge der wirtschaftlichen Umwälzung war, daß der Ackerbau- oder Kriegsstaat in den Industrie- oder Arbeitsstaat überging. Im Kriegsstaat war die vornehmste Betätigung des freien Mannes der Krieg, der herrische despotische Geist, der durch die militärische Organisation hervorgerufen wurde, pflanzte sich auch in die Familie weiter, wo der Mann als absoluter Gebieter über Frau und Kinder herrschte. — Durch das kapitalistische System erhielt die Industrie und die Arbeit den Vorrang. Der Krieg wird als nicht mehr gewinnbringend verächtlich und als Roheit verhaßt. Allerdings könnte man einwenden, daß noch niemals so große Heere bestanden haben, als die sind, unter deren Last gegenwärtig die Völker *Europas* zu leiden haben. Aber nicht der Lust zum Krieg, sondern der Furcht vor dem Krieg verdanken die endlosen Rüstungen ihr Dasein, und dem Umstand, daß der konservative und unaufgeklärte Sinn der europäischen Bevölkerung noch nicht eine bessere, der Neuzeit entsprechende internationale Organisation hat erfinden können. — Jedenfalls ist aber infolge dieses Übergangs der despotische Sinn in der Familie im Erlöschen begriffen, die Frau steht nicht mehr in dem alten Schutzverhältnis zum Mann, und sie kann es wagen, sich aus der langen Hörigkeit zu befreien.

4. Ja, mehr noch, sie kann es wagen, die noch viel stärkere Fessel, die ökonomische Unselbständigkeit, die sie bis dahin dem Mann untertan machte, abzustreifen. Denn so lange der Mann der einzige erwerbende Teil ist und der Frau eine beträchtliche Quote seines Verdienstes opfert, so ist diese, ganz abgesehen von der Machtfrage, schon durch das Gefühl der Dankbarkeit und der Pflicht gebunden, den Willen des Mannes, dem sie ihren Unterhalt schuldet, über den eigenen zu stellen und ihm bis zu einem gewissen Grad zu gehorchen; wie das Shakespeare an der früher zitierten Stelle die „bezähmte

Widerspenstige" so eindrucksvoll auseinandersetzen läßt. — Aber mit der kapitalistischen Produktionsweise ist auch darin eine entscheidende Wendung eingetreten. Denn durch diese Wirtschaftsform wurden der Familie eine große Anzahl von häuslichen Arbeiten abgenommen, die bis dahin gerade das Feld der weiblichen Betätigung gewesen waren. So wurde die häusliche Frauenarbeit entwertet, und die Frau wurde in das Erwerbsleben hineingedrängt. In *Deutschland* betrug die Zahl der weiblichen Erwerbstätigen:

1882 : 4259103,
1895 : 5204393,
1907 : 8243498,

so daß die Frauen jetzt 30,7 % aller Erwerbstätigen ausmachen und ein Drittel der volkswirtschaftlichen Arbeit bereits von Frauen geleistet wird[1]). Damit hat in der Geschichte der Arbeitsteilung eine neue Epoche begonnen, die sich der ersten Epoche: der „geschlechtlichen Arbeitsteilung", und der zweiten: „der Differenzierung der Männer", als eine dritte anschließt, als „die Differenzierung der Frauen", die unaufhaltsam und mit der Unerbittlichkeit eines Naturgesetzes weiterschreitet; denn Differentiation ist ein allgemeines Entwicklungsgesetz, das nicht nur die Kultur, sondern auch die gesamte organische Entwicklung beherrscht[2]). — Das Aufkommen der Frauendifferenzierung bedeutet aber nicht nur in der Geschichte der Arbeitsteilung, sondern auch in der der Liebe eine neue Epoche. Denn sobald die Frau wirtschaftlich auf eigenen Füßen steht, ist sie selbständig, sie wird eine freie Persönlichkeit, die nicht mehr auf andere angewiesen ist, die nach ihrem Willen leben und wählen kann, und deren Liebe notwendig auch einen anderen Charakter tragen muß als die der famelierten Frau. Und wenn auch in unserer spätfamilialen Zeit noch immer die famelierte Frau, d. h. eigentlich die Erbtochter, der weibliche Rentner, in der Frauenwelt tonangebend ist: der neue Typus, die neue Frau, der das Land der Zukunft gehört, ist die durch eigene Arbeit selbständig gewordene, mit dem Mann gleichberechtigte „Differenzierte".

[1]) Vgl. „Die Familie", S. 302 ff.

[2]) Näheres in „Phasen der Kultur", S. 196—231.

5. Noch in einer anderen Richtung wurde die Frau entlastet, und zwar dadurch, daß der Raum sich allmählich mit Menschen angefüllt, zum Teil sogar überfüllt hat. In der Familialen Epoche, als die Bevölkerung noch dünn war und der Mensch die Erde erst zu erobern hatte, da galt das Wort: Seid fruchtbar und mehret euch wie der Sand am Meere! — Die Kosten dieses Imperativs hatte größtenteils die Frau zu tragen, sie mußte die Welt mit Menschen anfüllen, und da ihr diese Aufgabe noch durch die große Kindersterblichkeit der früheren Zeiten erschwert war, ging ihr Leben fast ganz auf in Schwangerschaften, Niederkünften und Kinderpflege. Aber im 19. Jahrhundert hat sich die Einwohnerzahl *Europas* (von 1800—1895) von 187 auf 378 Millionen vermehrt, und es ist klar, daß eine in diesem Tempo weiterschreitende Vermehrung notwendig zu Übervölkerung führen müßte, und damit zu Teuerung, Armut, Krieg, Elend, Krankheit, Siechtum und Entartung. Diese Erkenntnis breitet sich nun immer mehr aus, und bei den fortgeschrittenen Kulturvölkern sind deshalb neumalthusianische Vorbeugungsmaßregeln schon ganz allgemein geworden. — Damit ändert sich nun auch der Charakter der Liebe. War diese früher ein bloßes Mittel im Dienste der Gattung, so wird sie jetzt zugleich Selbstzweck. Das Individuum geht nun nicht mehr so auf in den Sorgen der Kinderaufzucht, die Liebe wird als solche zugleich ein Bestandteil des persönlichen Glücksstrebens, weil sie für die Daseinsfreude notwendig ist. Früher einseitig als bloßes Mittel zum Zweck betrachtet, wird sie jetzt die mit dem Gürtel der Anmut bekleidete Göttin, die den Menschen auf seinem Weg zur persönlichen Vervollkommnung in die Höhe führt.

6. Dieser menschlichere Charakter wird dem Liebesempfinden um so stärker aufgeprägt, je mehr sich mit wachsender Kultur das Empfindungsleben überhaupt verfeinert, je mehr sich das menschliche Leben seinem höchsten, weitentfernten Ziel nähert: daß es eine rein künstlerische Betätigung der Persönlichkeit wird. — In wie hohem Maße diese Verfeinerung des Individuums zugenommen hat, das erkennen wir daran, daß die uralte, dem Menschen eingeborene Grausamkeit, die sich früher in den raffiniertesten Martern der Gefangenen, in

Foltern, Quälen und Verbrennen nicht genug tun konnte und darin ein überaus beliebtes Schauspiel sah, daß diese Lust, andere leiden zu sehen, sich nicht nur vermindert, sondern sich sogar in ihr Gegenteil verkehrt hat. Durch die Bereicherung der Phantasie hat der Mensch gelernt, sich in andere hineinzudenken, hineinzuempfinden, selber im Gefolterten den Folterschmerz zu fühlen, im Knecht selber Knecht zu sein, im Leidenden zu leiden. Infolge dieser Sinnesrichtung, die noch durch das Schwinden des kriegerischen Geistes verstärkt wurde, ist an die Stelle von Verachtung und Hohn vielfach das Mitleiden, an die Stelle der Schadenfreude und des Neides vielfach Mitfreude getreten. — Die Bereicherung der Phantasie, die dem Triebleben diese neuen (sekundären) Motive verlieh, ist wiederum eine Folge der steigenden Bildung. An die Stelle des Analphabeten ist immer mehr der „lesende Mensch" getreten, zu dem „das Buch spricht", d. h. dem die edelsten Gedanken hervorragender Menschen zugänglich geworden sind; und auch die geistig tieferstehenden Kreise, die keine Bücher lesen, auch sie nehmen am Leben der Menschheit wenigstens durch die Zeitung teil, die jetzt schon in die abgelegenen Gebirgsdörfer vorgedrungen ist. — Aber neben dem Buche ist noch eine andere Macht auf den Plan getreten, die nicht nur veredelnd auf das Gemütsleben gewirkt hat, sondern auch ein unleugbares Zeichen dafür ist, wie sehr sich jenes tatsächlich verfeinert hat: die moderne Musik, d. h. die Musik, die mit Bach, Haydn, Mozart und Beethoven eingesetzt hat. Indem die Musik die unmittelbare Sprache des Gemütes ist, vermag sie Gefühle oder Gemütsregungen genialer Menschen auf uns unmittelbar zu übertragen und unserem Gefühlsleben einen unendlichen Reichtum feinster Regungen zuzuführen, die wir ohne die Musik niemals in unserem Leben gekannt hätten. Und wenn auch die moderne Musik in ungesundem Überschwang sich vielfach zu forciertem Lärm und instrumentalistischer Überraffiniertheit und Oberflächlichkeit verirrt hat, so besitzen wir doch eine große Sammlung herrlicher Werke, deren veredelnder und erlösender Kraft sich wohl kein musikempfänglicher Mensch wird entziehen können. So groß ist der Fortschritt, daß, wie wir zweifellos annehmen

müssen, ein perikleischer *Hellene,* der in unseren Konzertsaal käme, der Musik eines Beethoven, Bruckner, Désiré Thomassin usw., aufs erste wenigstens, vollkommen verständnislos gegenüberstehen würde. —

7. Nicht unerwähnt bleiben soll schließlich der Einfluß der so weitverbreiteten Ehelosigkeit, der Agamie. Beinahe die Hälfte der geschlechtsreifen Erwachsenen lebt außerhalb der Ehe und großenteils auch außerhalb der Familie, und gerade unter ihnen finden sich viele verfeinerte Naturen, die am meisten ihre geistigen Bedürfnisse pflegen, und die dieser geistigen Bedürfnisse halber, oder weil sie in der gewöhnlichen philiströsen Ehe keine Befriedigung finden, sich dem ehelosen Leben ergeben haben. Und da viele von diesen verfeinerten „Eheprotestanten" (Ellen Key) in der Kunst, Literatur und Wissenschaft hervorragend und tonangebend sind, so haben sie mächtig dazu mitgewirkt, daß der Liebe eine höhere Weihe verliehen worden ist. —

Geneonomische Umwertungen in der Frühpersonalen Phase

Alle diese und manche andere Einflüsse, von denen als die bedeutendste und jedenfalls zukunftsreichste die Frauendifferenzierung zu erachten ist, haben zusammengewirkt, um der modernen Liebe zwischen Mann und Frau in dem Bewußtsein der Fortgeschrittenen einen wesentlich anderen Charakter zu verleihen; und so haben sich gewaltige Umwertungen im personalistischen Sinn vollzogen, von denen die wichtigsten im einzelnen jetzt erwähnt werden sollen:

— Erstens und vor allem: Während die familiale Meinung in der Frau ein untergeordnetes Wesen sah, das zu Manneszwecken geschaffen worden, ist sie nach der personalen Auffassung ein gleichwertiges und gleichberechtigtes Individuum, das im eigenen Namen lebt, nicht in dem des Mannes; eine Persönlichkeit, mit den gleichen Ansprüchen auf Glück und Freiheit und mit denselben Rechten. — Mann und Frau sind nach dieser Anschauung gleichwertig, gleichberechtigt, aber — nicht gleich. Sie sind sogar in vieler

Beziehung Gegensätze, denn es besteht die „Geschlechtsdifferenz“[1]). So ist z. B. die Frau physisch schwächer als der Mann; die eheliche und die elterliche Liebe (Muttertrieb) und überhaupt alles Geneonomische sind in ihrer Natur in viel höherem Maße angelegt als in der des Mannes. Sie empfindet mehr persönlich (daher auch ihre Begabung zur Novellistik), während der Mann sich mehr zu rein sachlichen Interessen aufzuschwingen vermag. Sie ist in vieler Beziehung weniger erfinderisch als der Mann; obgleich die Musik und — die Hebammenkunst von alters her dem weiblichen Geschlecht offenstanden, gibt es fast keine weiblichen Komponisten, und in der Geburtshilfe wurden die bedeutendsten Erfindungen (Zange) erst von Männern gemacht. Ja, man kann sogar die Geschlechtsdifferenz in so unbedeutenden Dingen wie in dem Bleistiftspitzen und dem Werfen deutlich erkennen.

Aber erstens darf man nicht annehmen, daß alle die Sexualunterschiede, die jetzt bestehen, angeboren seien; sondern sie sind sicherlich zum großen Teil durch Erziehung und Milieueinflüsse verursacht, durch die vielfach die natürlichen Anlagen der Frau verkümmert oder in bestimmter Richtung entwickelt werden: — den „natürlichen“ Charakter der Frau vermögen wir ja überhaupt noch nicht zu erkennen, er wird sich erst in der Freiheit enthüllen können[2]). — Und zweitens bedingt die

[1]) Vgl. z. B. Dr. Havelock Ellis, Mann und Weib. Anthropologische und psychologische Untersuchung der sekundären Geschlechtsunterschiede. Dtsch. v. Kurella. Leipzig 1894. Literatur bei Bloch, Sexualleben unserer Zeit, S. 77.

[2]) Wie vorsichtig man mit allgemeinen Urteilen über „das“ Weib und „den“ Mann sein muß, hat Rosa Mayreder in ergötzlicher Weise gezeigt. Im ersten Kapitel ihrer Essays („Zur Kritik der Weiblichkeit“) stellt sie eine Anzahl von Aussprüchen zusammen, die große Denker über den Unterschied von Mann und Frau getan haben, und die sich in drastischer Weise widersprechen. So ist z. B. die Frau nach Lombroso eine Masochistin; nach Egerton ist „unersättliche Herrschsucht ihr Lebenselement“; nach Virchow zeichnet sie sich durch Sanftmut, nach Havelock Ellis durch Zornmütigkeit aus. Während die einen behaupten, daß die Frau in viel höherem Maß den geschlechtlichen Genuß empfinde als der Mann, glauben die anderen, daß man „die sexuelle Unempfindlichkeit und Gleichgültigkeit der Frau als den natürlichen Zustand betrachten müsse“ (z. B. Reinh. Günther, Kulturgesch. der Liebe

Geschlechtsverschiedenheit keineswegs eine Verschiedenheit des Wertes zwischen den Geschlechtern, sondern bloß eine Andersgeartetheit. Was der Frau an männlichen Tugenden fehlt, hat sie an weiblichen mehr, und den spezifisch weiblichen Lastern, wie Neugierde, Schwatzhaftigkeit, Hinterlist usw., stehen gleichwertige männliche gegenüber: Trunksucht, Roheit, Schwerfälligkeit usw.

— Da nun aber das Maß aller Dinge der Mensch ist und der allein in Betracht kommende Mensch in der Familialen Epoche der Mann war, so maß er die Frau mit der Männerelle und mußte sie natürlich minderwertig befinden. Nach der personalen Anschauung dagegen gilt gerade die Frau als die wertvollste, die die spezifisch weiblichen Eigenschaften am vollkommensten besitzt, die als Weib „charakteristisch" ist und so den Mann in der willkommensten Weise zu ergänzen vermag. In dieser Gedankenrichtung erst gewinnt der Mann einen gerechten objektiven Maßstab für den Wert des Weibes.

— Was sind nun aber weibliche Eigenschaften und weibliche Tätigkeiten? Auch in der Beantwortung dieser Frage hat sich ein bedeutender Umschwung vollzogen; wie ja der Begriff

---

Berlin 1900, S. 11) usw. — Die Lösung dieser Widersprüche besteht natürlich darin, daß die Frauen wie auch die Männer unter sich sehr verschieden sind, und daß voreilige Verallgemeinerungen, die nur eine kleinere Anzahl von Frauen in Betracht ziehen, notwendig zu Trugschlüssen führen müssen. — Besonders ist in dieser Frage auf eines der bedeutendsten und lesenswertesten Bücher unserer Zeit, auf Hulda Maurenbrechers „Das Allzuweibliche. Ein Buch von neuer Erziehung und Lebensgestaltung" (München 1912), hinzuweisen. Im ersten Kapitel dieses Buches, „Das Mädchen", weist die scharfsinnige Verfasserin vielfach in überraschender Weise alle die einzelnen äußeren Einflüsse nach, durch die schon von der Kinderstube an der sogenannte „weibliche Charakter" anerzogen wurde. Und sie kommt zu einem Ergebnis, das dem weisen Sokrates den Lorbeerkranz noch tiefer in die Stirne drücken dürfte. Denn nach Plato war schon Sokrates der Ansicht, daß Männer und Frauen gleichartig seien und daher auch der gleichen Erziehung teilhaftig werden sollten; nur meinte er, daß die Frauen in allem weniger stark seien als die Männer (Platos Staat, übersetzt von Schleiermacher, 3. Auflage, Leipzig 1907, 5. Buch, 3. Kap., S. 188).

des „natürlichen weiblichen Berufes" im Lauf der Kulturentwicklung sich schon bedeutende Änderungen hat gefallen lassen müssen: gerade bei den „Natur"völkern z. B. wird das Weib als der geborene Last- und Packträger betrachtet[1]). — In der Familialen Epoche galten als weibliche Beschäftigungen nur die häuslichen Arbeiten, die „Frau gehörte ins Haus". In der Personalen Epoche eröffnen sich ihr immer mehr alle die Tätigkeiten — mag es sich nun um den Beruf oder um einen Sport[2]) handeln —, die ihren Fähigkeiten entsprechen. (Der Einwand, daß dadurch die Frau „vermännlicht" werde, ist schon früher[3]) widerlegt worden.) — Sehr auffallend ist auch die Veränderung, die mit dem Begriff der „Dame" vor sich gegangen ist. Früher dachte man dabei an Zimperlichkeit, weibliche Handarbeit, an verschnürte Taille, an Launenhaftigkeit, ewiges Zimmersitzen und frühes Welken, an Kaffeekränzchen, Klatsch, seichte Romane und Schundliteratur, an absolute Interesselosigkeit für alle großen Fragen der Menschheit, und vor allem anderen an eine Unsumme lächerlicher Toiletten; und in der Physiologie du mariage von Flaubert lesen wir, daß das zartbeschuhte Füßchen einer richtigen „Dame" nur den Boden der Equipage, niemals das rauhe Pflaster der Straße berühren dürfe. — Statt dieser famelierten Treibhauspflanze steht heute die schneidige Skifahrerin und Bergsteigerin vor unseren Augen, die Schriftstellerin und die Ärztin, die englische Frauenrechtlerin und die norwegische Landtagsabgeordnete; das sind „Frauen", die wir jetzt bei weitem höher stellen als die „Damen" der Hochfamilialen Phase[4]).

— Nahe verwandt damit ist eine andere Umwertung, die die „Galanterie" betrifft. Die familiale Galanterie war eine Art huldvoller Geringschätzung, vergleichbar dem Almosen des Reichen oder der Gnade des Mächtigen, der Ausdruck

---

[1]) Vgl. Phasen der Kultur, S. 199.

[2]) Über Mädchensport in Australien vgl. „Dokumente des Fortschritts", II, S. 713.

[3]) „Die Familie", S. 306.

[4]) Über das Parasitentum der Dame vgl. Olive Schreiner, Woman and labour.

eines Schutzverhältnisses, bei dem aber der Schützer bereits berücksichtigte, daß die Frau die höchsten Belohnungen zu verteilen hat und diese süßer sind, wenn sie freiwillig gewährt, als wenn sie erzwungen werden. Daher die Ritterlichkeit. Aber gerade durch die ostentativen Huldigungen mußte der intelligenteren Frau die tatsächliche Überlegenheit des Mannes doppelt zu Bewußtsein gebracht werden: „Der Mann", sagt Ninon de Lenclos, „gibt der Frau nichtssagende Privilegien, behält sich aber dann allein die wertvollen Rechte vor." Deshalb ist „bei den modernen Frauen (wie Käthe Schirrmacher[1]) treffend bemerkt) die Galanterie in Verruf geraten: sie kommt uns teuer zu stehen. Wir wünschen diese äußerlichen Vorrechte gegen einfache Höflichkeit und wohlumgrenzte Rechte einzutauschen." Und Dr. Lessing schreibt im „Antirüpel": „Aber wenn unsere lieben Frauen Stolz und Würde besäßen, so würden sie sich diese Art von Höflichkeiten, dieses Platzmachen, Zuersteintretenlassen, Manteltragen, Schlittschuhanschnallen usw. sehr ernst verbitten. Der junge Mann markiert seine Beschützer- und Gönnerrolle, wo das Beschützen und Protegieren nicht notwendig ist. — Er macht dem Geschlechtswesen seine Komplimente." Oder nach dem Ausspruch von Havelock Ellis: „Die Frau wurde als ein Gemisch von Engel und Schwachkopf behandelt[2])."

— In der Tat war die alte Form der Galanterie nur ein „nichtssagendes Privileg", hinter dem eine weitgehende rechtliche Unterordnung der Frau verborgen lag. Das Recht war zugunsten des Mannes gestaltet, und die Frauen wurden in manchen Gesetzen mit den Unmündigen und Geisteskranken zu einer einzigen entrechteten Klasse zusammengefaßt. In unserer Zeit sind aber fast in allen zivilisierten Staaten die Frauen in den Kampf getreten, um sich gleiche Rechte mit den Männern zu erobern, Schritt für Schritt dringen sie mit ihren Forderungen durch. In *England* wurde durch das Gesetz vom August 1882 die Frau mit dem Mann zivilrechtlich

[1]) Mutterschutz, I, 354.

[2]) Havel. Ellis, Volkswohl u. Rassenhygiene, übers. v. Kurella. S. 132.

gleichgestellt, in *Deutschland* wurde den Frauen im Jahre 1908 das Vereinsrecht gewährt, und in manchen Staaten, wie *Australien, Norwegen,* haben sich die Frauen bereits das aktive und passive Wahlrecht errungen[1]).

— Dieser Umschwung macht sich auch in manchen Äußerlichkeiten geltend, die an sich zwar wenig wichtig sind, sich aber im täglichen Leben sehr fühlbar machen. In der Hochfamilialen Phase war es eine weitverbreitete Sitte, daß sich die ledige und die verheiratete Frau schon äußerlich durch die Kleidung voneinander unterschieden. So z. B. rasierte sich die verheiratete *Japanerin* die Augenbrauen und lackierte ihre Zähne schwarz; die verheiratete *Jüdin* bedeckte ihr Haar durch eine Perücke; in *Deutschland* trugen die verheirateten Frauen ein „Gebende" zum Bedecken des Gesichtes[2]), und es wurde ihnen eine „Haube" aufgesetzt, deren Betastung schon im salischen Gesetz (Lex salica LXXV) mit fünf Schillingen gestraft wurde. In unserer Zeit sind derartige äußerliche Bräuche, die das Weib als ausschließliches Geschlechtswesen erscheinen lassen, fast ganz abgekommen. — Ebenso beginnt man die Einteilung in Fräulein und Frau (die dieselbe Wirkung hat oder derselben Auffassung entspringt) ebensowenig zeitgemäß zu finden, als wollte man die Männer in Herrlein und Herren einteilen und auch den ältesten Unverheirateten ein Herrlein nennen. In der ländlichen Bevölkerung *Oberbayerns* ist dies in der Tat der Fall; jeder unverheiratete Mann, und wäre er siebzig oder achtzig Jahre alt, wird dort offiziell, z. B. auf Grabsteinen, „ehrengeachteter Jüngling" tituliert. In *Frankreich* dagegen gilt es schon jetzt als anständig, jede erwachsene Frau als Madame anzureden, gleichviel, ob sie verheiratet ist oder nicht. — Ferner beginnen viele fortgeschrittene Frauen es als ungerecht zu empfinden, daß sie mit der Verheiratung ihren Namen verlieren und gegen den des Mannes umtauschen müssen. In dieser Beziehung kann uns die schweizerische und noch mehr die portugiesische Sitte

[1]) Vgl. „Die Familie", S. 330.

[2]) Vgl. Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter, 3. Auflage, 2. Band, Seite 307.

vorbildlich sein. In *Portugal* herrscht nach Louise Ey[1]) der Gebrauch, daß die Frau auch nach der Verheiratung ihren Namen beibehält. Oft wird der des Mannes angehängt, doch ist dies keineswegs immer der Fall. Die Kinder nehmen entweder den Namen der Mutter oder den des Vaters an, manchmal verbinden sie auch beide Namen. Der so gebildete Zuname wird standesamtlich eingetragen. — Vorbildlich ist diese Einrichtung insofern, als die Frau sicherlich ebensogut das Recht hat, ihren Namen auf ihre Kinder zu vererben wie der Mann; und zweitens, weil dadurch alle häßlich oder lächerlich klingenden Namen, die ihren Träger unverdient schädigen, in wenigen Generationen aus der Welt geschafft würden.

Kennzeichnend für die personale Auffassung ist ferner, daß früher nur das ganz junge Mädchen es war, das Liebe einflößte, das Mädchen von vierzehn bis achtzehn Jahren (so bei Racine, Molière, Shakespeare, Voltaire, Byron, Walter Scott usw.), und das Mädchen von dreißig Jahren schon als „alte Jungfer" betrachtet wurde; während jetzt auch die Frau von dreißig und von vierzig Jahren ihre dichterischen Verherrlicher gefunden hat. Die Jugend wurde früher deshalb so sehr bevorzugt, weil sie sich leichter beherrschen und abrichten läßt, und weil das weibliche Ideal in vieler Beziehung dem kindlichen nahestand.

— Während der Familialen Epoche herrschte allgemein die sogenannte doppelte Geschlechtsmoral, d. h. der Mann forderte von der Frau Treue und Keuschheit, die sie aber nicht von ihm verlangen durfte, und er ächtete ihren Fehltritt, den er zugleich als seinen Triumph betrachtete. Auch gegen diese Sitte wendet sich in unserer Zeit die öffentliche Meinung und fordert immer eindringlicher: gleiche Rechte und gleiche Pflichten, statt der doppelten die einheitliche Geschlechtsmoral.

— In der Familialen Epoche bestand in geistiger Beziehung zwischen Mann und Frau eine tiefe Kluft. Die wirtschaftliche Arbeitsteilung (die geschlechtliche Differenzierung)

[1]) Adele Schreiber, „Mutterschaft", München 1912, S. 560.

trennte die beiden Geschlechter mehr, als sie sie verband. Mann und Frau standen sich auf geistigem Gebiet fremd gegen=über und waren voneinander durch eine Welt getrennt. Um sie beherrschen zu können, wünschte der Mann die Frau un=gebildet und unwissend, und die gebildete und wissende Frau wurde geradezu als „unweiblich" betrachtet und war verfemt. Kennzeichnend ist es z. B., daß Milton seine Töchter zwar die Aussprache des Griechischen und Lateinischen lehrte, damit sie ihm die Klassiker dieser Sprachen vorlesen konnten; aber es ihnen nicht ermöglichte und erlaubte, daß sie auch nur ein einziges der Worte, die sie lasen, verstehen lernten[1]. — Der neuzeitliche Mann dagegen begnügt sich nicht mehr mit der bloßen Haushälterin, er sucht in der Frau die geistig eben=bürtige „Kameradin", mit der er auf dem Fuß eines voll=kommenen gegenseitigen Verständnisses zu leben vermag; und manche berühmte Beispiele (St. Mill, George Elliot usw.) zeigen, daß die Kollegen= und Mitarbeiterehen, wo Mann und Frau gemeinsam einem großen Ziel zustreben, gerade die glück=lichsten sind.

— Indem sich die geschlechtliche Liebe durch solche sekundären Werte bereicherte, hat sie sich vergeistigt und ver=edelt, und zugleich hat sie an Beständigkeit zugenommen. Während sie früher hauptsächlich auf der schnell verrauchen=den Begierde und auf dem äußerlichen Umstand der gemein=schaftlichen Ökonomie beruhte, werden jetzt Mann und Frau immer mehr durch seelische Beziehungen miteinander ver=knüpft, durch die sie sich zu einer fast unlösbaren Einheit verbunden fühlen, und durch die erst der dem Menschen ein=geborene polygame Trieb überwunden werden kann.

— Denn je mehr der Schwerpunkt vom rein sinnlichen auf das geistige Gebiet verlegt wird, um so abstoßender muß die bloß auf den animalischen Genuß gerichtete Liebe und Liebesumarmung empfunden werden. Das verfeinerte Liebes=gefühl wendet sich daher immer mehr gegen den außerehelichen

[1] Finck, Romantische Liebe, I, 216

Geschlechtsverkehr und vor allem gegen die Prostitution. Und auch dieses Wort ist umgewertet worden. Während man früher darunter nur den gewerbsmäßigen Geschlechtsverkehr mit vielen verstand, gilt jetzt schon jede geschlechtliche Hingabe, der andere als geschlechtliche Motive zugrunde liegen, als Prostitution, und man spricht deshalb jetzt auch von einer „ehelichen Prostitution". Diese personale Begriffsbestimmung, die gegen den unpersönlichen Warencharakter der Liebe gerichtet ist, wäre in der Familialen Epoche unmöglich gewesen, weil sie eine weitverbreitete Form der „Ehrbarkeit" allzu scharf getroffen hätte[1]). —

— Einer der wichtigsten Unterschiede zwischen den beiden Epochen, die wir hier vergleichen, besteht darin, daß früher die Ehe eine Familiensache war, während sie jetzt zu einer innerlich-persönlichen Angelegenheit des Individuums geworden ist.

In der Familialen Epoche waren es, wie wir schon wissen, die Eltern, die die Wahl trafen, und vielfach war es Sitte, daß die Brautleute sich erst bei der Heirat zum ersten Male überhaupt sahen[2]). Da die Eltern das meiste Gewicht auf die Harmonie der ökonomischen Verhältnisse legten, so war die Hochfamiliale Phase die eigentliche Zeit der Geldheirat. — Jetzt dagegen mißbilligt die öffentliche Meinung entschieden die Geldehen, die auch tatsächlich im Abnehmen begriffen sind und, wenn sie auch noch häufig genug vorkommen, immer seltener werden dürften, je mehr die Verfeinerung des Individuums zunimmt.

Denn mehr und mehr erfolgt jetzt die Gattenwahl nach dem freien Ermessen des Individuums. Dies war in der Familialen Epoche kaum möglich, weil die Geschlechter sorgfältig getrennt gehalten wurden und vor der Heirat beinahe gar keine

---

[1]) Die streng hochfamiliale Auffassung verstand unter Prostitution sogar jeden außerehelichen Beischlaf. „Ein Frauenzimmer (sagt Streubel, ‚Wie hat der Staat der Prostitution gegenüber sich zu verhalten', Leipzig 1862), welches den außerehelichen Beischlaf selbst nur ein einziges Mal zuläßt, beschimpft, prostituiert sich." (Über die verschiedenen Definitionen der Prostitution vgl. Dr. Eugen Müller, „Die Prostitution", München 1898, 2. Aufl., S. 1 ff.)

[2]) Vgl. auch Lamprecht, Deutsche Geschichte, VIII, 1. S. 287 ff.

Gelegenheit hatten, sich genau kennen zu lernen. Ja sogar als Brautleute durften sie sich nicht anders sehen und sprechen als unter dem Beisein dritter Personen. Man hatte die Ansicht, daß es die „erste Liebe" sein solle, die auch gleich zur Ehe führen müsse. Daher verheirateten die hochfamilialen *Römer* ihre Töchter schon mit zwölf bis vierzehn Jahren, und bis in unsere Zeit war es Sitte, die Mädchen möglichst jung, unmittelbar aus dem Kloster oder Pensionat heraus, nach Absolvierung einiger Gesellschaften und Bälle „unter die Haube zu bringen".

Jetzt dagegen geht die Meinung dahin, daß der Ehe ein genaues Kennenlernen voraufgehen müsse, da ja schon das Wählen ein Kennen mehrerer voraussetzt, daß die „erste Liebe", als die Liebe Unreifer, Unentwickelter sehr oft einen Fehlschuß bedeutet; daß sie, wie George Elliot meint, „ebensowenig die beste sei als die ersten Gedichte", und daß unglückliche Ehen am besten verhütet werden können, wenn sich die zukünftigen Gatten schon vor der Heirat genau kennen gelernt haben.

Es hat sich deshalb, besonders in *Amerika* und *England*, eine für die Personale Phase kennzeichnende Sitte ausgebildet, der sogenannte Flirt[1]), der darin besteht, daß man den jungen Leuten freie Gelegenheit gewährt, sich gegenseitig zu „prüfen, bevor sie sich ewig binden", so daß sie nicht mehr mit verbundenen Augen den Sprung in die dunkle Zukunft machen müssen. Allerdings ist der Flirt von den Moralisten der alten hochfamilialen Richtung als eine Verirrung von der guten Sitte und als eine sehr verwerfliche Neuerung gebrandmarkt worden, und es ist keine Frage, daß für die unwissende Haustochter aus der alten Schule der Flirt eine Gefahr darstellt. Aber die neue Ehe erfordert eben auch eine neue Erziehung zur Ehe, und zwar jene Form, die man kurz als die amerikanische bezeichnen könnte; sie besteht darin, daß sie den Menschen von Kind auf zum selbständigen (help your self-) Individuum erzieht und Knaben und Mädchen schon in der Schule aneinander gewöhnt (Koedukation).

[1]) Vgl. Finck, Romantische Liebe.

Auch die Mißgriffe, die junge Leute oft in der Gattenwahl treffen, und die die Liebesehen nach einem bekannten Sprichwort zu Unglücksehen machen und häufig durch den Rat der Eltern vermieden werden könnten, zeigen, daß die Erziehung zur Ehe noch sehr vernachlässigt ist. Für die Veredelung der Rasse, für die Zuchtwahl, sind aber Liebesheiraten jedenfalls unendlich viel vorteilhafter als das alte System der Geldheirat, durch das so viele alte Familien der Entartung und dem Aussterben verfallen sind.

— In der Familialen Epoche war es Sitte, die Töchter nach der Reihenfolge ihres Alters zu verheiraten. So betrügt Laban den Jakob, indem er ihm in der Hochzeitsnacht die Lea statt der Rahel zugesellt. Als sich Jakob am nächsten Morgen darüber beschwert, antwortet ihm Laban: „Es ist nicht Sitte, daß man die jüngste ausgebe vor der ältesten.“ Und auch diese Sitte, die während der Hochfamilialen Phase vielfach eingehalten wurde, ist jetzt abgekommen. — In früheren Epochen waren ferner vielfach schon Kinder ehefähig; in *England* können jetzt noch Knaben mit dem vierzehnten und Mädchen mit dem zwölften Jahre heiraten, wobei sie selbstverständlich der Zustimmung des Vaters oder des Vormundes bedürfen[1]). Solche Kinderehen sind vom Standpunkt der familialen Auffassung begreiflich, von dem der personalen Auffassung dagegen verwerflich.

— Eine andere Umwertung ist mit der Hochzeitsfeier vor sich gegangen. Früher war diese das Verbindungsfest zweier Familien und ihrer Verwandtschaften und wurde deshalb mit allem Pomp und unter großen Gelagen gefeiert. Heute macht sich immer mehr die Auffassung geltend, daß es roh ist, die Braut den Blicken aller bloßzustellen, kurz, bevor sie sich dem Manne hingibt, und daß kleine unbemerkte Hochzeiten geschmackvoller sind als jene prunkenden Feste.

— Denn mehr und mehr werden Liebe und Ehe die intimsten Privatangelegenheiten zwischen Mann und Frau, und

[1]) Moll, Handbuch der Sexualwissenschaft. Leipzig 1912. S. 419.

6*

die Stimmen mehren sich, die jede Einmischung dritter, namentlich auch der Kirche und des Staates, als verwerflich bezeichnen. Auch in der guten Gesellschaft suchen sich Gatten möglichst wenig als solche den anderen gegenüber aufdringlich zu machen. Diese Sitte ist zwar schon älter, denn schon in der „très bonne compagnie“ des ancien régime, die allerdings die Kunst des Umgangs auf eine nimmer erreichte Höhe gehoben hatte, galt es nicht als anständig, und es wurde schon übel vermerkt, wenn eine Frau ihren Mann vor anderen auch nur als „mon ami“ anredete.

— Eine weitere bedeutungsvolle Umwertung betrifft die Auflösbarkeit der Ehe. In der Hochfamilialen Phase bestand allgemein die kirchlich und staatlich erzwungene Dauermonogamie. Jetzt hat die Kirche, die diese Forderung beibehält, die Gerichtsbarkeit in Ehesachen verloren, und der Staat erkennt prinzipiell unter bestimmten Bedingungen die Trennbarkeit der Ehe an. Allerdings erschwert auch der Staat noch immer die Ehescheidung, namentlich auch dadurch, daß er den Begriff der Schuld in den Vordergrund rückt; aber die meisten unglücklichen Ehen sind es nicht deshalb, weil dem einen der Gatten eine besondere Schuld beizumessen ist, sondern weil die Gatten nicht zueinander passen und sich deshalb je länger je mehr „auseinanderleben“; während jeder in einer anderen Ehe vollkommen glücklich hätte werden können.

Früher mußte die Ehe weitergelebt werden, auch wenn die Liebe längst erloschen, ja Haß an ihre Stelle getreten war; und da in einer Lebensmonogamie nur ein Wille herrschen kann, so mußte der andere Wille, auch wenn die beiden Willen dauernd einander entgegengesetzt gerichtet waren, zeitlebens ins Joch gespannt bleiben. Diese Einrichtungen waren möglich, weil die Individuen nur wenig entwicklungsfähig und die Frauen unselbständig waren. — Das moderne Individuum dagegen kann, infolge seiner größeren Entwicklungsfähigkeit, und namentlich in der Jugend, ebensowenig wie Freunden oder Geschwistern gegenüber dem Geliebten ein ewiges Gelöbnis ablegen; eine Ehe ohne Liebe gilt ihm als Prostitution, ein dauerndes Bei-

sammensein mit einer verhaßten Person als unerträgliche Marter, eine dauernde Opferung des Willens als ein Verrat an sich selbst, an der eigenen Person; und auch bezüglich der Interessen der Kinder ist man zu einer anderen Auffassung gekommen: „Die Jugend eines Kindes wird getrübt, vielleicht sein Dasein vergiftet, wenn es zwischen Eltern aufleben muß, die in heimlicher oder offener Abneigung, in Zwist und Hader nebeneinander leben. Kinderaugen sehen scharf, und mancher wurde zum Menschenverächter, weil er jahrelang Zeuge eines manchmal die häßlichsten Formen annehmenden, von Haß und Bosheit durchdrängten Guerillakrieges zwischen denen sein mußte, die ihm Gesetz und Natur zu lieben und zu ehren geboten. Darum ist gerade um des Kindes willen eine Neuordnung der geschlechtlichen Beziehungen eine dringende Notwendigkeit. Und darum lieber Verzicht auf den einen Elternteil, als eine dauernde Vergiftung der Jugend[1]).“

— In demselben Maße, als die Ehe freier wird und sich der Machtsphäre des Staates und der Kirche entwindet, bringt der Staat der Erziehung und Aufzucht der Kinder ein immer größeres Interesse entgegen. Diese Umwertung hat Ellen Key treffend in den Satz formuliert, daß „die Liebe immer mehr eine Privatsache wird, die Kinder dagegen eine Lebensfrage der Gesellschaft[2])“. Früher legte der Staat seine Hand auf die Ehe und überließ die Kinder völlig den Eltern, jetzt tritt immer mehr das umgekehrte Verhältnis ein.

— Verwandt damit ist eine andere Umwertung, die das uneheliche Kind betrifft. In der Familialen Welt war es ein Fremdling, den die allgemeine Verachtung traf und oft zum Verbrecher machte; und die uneheliche Mutter wurde an den Pranger gestellt, gesellschaftlich gebrandmarkt und nicht selten zum Kindesmord getrieben, — während den Vater keine Schande traf. Wie groß in dieser Beziehung der Umschwung ist, zeigt sich unter anderem darin, daß sogar der heutige

---

[1]) Die Quelle für dieses Zitat ist mir leider verloren gegangen.
[2]) Über Liebe und Ehe, übers. von Francis Maro, Berlin 1904.

Staat der unehelichen Mutter seine Unterstützung in der gleichen Weise angedeihen läßt wie der ehelichen[1]).

— Auch über die Wiederverheiratung der Witwe, deren Los in der Hochfamilialen Phase bei vielen Völkern überaus beklagenswert war, ist man zu anderen Anschauungen gekommen. Während früher eine zweite oder gar dritte Heirat einer Witwe allgemein als ein Makel galt, ist die (hochfamiliale) Mißbilligung eines solchen Schrittes fast ganz verschwunden. Und außerdem ist die Möglichkeit einer zweiten Ehe für die Frau größer geworden. Denn früher legte der Mann ein großes Gewicht darauf, daß die Frau unberührt sei, während nach der personalen Auffassung alles auf die Persönlichkeit ankommt. Alle äußerlichen Forderungen nehmen in demselben Verhältnis ab, als das Erfordernis des individuellen Zusammenpassens das einzig maßgebende wird.

— Auch bezüglich des Schamgefühls, der Nacktheit (Prüderie), der Fruchtabtreibung[2]), der freien Ehe, der Asketik usw. — überall sehen wir das Individuum auf dem Wege zu freieren, personalen Anschauungen.

Früher hatte der asketische Geist einen dichten Schleier über alles Geschlechtliche geworfen, unter dessen Decke im Dunkel des Geheimnisvollen, Unaussprechlichen, die furchtbarsten Schäden üppig wucherten. Heute wird diese Scheu zurückgedrängt; in welchem Maße, das zeigt die „Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten“, die unter der Führung von Ärzten in öffentlichen Sitzungen, denen hochstehende Frauen beiwohnten, es unternehmen durfte, Dinge zur Sprache zu bringen, die noch vor wenigen Jahrzehnten sich nicht über den Rahmen der Fachliteratur hinauswagen konnten.

---

[1]) Über die moderne Auffassung der unehelichen Mutter vergleiche Adele Schreiber, „Mutterschaft“, S. 257 ff.

[2]) Für die vollständige oder bedingte Straflosigkeit des Abortus haben sich z. B. eine ganze Anzahl namhafter Kriminalisten ausgesprochen; so z. B. Franz von Liszt, Hrehororowicz, Schneickert, Radbruch, Wittels, Lewin. Vgl. Adele Schreiber, „Mutterschaft“, München 1912, S. 216.

— Eine der wichtigsten Umwertungen hat ferner die Gesamtauffassung des Geschlechtlichen erfahren.

In der Hochfamilialen Zeit des Mittelalters, unter der Herrschaft des asketischen Geistes wurde der Geschlechtstrieb, wie früher ausgeführt, als etwas Niederes und Unreines betrachtet, das, aus dem Sündenfall geboren, den Lebenswandel der Auserwählten nicht beschmutzen dürfe. Wenigstens war dies die kirchliche Lehre, und eine große Heuchelei war damit verbunden. — Jetzt sieht man im Geschlechtstrieb einen natürlichen Trieb der Menschenseele, dem man nicht nur das Dasein und die Vermehrung der Menschheit, sondern auch die Fortentwicklung und Veredelung aller tierischen Rassen und aller Pflanzenarten zu verdanken hat.

Früher galt die geschlechtliche Abstinenz als eine der höchsten Tugenden, als die Tugend der Auserwählten, der mit dem Himmel Vermählten, jetzt als ein widernatürliches Übel, unter dessen Druck das Leben verkümmert und entartet.

Früher erzog man das Weib zur Verabscheuung alles Geschlechtlichen und zu dem heuchlerischen Gebaren, als ob ihr auch nur der leiseste Gedanke daran Pein verursachte. — Wenn nun auch eine gewisse Zurückhaltung in der weiblichen Natur begründet liegt (schon bei Naturvölkern, ja bei den höheren Tieren finden wir dieses Verhalten), so ist doch die moderne Frau von solch unnatürlicher Prüderie weit entfernt. Ihre Anschauung drückt wohl Frenßen treffend aus, wenn er die Anna Boje (in *Hilligenlei*) ausrufen läßt: „Weise Leute sagen freilich, man kann das leicht unterdrücken . . . Da schreit Anna Boje im Zorn auf: Das unterdrücken? Dann soll ich wohl auch meine Augen eindrücken und meine Brust . . .? Wenn ich einen vor ihm geliebt habe, was geht es ihn an? Wem bin ich Rechenschaft schuldig, was ich mit meinem Leib gemacht habe? Ich, ein freier, gesunder Mensch? Habe ich ihn erniedrigt? Habe ich ihn schmutzig gemacht? Habe ich etwas Unnatürliches oder Unreines getan? Ich bin darob guter Dinge."

Ja, noch mehr, der Mensch der Personalen Epoche sieht in der Liebe nicht nur nichts Sündhaftes mehr, sondern, um mit Schiller zu sprechen, geradezu „der Dichtung Stern, des

Lebens Kern", ein unentbehrliches und gewaltiges Mittel zur Vervollkommnung und Beglückung der Person, eine der höchsten und edelsten Freuden des Daseins, ohne die das Leben unbefriedigend und schal ist. — Denn in der vernünftigen Leitung und Veredelung der Naturtriebe besteht die hohe Kultur, nicht in ihrer Unterdrückung und Ausrottung. „Die Sinnlichkeit (sagte schon Fichte) soll kultiviert werden; das ist das letzte und höchste, was sich mit ihr vornehmen läßt."

— So hat also das Werturteil über das Geschlechtliche sich ganz und gar umgekehrt, und diese Umwertung wird noch mehr in die Augen springen, wenn wir jetzt den Aufschwung betrachten, den die romantische Liebe in den Anfängen der Personalen Epoche genommen hat.

Wie schon gesagt wurde, kann man auch hier wieder drei Epochen unterscheiden: In einer ersten Primitiven Epoche fehlt unter den Liebesgefühlen merkwürdigerweise gerade die eigentliche Liebesleidenschaft vollständig; in der zweiten oder Familialen Epoche bemerken wir ein episodisches Aufflammen des Gefühls, das nicht ohne Verirrungen blieb; in der Personalen Epoche schließlich gelangt die romantische oder personale Liebe, die amour-passion, das lieblichste Geschenk der Kultur, zu immer vollerer Entfaltung.

Der personale Charakter der romantischen Liebe geht schon daraus hervor, daß sie eine bestimmte Person vor allen anderen bevorzugt und ausschließlich dieses eine mit allem Schimmer der Idealisierung und Schwärmerei umgibt. Welch hohe Macht sie in der Volksseele geworden ist, das zeigt uns am besten der getreue Spiegel des Lebens: die Dichtung. Während bei wilden Völkern Liebeslieder unbekannt sind und auch noch das Theater der Alten sich fast stets mit anderen Stoffen beschäftigte, ist jetzt die Zahl der Volkslieder, die die Liebe zum Gegenstand haben, Legion. In den Romanen dreht sich die Handlung fast immer um die Liebe als ihren eigentlichen Angelpunkt, und Theaterstücke können kaum auf ein allgemeines Interesse hoffen, wenn nicht eine Verlobung den Mittelpunkt des ganzen Spiels abgibt; in manchen erfolgreichen Stücken haben sich, bis der Vorhang fällt, nicht

selten so ziemlich alle heiratsfähigen Personen glücklich in Brautleute umgewandelt. — Kennzeichnend ist es auch, daß das Gefühl der hingebenden Freundschaft, wie es bei den Naturvölkern in Form der Blutsbrüderschaft oder bei den Alten noch zu finden war[1]), beinahe abgekommen ist. Wie Finck treffend bemerkt, rührt dies daher, daß, wo das stärkere Gefühl der romantischen Liebe blüht, für die Freundschaft im alten Sinn kein Raum mehr ist, da nun alle höchsten Grade der Sympathie auf den romantisch geliebten Gegenstand übertragen werden.

Die Ursachen, die das moderne Liebesgefühl hervorgerufen haben, sind schon früher besprochen worden; bezüglich der Weiterentwicklung der personalen Liebe im besonderen sei noch folgendes zur Ergänzung erwähnt:

Eine der wichtigsten Ursachen ist die Anerkennung der Frau als einer Persönlichkeit. War vorher die Frau eine gekaufte Ware oder ein willenloses Eigentum, über das verfügt wurde, so wird sie jetzt ein freies Individuum, das will und das wählt. Gerade diese Wahlfähigkeit muß aber die Leidenschaft des Mannes in der stärksten Weise erregen; denn es wird sein höchster Triumph sein, gerade von derjenigen erwählt zu werden als „der Herrlichste von allen", die er selbst aus Tausenden heraus erkoren hat. Verstärkt wird dieses Gefühl noch dadurch, daß der Verliebte den Gegenstand seiner Leidenschaft immer idealisiert und als hoch über ihm stehend sich vorstellt. Je höher aber die Person der Frau in der Wirklichkeit oder in der Vorstellung bewertet wird, um so leichter und um so stärker vermag sie die romantische Liebe des Mannes zu entfachen.

Der Einfluß, den die Verfeinerung des ästhetischen und moralischen Empfindens auf die Entfaltung der Liebesleidenschaft hatte, wurde schon früher erwähnt; jetzt haben wir noch zweier Erscheinungen zu gedenken, die in diesem Zusammenhang noch nicht berührt worden sind: der Abstinenz und der Kleidung.

Es ist kaum zu verkennen, daß die Entwicklung der

[1]) Vgl. Orest und Pylades, Ciceros Laelius.

romantischen Liebe stark beeinflußt worden ist durch den steigenden Druck, den Staat, Kirche und Moral auf das sexuelle Leben gelegt haben, durch die dadurch hervorgerufene Erschwerung der Liebe und durch die damit wieder in Zusammenhang stehende Verbreitung der Abstinenz. Für den Naturmenschen bestehen wenig oder gar keine Schwierigkeiten, seine Begierden zu befriedigen. Durch die natürliche Befriedigung aber wird der Trieb zur Ruhe gebracht und kann sich nicht zu leidenschaftlicher Stärke entwickeln. Unterdrückt dagegen, bäumt er sich auf und erfüllt die Seele mit heißen Leidenschaften und Phantasien. So hatte z. B. die christliche Askese diese Wirkung. Der hl. Franziskus stand nachts oft auf und wälzte sich im Schnee oder in Dornen. Die Wüstenheiligen waren gequält von wollüstigen Halluzinationen, die ihren Geist bestürmten, und die sie für Versuchungen des Teufels hielten. Der an die natürliche Befriedigung seiner Triebe gewöhnte Naturmensch kennt nicht die Weißglut der Sinnlichkeit, wie wir sie bei diesen Heiligen finden. — Ferner bei Brautleuten geht die Fieberhitze alsbald in das ganz anders geartete Gefühl der Gattenliebe über, sobald die Heirat vollzogen ist. „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der holde Wahn entzwei." Dagegen ist es eine bekannte Tatsache, daß die Liebesschwärmerei dauernd wird, wo sie unglücklich ist. Die berühmten Liebespaare in der Dichtung waren unglücklich Liebende; z. B. Tristan und Isolde, Romeo und Julia usw. — Schließlich, die Entwicklung der romantischen Liebe ging parallel mit den Erschwerungen, die nach und nach der Befriedigung der Liebessehnsucht auferlegt wurden. Ihre ersten Anfänge fielen zusammen mit dem Beginn der Zivilisation, als der Staat die strengen Dauerehen einführte. Und als die Kirche dieses System in bis dahin unerhörter Härte durchgeführt hatte, gerade in dieser Zeit erhoben sich die Minnesänger, und die Liebesschwärmerei loderte in hellen Flammen empor. — Aus diesen Gründen muß man wohl annehmen, daß die romantische Liebe, wenigstens in ihren höheren Graden, wo sie leicht in sentimentale Überspanntheit übergeht, eine mit der Abstinenz zusammenhängende Erscheinung ist.

Eine weitere Spannung des erotischen Empfindens wurde

ferner hervorgerufen durch das Aufkommen der den Körper verhüllenden Kleidung[1]). Dies mag paradox klingen, da der an die Verhüllung gewöhnte Kulturmensch gerade im Gegenteil in der unverhüllten Nacktheit einen erotischen Reiz zu empfinden pflegt. Demgemäß ist auch allgemein das Mißverständnis verbreitet, daß die nacktgehenden Naturvölker in geschlechtlicher Beziehung besonders zügellos sein müßten. Die Berichte der Reisenden stimmen darin überein, daß sie sich eher durch geschlechtliche Kälte auszeichnen[2]). So sagt z. B. Appun von den nackten *Indianern Guayanas*, daß sie „geschlechtlich kalt sind und die leidenschaftliche Liebe zum Weibe überhaupt nicht kennen[3])". Und ähnliches berichtet Finsch von den Frauen der *Karolineninsel.* W. Winwood Reade[4]) bemerkt, „daß in der übertriebenen Kleiderlosigkeit eines *Äquatorial*mädchens nichts Wollüstiges liegt, da nichts so moralisch ist und so abstoßend wirkt wie die Nacktheit". W. Parker Snow[5]) sagt: „Bekleidung kann verführerischer sein als Nacktheit. Umgang mit den nackten Wilden würde, so glaube ich, mehr dazu beitragen, besondere Unsittlichkeit und Lasterhaftigkeit abzuschwächen, als wahrscheinlich eine Million Predigten je kann oder wird. Mehr Schaden wird, denke ich, durch falsche Bescheidenheit — durch Verhüllung und teilweise Bekleidung — verursacht, als durch Naturwahrheit, die immer erscheint, wie sie ist." Mehrere Beispiele beweisen sogar, daß die Hülle von Naturvölkern nicht aus Scham, sondern gerade im Gegenteil — als Lockmittel gebraucht wird. So sind z. B. „bei den *Saliras* nur Buhlerinnen bekleidet, um durch das Unbekannte zu reizen[6])". Bei manchen Negerstämmen des inneren *Afrikas* tragen nach Barth[7]) die verheirateten Frauen

[1]) Vgl. „Phasen der Kultur", Entwicklungsgesch. d. Kleidung, S. 116.

[2]) Vgl. Lippert, Kulturgeschichte, II, 431; Westermarck, a. a. O., S. 191; Fritsch, Polit.=anthropol. Revue, Februarheft 1893.

[3]) Das Ausland, 1871, S. 832.

[4]) Savage Africa, II. Edit., London 1864, S. 546.

[5]) Two Years Cruise of Tierra del Fuego, London 1857, II, S. 51.

[6]) Bastian, Die Rechtsverhältnisse bei verschiedenen Völkern der Erde, Berlin 1872, S. 174.

[7]) Reisen und Entdeckungen in Nord= und Zentralafrika, Gotha 1857, II, Seite 467.

ungescheut vollkommene Nacktheit zur Schau, während junge heiratsfähige Mädchen ihre Blöße bedecken. — Aus dem Gesagten geht hervor, daß gewohnheitsmäßige Nacktheit weniger erregt als Bekleidung, und namentlich als teilweise Verhüllung.

Dies Paradoxon ist denn auch bei näherem Nachdenken leicht zu verstehen. Erstens verliert die Nacktheit alles erotisch Erregende für denjenigen, der sie fortwährend vor Augen hat. Zweitens vermag gerade die Verhüllung (und namentlich die geschickt arrangierte halbe Verhüllung) Bilder in der Phantasie zu entzünden, die wohl immer die nüchterne Wirklichkeit an faszinierender Kraft weit übertreffen. Und drittens hat das Unbekannte einen stärkeren Reiz als das Bekannte. — So brachte die verhüllende Kleidung eine Steigerung des erotischen Empfindens zuwege, die der Naivität der Naturvölker und der Alten vollkommen ferngeblieben war.

In der Hochfamilialen Epoche wurde die Kleidung in obszöner Weise zu dem Zweck verwendet, das Weib als Geschlechtswesen, als Weibchen, möglichst stark zu markieren. Durch den Schnürleib wurden die Brüste und das Becken aus ihrer natürlichen Linie herausgedrückt, gleichsam aufgebauscht, um das Männchen zu erregen. Die Folge war die Sanduhrform und die genugsam bekannten widerlichen Unterleibsleiden. Die Frau der Personalen Epoche dagegen ist nicht mehr ein bloßes Geschlechtswesen, sondern außerdem eine Persönlichkeit; folgerichtig sehen wir die alte „Familiale Tracht", deren Charakteristikum der Schnürleib war, langsam und unter vielen Schwankungen in die neue „Personale Tracht" übergehen [1]).

— Ähnlich wie in der Kleidung spiegeln sich die Wandlungen des Liebesempfindens in der Geschichte des Küssens [2]). Die Geschichte des Kusses ist zugleich die Geschichte der Liebe.

1. Wie schon früher erwähnt wurde, ist die Sitte des Küssens in der ersten Epoche des primitiven Liebesempfindens ganz unbekannt. — Von den *Indianern Guayanas* sagt z. B.

[1]) Vgl. Geschichte der Kleidung in Phasen der Kultur, S. 128.

[2]) Vgl. Lubbock, Die vorgeschichtliche Zeit, 2. Bd., S. 261; Westermarck, a. a. O., S. 375, 395; Finck, a. a. O., I, 465—485.

K. F. Appun[1]), daß irgendwelche Liebkosungen zwischen Liebespaaren nicht vorkommen. „Vom Küssen ist gar nicht die Rede, und diese angenehme Beschäftigung ist ihnen völlig unbekannt; meine Einführung derselben bei ihnen hat in der ersten Zeit manches Gelächter der Insulaner veranlaßt und die dabei beteiligten *Indianer*mädchen, die nicht wußten, was dies bedeuten solle, ganz verwirrt gemacht; jedoch fanden sie sich bald in das Unvermeidliche und hatten später eine derartige Unterhaltung recht gern."

2. In der Familialen Epoche tritt dann der Kuß auf, so bei den *Hebräern*, den *Griechen*, *Römern*, *Arabern* usw.; aber als ein Neuling in der Welt muß er, überall umhertastend, erst das richtige Ziel sich allmählich heraussuchen, und die Verirrungen, die ihm auf diesem Weg begegnen, sind gerade für die Familiale Phase kennzeichnend. Bei den *Arabern* mußten die Frauen die langen Bärte ihrer Väter und Gatten küssen. Von den *Römern* sagt Cato, daß sie ihre Frauen zu küssen pflegten, um zu untersuchen, ob sie Wein getrunken hatten (was der *Römerin* streng verboten war). Ferner gab es bei ihnen mehrere Arten von Küssen, die besondere Namen hatten; basium hieß der Höflichkeitskuß, osculum der Kuß unter Freunden, suavium der Kuß unter Liebenden. — Auch im Mittelalter irrte der Kuß weit umher. Im Jahre 710 kam der Brauch auf, den Pantoffel des Papstes zu küssen. Im 16. Jahrhundert war es Sitte, daß die Damen nach dem Tanz ihre Tänzer mit einem Kuß belohnten, und lange Zeit hatte der Geistliche, der ein Paar in die heiligen Bande der Ehe geschmiedet, das Recht, nicht nur die Braut, sondern auch die Brautjungfern zu küssen[2]). Außerdem wurde der Kuß ausgetauscht zwischen Freunden und besonders zwischen Verwandten, der Handkuß, um fremden Personen Ehrerbietung auszudrücken usw.

3. Für die dritte oder Personale Epoche ist es charakteristisch, daß der Kuß nach all diesen Irrfahrten seine richtige Bestimmung gefunden hat; einzig das suavium, der Kuß zwischen Liebenden (und der Kuß der Mutter) hat sich erhalten,

[1]) Das Ausland, 1871, S. 832. [2]) Finck, a. a. O.

auf diesem Gebiet aber auch eine Pflege gefunden, daß eine romantische Liebe ohne Küssen in unserer Zeit überhaupt kaum mehr denkbar ist. Nur noch der Verwandtenkuß, der sich aber immer mehr in das Bereich der kleinen Städte zurückzieht, und der Monarchenkuß geben Kunde von seinen einst allzuweitgehenden Abschweifungen.

— In der Familialen Epoche waren, wie wir früher sahen, die ökonomischen Verhältnisse für die geschlechtliche Vereinigung zweier Personen das Maßgebende, mochten diese nun besonders gut zusammenpassen oder nicht. Die Ökonomie war stärker als die Persönlichkeit. Es galt der Spruch: „Erst kommen die Güter, dann kommen die Gemüter."

In der Personalen Epoche ist nicht mehr das Ökonomische das Bindende, sondern das Persönliche; die wirtschaftlichen Motive werden Schritt für Schritt aus der Liebe und Ehe hinausgedrängt: die Gattenwahl wird mehr und mehr bestimmt durch die persönlich-individuelle Anziehung, in der sich die segensreichen Zuchtwahlinstinkte frei äußern können; der Ehevertrag, früher soviel wie absolute Gütergemeinschaft bedeutend, wird immer mehr auf der Grundlage der Gütertrennung abgeschlossen. (Die modernen Eheverträge sind sogar meist wahre diplomatisch-juristische Meisterstücke, die erst nach langen Kämpfen zwischen den Schwiegereltern zustande gebracht werden können.) Immer weiter geht der Personalismus in der Ehe und richtet sich gegen das gemeinsame Wohnen, gegen das gemeinsame Schlafen. Jede Persönlichkeit, sagt man, muß über einen Wohnraum verfügen, wo sie frei schalten und walten kann, wo nur ihr Wille gilt. Durch zu enges Zusammenleben sind Eheleute gleichsam wie siamesische Zwillinge miteinander verwachsen: jede Bewegung des einen macht sich dem anderen fühlbar. Es entwickeln sich leicht tägliche Reibungen, die (auch bei solchen Personen, die einander aufrichtig zugetan sind) langsam zu gegenseitiger Abneigung führen. Auf der Grundlage solcher Verstimmung kommt es zu Haß und Entfremdung, und jede Störung wird einem „Fehler" des anderen zugeschoben. „Wie bei erwachender Liebe alle Seelenkräfte auf Entdeckung von Vorzügen des anderen gerichtet sind,

so ist hier die Seele auf beständigen Entdeckungsfahrten nach Fehlern des anderen. In beiden Fällen findet man von dem, was man sucht, die Fülle[1]." — Oder das enge Beisammensein, der Mangel an Distanz, verstumpft das Liebesgefühl, und das kann schlimme Folgen in eugenischer Beziehung mit sich bringen. In vielen Fällen erinnert sich der Mann fast nur noch unter dem Stachel des Alkohols seiner ehelichen Pflichten, und der vergiftete Samen drückt den Kindern dauernd sein Stigma auf. —

Solche Mißstände können vermieden werden, wenn man den Spruch Jean Pauls: „Freunde sollen alles miteinander teilen, nur ihr Zimmer nicht", auch auf Eheleute ausdehnt. Besonders das gemeinsame Schlafzimmer, aus dem langsam alle Poesie des Eros entweicht, hat man vielleicht nicht ganz unrichtig den „Mord der Liebe" genannt. Vorbildlich wird möglicherweise in dieser Richtung für die Personale Epoche die freie Ehe werden, die der Schriftsteller William Godwin mit der berühmten Frauenrechtlerin Mary Wollstonecraft führte. Godwin war der Meinung, daß die Mitglieder einer Familie sich nicht zu viel sehen sollten. Er glaubte auch, daß es am Arbeiten hindere, wenn sie in demselben Hause wohnten. Deshalb mietete er wenige Häuser von ihrer Wohnung einige Zimmer und erschien oft erst zum späten Mittagessen bei ihr; die dazwischenliegenden Stunden brachten beide mit literarischen Arbeiten zu. Briefe wurden während des Tages gewechselt[2]). Jedenfalls ist es richtig, daß die Liebe durch kurze Trennungen ebensosehr erfrischt wird, als sie durch ununterbrochenes enges Zusammenleben eine Abstumpfung erleiden muß. „Für die Liebe (sagt Lily Braun sehr treffend) ist der sicherste Tod die Unfreiheit; sie wächst mit dem Pathos der Distanz." — Allgemeiner verbreiten könnten sich aber die „Godwinschen Ehen" (wie man sie nach ihrem Erfinder nennen möchte) erst nach dem Emporkommen der Großhaushalte[3]). Jedenfalls wäre aber auch jetzt schon das getrennte

---

[1]) Frieda von Bülow, Einsame Menschen, S. 93, 94.

[2]) Helene Zimmern, Mary Wollstonecraft, Deutsche Rundschau 1889, 15. Bd., 2. Heft, S. 259—263.

[3]) Vgl. darüber „Die Familie", S. 279 ff.

Wohnen für viele hochentwickelte Persönlichkeiten, die „nicht miteinander und nicht ohne einander leben können", der rettende Ausweg.

— Als ein weiteres „Zeichen der Zeit" ist der Umschwung der Auffassung zu erwähnen, der sich in der Literatur kundgibt. Bis in die neueste Zeit herein war es hauptsächlich die Verlobung, die den Romanen und Theaterstücken als Leitmotiv zugrunde lag. Aber mehr und mehr wird der Verlobungsroman vom Eheroman verdrängt, der da beginnt, wo jener aufhörte, und der die Ehe unter die kritische Lupe nimmt. So soll nach einer Zeitungsnotiz[1]) „ein englischer Kritiker eine Statistik aufgestellt haben, aus der sich ergibt, daß von achtzig englischen Romanen siebzehn die Ehe als eine überlebte Institution lächerlich machen, elf von der Nützlichkeit der Ehescheidung handeln, zweiundzwanzig die freie Liebe verteidigen, sieben sich über eheliche Treue lustig machen und zweiundzwanzig von der Ehe in geradezu skandalöser Weise sprechen. Und was das Sonderbarste ist, alle diese Romane sind von Frauen geschrieben". — Jedenfalls verdient es alle Beachtung, daß gerade in der künstlerisch wertvollen Literatur diese revolutionären Gedanken überwiegen, während der sogenannte „Schund" der alten Auffassung treu geblieben ist[2]).

— Aber auch in der wissenschaftlichen Literatur beginnt der Ruf nach einer Reform der Ehe immer lauter und allgemeiner zu werden. Die Schriften von St. Mill, August Bebel, Hulda Maurenbrecher, Ellen Key, Adele Schreiber, Wahrmund, Rosa Mayreder, Helene Stöcker, Forel, Lily Braun usw. sind in den Händen aller Gebildeten. Auf die Vorschläge dieser Ehereformer werden wir in dem Kapitel über die Ehe zurückzukommen haben, wo wir auch noch andere Umwertungen der Personalen Epoche kennen lernen werden. —

---

[1]) Münchener Neueste Nachrichten, Nr. 277, 1907.

[2]) Über Frühindividuale Literatur vergleiche „Die Familie", Seite 326. — Iwan Bloch, „Das Sexualleben unserer Zeit", Berlin 1907, 31. Kapitel.

Rückblick

Fassen wir zum Schluß nochmals den Stufenbau der gesamten Entwicklung in kurzen Worten zusammen, so können wir sagen:

1. In der ersten Epoche, der Primitiven Liebe, herrschen vielfach noch tierähnliche Zustände vor; der Mensch ist ein noch schwach kultiviertes Herdentier. Zum Individuum ist er noch nicht erwacht, auch in der Liebe nicht.

2. In der zweiten Epoche, der Familialen Liebe, wird die Liebe mehr und mehr veredelt und bereichert durch das Hinzutreten einer Reihe sekundärer Liebesgefühle. Unter dem Einfluß des werdenden Reichtums beginnt sich der Individualismus zu regen, aber bloß beim herrschenden Mann, der die Frau nach seinen Wünschen erzieht und modelt.

3. In der dritten Epoche, der Personalen Liebe, entwickelt sich auch die Frau langsam und allmählich zu einer Persönlichkeit, die will und die wählt. Die Richtung der Entwicklung geht auf Ebenbürtigkeit und Gleichberechtigung der beiden Geschlechter, auf die Selbständigkeit der erwachsenen Frau hinaus.

Selbstverständlich findet zwischen den drei Epochen keine scharfe Trennung statt, sondern sie fließen durch allmähliche Übergänge ineinander über. Vereinzelt reichen sekundäre Eigenschaften bis zu den einfachsten Naturvölkern hinab. Jede Entwicklungsphase ist ja die Mutter der folgenden und enthält schon im Keime, was später Blüte und Frucht wird.



Zweites Kapitel

Wandlungen der Ehemotive

Die drei wichtigsten Beweggründe, die Mann und Frau zur Ehe veranlassen, sind:

1. das Liebesbedürfnis,
2. die Erzielung von Nachkommen und
3. die gegenseitige Hilfe, die sich die Gatten angedeihen lassen.

Diese drei Motive, die den Zweck der Ehe in sich fassen, haben immer nebeneinander bestanden, so lange es eine Ehe gibt, aber in ihrem Stärkeverhältnis zueinander sind im Wandel der Zeiten Veränderungen vorgekommen, die zugleich charakteristisch sind für die drei Epochen, die die Geneonomie bis jetzt durchlaufen hat.

(I. Epoche der Primitiven Liebe.) Im vorhergehenden Kapitel haben wir gesehen, daß der primitive Mensch weder die sexuelle Eifersucht, noch die romantische Liebe kennt, daß er auf die Keuschheit der Frau keinen Wert legt und ebensowenig auf die Wirklichkeit der Vaterschaft. Erwägen wir noch (was anderen Ortes[1]) gezeigt wurde), daß der Geschlechtstrieb von Natur abwechslungssüchtig und polygam ist, so muß die Frage entstehen: wie kommt der primitive Mensch dazu, zu heiraten, d. h. in einem mehr oder weniger dauernden Eheverhältnis zu leben, da doch ein freier geschlechtlicher Verkehr seiner Naturanlage viel mehr zusagen müßte?

Die Antwort auf diese Frage geben uns die Naturmenschen selbst: Sie schätzen in der Frau nicht die Geliebte, sondern die Arbeitskraft. So erklärte z. B. ein Häuptling der *Chippewäer* dem Reisenden Samuel Hearne: „Die Weiber sind zur Arbeit geschaffen. Eine von ihnen kann ebensoviel tragen oder ziehen wie zwei Männer. Sie schlagen auch unsere Zelte

[1]) Vgl. „Die Familie", S. 16–43.

auf, machen unsere Kleider, bessern sie aus und halten uns des Nachts warm. Kurz, in unserem Land kann man sie bei einer langen oder weiten Reise schlechterdings nicht entbehren. Sie tun alles und kosten doch nur wenig; denn da sie immer kochen müssen, können sie sich in kümmerlichen Zeiten damit sättigen, daß sie sich die Finger ablecken[1])." — Die Ehe ist den Naturmenschen auf den unteren Stufen der Kultur weniger ein erotisches, als ein wirtschaftliches und ein Machtverhältnis, wodurch die Frau die Magd und Sklavin, ein willenloses Werkzeug und ein wertvolles Besitzstück des Mannes wird. — Die Hauptursache der primitiven Ehe liegt also nicht auf geneonomischem, sondern auf ökonomischem Gebiet. Infolge der „geschlechtlichen Arbeitsteilung"[2]) entsteht gegenseitige Abhängigkeit zwischen den beiden Geschlechtern. Die Abhängigkeit wird zu einem Herrschaftsverhältnis. Die Frauen als die Schwächeren stehen den Männern wehrlos gegenüber und werden von ihnen unterworfen. Und da „niemand zwei Herren zugleich dienen kann", da die Männer nicht insgemein die Frauen als Gesamtheit versklaven können, so nimmt sich jeder eine (oder so viele er kann) zu seinem persönlichen Dienst heraus. Die Teilung wird um so notwendiger, als bei dem unsteten Leben, das die niedersten Stämme führen, die einzelnen Männer sich oft weit von der Horde entfernen, aber infolge der geschlechtlichen Arbeitsteilung nicht gut ohne ihr Lasttier, das Weib, auskommen können.

So wurde also das Weib der erste Sklave, und die primitive Ehe ist nichts anderes als die Verknechtung der Frau[3]).

Dieser Satz ist der Schlüssel zum Verständnis der primitiven Ehe (und der Entstehung der Ehe); er erklärt uns in ungezwungener Weise all die Rätsel und Widersprüche, die diese Einrichtung auf den ersten Blick darzubieten scheint; nämlich:

1. Die primitive Ehe ist trotz der Neophilie des Geschlechtstriebes verhältnismäßig dauerhaft — weil sie

---

[1]) „Die Familie", S. 72. Näheres in Phasen der Kultur, S. 198ff.

[2]) Vgl. Phasen der Kultur, S. 198.

[3]) Vgl. ebenda, S. 200.

7*

überhaupt nicht auf der schnell verrauschenden Begierde aufgebaut ist, sondern auf dem dauernden wirtschaftlichen Bedürfnis.

2. Obgleich der primitive Mensch die sexuelle Eifersucht nicht kennt, ist doch auf den untersten Stufen fast allgemein schon die „Besitzeifersucht" verbreitet: seine „Geliebte" leiht der Mann bereitwillig seinen Gästen, aber über seine Sklavin wacht er mit strengem und eifersüchtigem Auge.

3. Die Form der Ehe ist die fakultative Polygynie: der Mann wünscht so viele Arbeitskräfte zu besitzen, als ihm seine Mittel erlauben, was in den meisten Fällen allerdings gleichbedeutend ist mit der „Monogamie der Notdurft".

4. Der Mann kann jederzeit sein Weib verstoßen: gerade wie man einen unbrauchbaren Sklaven fortjagt. Die Schattenseiten der Ehe weiß er geschickt zu umgehen: durch den Weiberverleih bei den häufigen Besuchen, durch die Promiskuität bei festlichen Gelegenheiten, durch gelegentlichen Austausch der Frauen kommt der Abwechslungstrieb auf seine Rechnung, ohne daß dadurch der Arbeitssklave verloren geht.

5. Die Unverheirateten sind im Gegensatz zu den verheirateten Frauen geschlechtlich frei — weil sie noch nicht in einem festen Dienstverhältnis stehen. So waren z. B. in *Australien* die verheirateten Männer auf ihre Ehefrauen höchst „eifersüchtig", und zwar mit gutem Grund, da dort neben der Verführung auch die Entführung sehr gebräuchlich war; aber unter den Unverheirateten herrschte solche Ungebundenheit, daß z. B. M. Combie den Geschlechtsverkehr der *Australier* „fast Promiskuität" nennt[1]).

6. Die Frau wird durch Tausch, Dienst oder Kauf erworben, und mit Vorliebe, wenn die Gelegenheit günstig ist, durch Raub. Sie wird also in derselben Weise erworben, wie man ein Besitzstück, eine Ware oder einen Sklaven erwirbt; usw.

---

[1]) Arabin or adventures of a colonist in New-South-Wales, 1845, Seite 254.

Alle Eigentümlichkeiten der primitiven Ehe, die auf den ersten Blick rätselhaft und in sich widerspruchsvoll ist, werden uns also vollkommen klar, sobald wir erfaßt haben, daß im Vordergrund der Ehemotive nicht die Liebe, sondern — die Arbeitskraft der Frau steht.

In zweiter Linie steht bei den Primitiven als Ehemotiv: die Erzielung von Kindern. Auch diese gelten als Eigentum des Mannes, und die Frau wird in ihrer Eigenschaft als Mutter noch wertvoller für den Mann, weil sie nicht nur selbst sein Arbeiter ist, sondern ihm auch Arbeiter schenkt, deren Aufziehungslasten ihr vollständig zufallen, bis dann — frühzeitig — die Kinder arbeitsfähig werden und von nun an dem Vater als ebenfalls wertvolle Besitzstücke zur Seite stehen, die Knaben als Helfer, die Mädchen als Verkaufsobjekte. Ferner kommt den Söhnen die Pflicht der Blutrache zu, die den einzigen Rechtsschutz darstellt, dessen der Wilde genießt.

Auch bei den höherstehenden Naturvölkern bis hinauf zu den halbstaatlichen Völkern bleiben die Ehemotive dieselben; so sagt Macdonald von den *Ostzentralafrikanern:* „Je mehr Weiber er hat, desto reicher ist er. Seine Weiber erhalten ihn. Sie können als höhere Mägde gelten, die alle Fähigkeiten der Knechte und Mägde in England in sich vereinigen und alle seine Arbeiten verrichten, ohne Lohn zu fordern[1]." Und Buchner schreibt *von den Dualla:* „Die Weiber sind das Kapital des Mannes, und die Kinder, die er aus ihnen zu erzielen hofft, die Zinsen[2]."

Zusammenfassend können wir jetzt sagen: In der ersten geneonomischen Epoche steht im Vordergrund der Ehemotive die Arbeitskraft der Frau. Die Liebe zu den Kindern schließt sich in zweiter Linie an. Das Liebesbedürfnis dagegen spielt als Ehemotiv eine ganz untergeordnete Rolle; denn die individuelle Liebe fehlt, wie wir schon wissen, auf dieser

---

[1]) Africana, 1. Bd., S. 141.

[2]) Dr. Max Buchner, Kamerun, Skizzen und Betrachtungen, Leipzig 1887, S. 30.

Stufe, und die rein animalische Liebeslust, die der Natur-mensch empfindet, kann außerhalb der Ehe ebensogut und besser, weil abwechslungsreicher, befriedigt werden.

* * *

(II. Epoche.) In der zweiten geneonomischen Epoche, deren Anfänge mit denen der Zivilisation zusammenfallen, findet eine deutliche Verschiebung im Stärkeverhältnis der Ehemotive statt.

Aus der Hütte ist das Haus geworden; neben dem Dorf ist die Stadt entstanden, die jetzt tonangebend ist. Die Frau ist in das Haus gebannt, männliche Sklaven haben ihr die gröberen Arbeiten abgenommen, ihr Wirkungskreis beschränkt sich auf die häuslichen Arbeiten.

Zugleich sind durch die Männerdifferenzierung und den aufblühenden Handel Reichtümer geschaffen worden, an denen das Herz hängt, und die der Tod entreißt — zu wessen Gunsten?

In den Vordergrund der Ehemotive tritt jetzt die Erziehung leiblicher Erben. Wenn wir bei den *Völkern der Antike* nachfragen, zu welchem Zweck sie heiraten, so geben sie uns selbst die unzweideutige Antwort: Um legitime Erben zu haben. Ganz charakteristisch ist in dieser Beziehung der früher schon erwähnte Ausspruch des Demosthenes: „Hetären haben wir des Vergnügens wegen, Kebsweiber für die tägliche Pflege des Leibes, und Ehefrauen zur Zeugung vollgültiger Kinder und als verlässige Wächterinnen im Innern des Hauses." Als die höchste Tugend des Weibes gilt daher ihre Fruchtbarkeit; Unfruchtbarkeit ist eine Schande und fast allgemein ein Scheidungs- oder Verstoßungsgrund. In *Rom* bestand sogar ein staatlicher Zwang zur Auflösung der kinderlosen Ehe und zur Eingehung einer neuen[1]). — Noch verstärkt wurde diese Auffassung durch den religiösen Glauben der Alten, der die Ahnenverehrung als eine der heiligsten Pflichten der Nachkommen betrachtete. Den Seelen der Verstorbenen wurden von den Nachkommen Opfer und ein häuslicher Gottesdienst

[1]) Wahrmund, Ehe u. Eherecht, S. 27; vgl. auch Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, 4. Aufl., 1. Bd., S. 613; von Reitzenstein, Liebe u. Ehe in Ostasien, S. 40.

dargebracht; wer keine Nachkommen hinterließ, dessen Seele mußte dieser Opfer entbehren und für immer ohne Heimat und friedlos bleiben[1]).

(III. Epoche.) In der dritten oder Personalen Epoche tritt das Motiv der Kindererzielung zurück. Der Ahnenkult ist gefallen; der Raum hat sich mit Menschen gefüllt; die Lasten, die die Kindererziehung auferlegt, sind außerordentlich gestiegen, und im Alter finden die Eltern in ihren Kindern kaum mehr eine Stütze. Die Folge ist, daß man einen großen Kindersegen zu vermeiden sucht, und daß dagegengerichtete Vorbeugungsmaßregeln sich immer mehr verbreiten. Charakteristisch ist, daß, während in der Früh- oder Hochfamilialen Phase Unfruchtbarkeit der Frau allgemein als ein Ehescheidungsgrund galt, dieser Grund in der Gesetzgebung aller neueren Völker weggefallen ist.

Dagegen hat sich unterdessen die in der Familialen Epoche gering entwickelte „romantische Liebe" reich entfaltet, und die geschlechtliche Liebe scheint nun mehr und mehr der stärkste unter den Ehestiftern werden zu wollen. „Was im Bewußtsein der Liebenden den ersten Rang einnimmt (sagt Rosa Mayreder sehr treffend), ist das geliebte Wesen als Person und nicht als Werkzeug der Fortpflanzung[2])."

Denn auch der wirtschaftliche Wert der Frau ist, seitdem

---

[1]) Vgl. besonders Fustel de Coulanges, La cité antique, 10. Aufl., 1885, S. 17, 34, 52 ff.

[2]) Rosa Mayreder, „Sexuelle Lebensideale", Frauenzukunft, 4. Heft, S. 335. Diese moderne Liebe hat Richard Wagner in „Tristan und Isolde' besungen, z. B. in folgenden Versen, die übrigens einem Naturmenschen völlig unverständlich wären:

„Nicht Gut, nicht Gold,
noch göttliche Pracht;
nicht Haus, nicht Hof,
noch herrischer Prunk,
nicht trüber Verträge
trügender Bund,
noch benebelnder Sitte,
hartes Gesetz:
selig in Lieb und Leid
läßt — die Liebe nur sein."

ihr die kapitalistische Produktionsweise einen immer größeren Teil der häuslichen Arbeiten entzogen hat, tief gesunken. Immerhin spielt unter den ökonomischen Motiven die Gier nach der Mitgift eine oft noch geradezu maßgebende Rolle. Aber mit dem Fortschreiten der Frauendifferenzierung werden, wie früher ausgeführt wurde, Liebe und Ehe sich immer mehr aus der niederen Sphäre der Ökonomie loslösen und emporheben; und die Liebe wird immer mehr das entscheidende Ehemotiv werden, das Mann und Frau veranlassen kann, der Freiheit zu entsagen und sich dauernd aneinander zu binden. Selbstverständlich aber werden dadurch die anderen Ehemotive in keiner Weise etwa aufgehoben. —

Folgendes kleine Schema soll einen gedrängten Überblick geben über die Wandlungen, die die Ehemotive in den drei geneonomischen Epochen durchlaufen haben:

I. Epoche:	II. Epoche:	III. Epoche:
1. Ökonomie,	1. Kinder,	1. Liebe,
2. Kinder,	2. Ökonomie,	2. Kinder,
3. Liebe.	3. Liebe.	3. Ökonomie.

Drittes Kapitel

Phasen der Frauenerwerbung

Je nach dem Mittel, wodurch der Mann die Frau (oder die Frau den Mann) erwirbt, kann man folgende Arten der Ehe unterscheiden:

Raubehe, Tauschehe, Geschenkehe, Dienstehe, Kinderverlobung, Pflichtehe (Leviratsehe), Kaufehe, Mitgiftehe, Geldehe und Neigungsehe.

Die meisten dieser Ausdrücke sind wohl ohne weiteres verständlich, nur folgendes wird zu bemerken sein: Bei der Tauschehe wird die Braut um eine andere Frau, meist die Schwester des Freiers, eingetauscht; bei der Geschenkehe

erhält der Schwiegervater vom Freier ein Geschenk, das bei der Kaufehe zum Kaufpreis anwächst. Die Mitgiftehe im Gegenteil besteht darin, daß der Vater der Braut eine Aussteuer mitgibt, die bei der Geldehe die Hauptsache wird. Bei der Kinderverlobung werden die zukünftigen Eheleute von den Eltern schon als Kinder füreinander bestimmt. Eine solch äußerliche Bestimmung findet auch bei der Pflichtehe statt: der Mann ist z. B. verpflichtet, die Witwe seines verstorbenen Bruders zu heiraten; oder der Mörder eines Mannes muß die Witwe des Ermordeten zur Frau nehmen. Die Neigungsehe schließlich kommt auf Grund der freien Wahl und der gegenseitigen Neigung zustande, ohne daß dabei andere Motive eine Rolle spielen. Doch kann natürlich die Neigungsehe auch mit allen anderen Formen kombiniert vorkommen, sogar mit der Pflicht- und Raubehe.

Diese Formen der Frauenerwerbung sind nun von unterschiedlichem Alter; sie treten teils neben-, teils nacheinander in der Kulturentwicklung auf und sind für die einzelnen Kulturepochen in hervorragender Weise charakteristisch. —

(I. Epoche.) Untersuchen wir nun, welche von diesen Formen in der ersten Epoche vorkommen, so stoßen wir schon auf der untersten uns bekannten Kulturstufe, bei den „Niederen Jägern", auf einen auffallenden Formenreichtum und eine bunte Mannigfaltigkeit, sowohl bei verschiedenen Stämmen, als auch oft schon innerhalb desselben Stammes. So finden wir z. B. bei den *Buschmännern* die Geschenkehe und die Neigungsehe, und ebenso bei den *afrikanischen Zwergvölkern*, wozu bei diesen noch die Kaufehe tritt; bei den *Negritos* der *Philippinen* die Neigungsehe, Geschenkehe, Kaufehe und Mitgiftehe. Bei den *Andamanesen* kommt schon neben der Neigungsehe die Leviratsehe und die Kinderverlobung vor[1]). Bei den *Australiern* ist besonders die Tauschehe, häufig außerdem die Kinderverlobung, Geschenkehe, Raubehe usw. gebräuchlich. — Gehen wir nun auf die Formen im einzelnen

[1]) Eine eingehende Zusammenstellung über die Zwergvölker bei P. Wilhelm Schmidt, Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte des Menschen, Stuttgart 1910, S. 169ff.

ein, so wollen wir mit der Raubehe beginnen, da diese nach der Theorie mancher Soziologen die älteste Form der Frauenerwerbung ist, auf die sogar die Entstehung der Ehe zurückgeführt wird[1]). Nach dieser Theorie oder Hypothese ist die Ehe ursprünglich nichts anderes als die Verknechtung der Frau durch den Mann; und sie wurde eingeleitet durch den Frauenraub — Da auf den untersten Kulturstufen die Frau vor allem als Arbeitskraft geschätzt wird, und da noch kein Reichtum geschaffen, Tauschhandel und Geld nicht existieren, so lag es nahe, sich der Frau durch Raub zu bemächtigen. Da ferner der Geschlechtstrieb des Menschen instinktiv exogam ist[2]), so konnte der Hang nach fremden Frauen kaum anders als durch gewalttätige Erbeutung befriedigt werden, denn die einzelnen Horden standen sich ursprünglich fremd und feindlich gegenüber. Da aller Krieg auf Raub ausgeht und der weibliche Sklave der kostbarste und unentbehrlichste Besitz des primitiven Mannes ist, so wird man es begreiflich finden, daß der Frauenraub auf den unteren Kulturstufen eine weitverbreitete Erscheinung ist[3]).

Allgemein bekannt aus der Geschichte ist der Raub der *Sabinerinnen* und der Raub der *Helena*, der den Trojanischen Krieg entfachte; diese Beispiele sind aber nur Nachklänge aus Zeiten, wo der Frauenraub in allen Erdteilen und bei allen Völkern ein allgemeiner Gebrauch war. So schreibt z. B. Bischof Nixon von den *Tasmaniern*, daß sie nur selten ihre Frauen aus der eigenen Horde nehmen, sie vielmehr heimlich oder durch offene Gewalt von den benachbarten Horden rauben, mit denen sie unaufhörlich im Kampfe liegen[4]). — Die *Kariben* pflegten nur die Männer der besiegten Völker zu töten, die

---

[1]) Vgl. „Phasen der Kultur", S. 263.

[2]) Vgl. „Die Familie", S. 37 ff.

[3]) Literatur bei Post, Ethnolog. Jurisprudenz, I, S. 261—273; Kulischer, Zeitschr. f. Ethnolog., 10. Bd.; Kohler, Zeitschr. f. vergl. Rechtswissenschaft, 5. Bd., S. 334—368; Dargun, Mutterrecht u. Raubehe u. ihre Reste im german. Recht u. Leben, S. 80; Westermarck, Gesch. der menschl. Ehe, 17. Kap.; Schrader, Sprachvergleichung u. Urgeschichte, 3. Aufl., 1907, S. 321; ferner die einschlägigen Kapitel in den Werken von Mc Lennan, Lubbock, Tylor, Lippert, Spencer usw.

[4]) Nixon, R., The cruise of the beacon, London 1857, S. 26 u. 29.

Frauen nahmen sie zur Ehe, so daß sich bei ihnen Männer und Frauen einer verschiedenen Sprache bedienten[1]). — Von den in der Umgegend von *Sidney* wohnenden *Australiern* berichtet David Collins[2]), daß sie ihre Frauen mit Vorliebe aus feindlichen Horden holen; bei dem Raub wird ungemein roh verfahren. Das unglückliche Mädchen wird durch heftige Keulenschläge betäubt und dann davongeschleppt. Die Gewalttat wird von den Verwandten des Mädchens meist nicht gerächt, diese suchen sich vielmehr durch eine ähnliche Vergewaltigung schadlos zu halten, sobald sich Gelegenheit bietet. „Der Brauch ist bei ihnen so allgemein, daß sogar die Kinder ihn im Spiel zu ihrer Übung nachahmen." — Ebenso ist nach Waitz in *Polynesien* der Frauenraub sehr allgemein verbreitet, die Kämpfe sind so heftig, daß das Mädchen nicht selten dabei verletzt oder sogar getötet wird. — Auch die Bibel kennt die Raubehe. Im Buche der Richter[3]) z. B. wird erzählt, daß die Männer von *Benjamin* in den Weinbergen den Töchtern Silos auflauerten, sie beim festlichen Reigentanz überfielen und mit Gewalt davonschleppten, um sie zu heiraten[4]). — In *Indien* gab es nach dem Gesetzbuch des Manu acht verschiedene Formen der Eheschließung, darunter auch die Raubehe (Râkchasas); sie bestand darin, daß das „schreiende und weinende Mädchen aus dem Vaterhause geraubt wurde, nachdem ihre Verteidiger getötet oder verwundet und die Mauern eingebrochen waren"; diese Form war aber nur der Kriegerkaste, den *Kschatriyas* erlaubt, den anderen Kasten, auch den *Brahmanen*, war sie ausdrücklich verboten[5]). — Auch im alten *Griechenland* und *Rom*[6]) und bei unseren germanischen Altvordern galt der Frauenraub als ruhmvoll und heldenhaft. Die alten Lieder der *Skalden* hallen wider von solchen

[1]) Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker, III, S. 355.

[2]) An Account of the English Colonie in New South Wales, London 1804, S. 368.

[3]) 21, 20–23.

[4]) Vgl. auch Moses 5, 20, 12–14 u. 21, 10–14.

[5]) A. Loiseleur Deslongchamps, Manava-Dharma-Sastra. Lois de Manou; 3. Buch, S. 20–33. In: Les livres sacrés de l'Orient, traduits et corrigés par G. Pauthier, Paris 1852.

[6]) Ortolan, Histoire de la Législation Romaine, S. 81.

Entführungskämpfen[1]). Dem Feinde die Braut, Gattin oder Tochter zu rauben und sie dann zu heiraten, wurde als eine echte Form der Eheschließung angesehen, der Raub vertrat in den nordischen Sagen gegebenenfalls Verlobung und Trauung. Statt Heirat gebrauchte man im Deutschen ursprünglich den Ausdruck „Brautlauf", was nach Zarncke die Entführung der Braut bedeutet[2]); und im Griechischen ist das Wort für Gattin, „damar", gleichbedeutend mit Kriegsgefangene oder Sklavin (damazein heißt überwältigen). — Bei den *Südslawen* kam nach Kraufs[3]) die Raubehe noch im Beginn des vorigen Jahrhunderts vor. Selbstverständlich wurde der Frauenraub überall streng bestraft, d. h. wenn man des Räubers habhaft werden konnte[4]); und zwischen fremden Stämmen gab er Anlaß zu endlosen Streitigkeiten. —

Auch nachdem die Raubehe erloschen war, erhielt sich die Erinnerung daran noch vielfach in den Ehezeremonien als „Scheinraub", als „Raubsymbol", als „Hochzeitsspiel". — In *Sparta* war es Sitte, daß sich die Freunde des Bräutigams den Anschein gaben, als müßten sie die Braut mit Gewalt entführen. — In *Rom* herrschte noch zu Plutarchs Zeiten der Brauch, daß die Braut sich in den Schoß der Mutter flüchtete und vom Bräutigam und seinen Freunden entführt wurde[5]). Auch trat die Braut nicht von selbst über die Schwelle ins Zimmers, sondern sie wurde vom Bräutigam darüber weggehoben, „weil auch beim Raub der *Sabinerinnen* (wie Plutarch meint[6]) die Geraubten mit Gewalt hineingetragen wurden". — In vielen zivilisierten Ländern haben sich Hochzeitsspiele noch bis in unsere Zeit erhalten. So kommen z. B.

---

[1]) Dargun, Mutterrecht u. Raubehe, S. 111—140; Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, 4. Aufl., 1. Bd., S. 533; Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter, S. 308—310; K. Lamprecht, Deutsche Geschichte, I, S. 111; usw.

[2]) Vgl. Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter, n. F., Frankfurt a. M. 1871, S. 221; Kunze, Zur Kunde des deutschen Privatlebens in der Zeit der salischen Kaiser, Berlin 1902, S. 45.

[3]) Friedrich S. Kraufs, Sitte und Brauch der Südslawen, 14. Kap.

[4]) Vgl. Grimm, a. a. O.

[5]) Roßbach, Unters. über die römische Ehe, S. 329.

[6]) Romulus, 14.

im Salzburgischen die vom Bräutigam zur Abholung der Braut beauftragten Brautführer mit bewaffneter Schar in das Brauthaus; auf dem Hartfeld in *Schwaben* erfolgt eine stürmische Entführung der Braut durch die Freunde des Bräutigams, obgleich natürlich alles vorher gütlich vereinbart ist[1]).

Von einigen Autoren ist behauptet worden, daß derartige Hochzeitsspiele nicht als Nachklänge, als „Überlebsel" der alten Raubehe zu deuten seien, daß sie vielmehr nur den Sinn hätten, die „weibliche Sprödigkeit" und die Trauer der Braut, ihr elterliches Heim zu verlassen, zu symbolisieren. Diese Ansicht, die schon von Lubbock[2]) widerlegt worden ist, dürfte aber wohl kaum die oben mitgeteilten Tatsachen genügend erklären und auch auf einer Verkennung des Charakters der Naturmenschen beruhen. — Wie lange und zäh sich übrigens Sitten, die mit der Ehe zusammenhängen, später als Zeremonien erhalten, zeigt auch die Tatsache, daß bei vielen Völkern die Schwiegereltern mit dem Eidam nicht sprechen dürfen und sich gegenseitig möglichst zu vermeiden suchen[3]). Auch dieser sonderbare Brauch erklärt sich sehr ungezwungen als ein Nachklang aus den Zeiten der Raubehe. —

Neben der Raubehe finden wir schon auf der untersten uns bekannten Kulturstufe die Tauschehe[4]) und die Dienstehe. Selbstverständlich ist die Raubehe auf keiner Kulturstufe die einzige Form der Frauenerwerbung. Man hat deshalb auch gemeint, daß die Raubehe nicht als Vorstufe irgendeiner anderen Eheform aufgefaßt werden dürfe. Diese Meinung ist nicht ganz richtig. Es läßt sich z. B. bei den *Australnegern* jetzt noch genau nachweisen, wie die exogame Tauschehe Schritt für Schritt aus der Raubehe hervorgegangen ist[5]). Diese exogame Tauschehe besteht dort darin, daß der Freier für die Braut

---

[1]) Vgl. „Die Familie", S. 185. Über das Raubsymbol in Polen, Preußen, Litauen vgl auch de Gaya, Céremonies nuptiales de toutes les Nations, Paris 1681, S. 15.

[2]) Entstehung der Zivilisation, S. 100.

[3]) Vgl. Lubbock, a. a. O., S. 99.

[4]) Literatur bei Post, Ethnol. Jurispr., I, S. 317.

[5]) Vgl Heinrich Cunow, Zur Urgeschichte der Ehe u. der Familie, Stuttgart 1912, S. 31.

eine seiner Schwestern oder eine Verwandte hingibt[1]). Wie nämlich der Gütertausch — der erste Tauschhandel — sich aus dem Güterraub entwickelt hat, so auch dieser Frauentausch zwischen benachbarten Stämmen aus dem Frauenraub. Denn jeder Raub entfesselt die Rache des beraubten Stammes und hat endlose Fehden und Kämpfe im Gefolge. Früher oder später mußte man einsehen, daß der friedliche Tausch vorteilhafter und praktischer ist als der gewalttätige Raub. — Der Frauentausch führte dann die friedliche Vereinigung der vereinzelten Horden zu einem größeren Ganzen, durch das System der Exogamie, herbei; und damit war, wie anderen Ortes ausgeführt wurde[2]), der erste Schritt getan auf dem langen Weg von der primitiven Horde — zum modernen Großstaat. Dieser Übergang aus der Raub- in die Tauschehe ist daher soziologisch von der allergrößten Bedeutung.

Aus einem ähnlichen Bestreben entstand wohl auch die Dienstehe, die allgemeiner bekannt ist aus der biblischen Erzählung von Jakob, der sieben Jahre um die Rebekka diente. Der Brauch, die Frau beim Schwiegervater abzudienen, ist allenthalben bei den Völkern verbreitet, bei denen noch wenig Reichtum vorhanden ist und der Freier nicht die Mittel hat, um die Frau kaufen zu können[3]); so bei den *Buschmännern*, den *Australiern*, bei vielen *indianischen* und *indischen* Völkern. Bei den *Feuerländern* hat z. B. der Schwiegersohn in spe als Dienstleistung für die Braut dem Schwiegervater bei dem Bau eines Kanoes, bei den *Buschmännern* auf der Jagd behilflich zu sein. Bei manchen *Amerikanern* muß der Freier für längere Zeit in das Haus des Schwiegervaters übersiedeln und dort als Knecht die Braut abdienen. — Auch die *Germanen* kannten die Dienstehe. In der Eyrbyggjasaga sagte Vîgstyr dem Berserker Halli, der um seine Tochter Âsdîs freite: „Da du arm bist, will ich nach der Weise der Alten tun und dich durch große Arbeiten die Heirat verdienen lassen"[4]).

---

[1]) Vgl. H Cunow, Die Verwandtschaftsorganisationen der Australneger, Stuttgart 1894. [2]) „Die Famile", S. 60, 69.

[3]) Literatur bei Post, a. a. O., I, S. 318; Spencer, Prinzip der Soziologie, II, S. 335; Westermarck, a. a. O., 17. Kapitel.

[4]) Weinhold, Altnordisches Leben, Berlin 1856, S. 242.

Die Dienstehe führt, auf der Unterstufe des Ackerbaus, in das „Mutterrecht" hinein. Indem der Mann in die Familie der Frau übersiedelt, entstehen starke Muttersippen, in denen die Frau der Angelpunkt der sozialen Organisation wird. Aus dem Mutterrecht leitet dann die nun folgende Kaufehe wieder in das Vaterrecht zurück; der Kampf, der sich, namentlich in der Spätverwandtschaftlichen Phase, zwischen Mutterrecht und Vaterrecht entspinnt, und — von Ambilanak über Semando zu Dschudschur — zum Sieg des Vaterrechts führt, ist schon früher ausführlicher geschildert worden[1]).

* * *

(II. Epoche.) Die Kaufehe[2]) leitet in ein neues geneonomisches Zeitalter hinüber, in die Familiale Epoche. Aber ihre ersten Anfänge reichen weit zurück. Die Geschenkehe, die mit der Kaufehe nahe verwandt ist, findet sich schon, wie früher erwähnt, in der Frühverwandtschaftlichen Phase. Die eigentliche Kaufehe tritt bereits in einzelnen Fällen in der Hochverwandtschaftlichen Phase auf, verbreitet sich dann rasch in der Spätverwandtschaftlichen Phase und ist für diese, sowie für die Frühfamiliale Phase besonders charakteristisch. Handel, Gewerbe und Tierzucht führen nämlich zur Entstehung von Reichtümern, und diese Reichtümer gelangen ausschließlich in die Hände des Mannes, weil dieser, und nicht die Frau, der erste Händler, Gewerbetreibende und Tierzüchter wurde. Der Mann läßt sich nun nicht mehr dazu herbei, die Frau abzudienen, sondern er kauft sie dem Schwiegervater ab. In der Spätverwandtschaftlichen Phase findet der Übergang in der Weise statt, daß Dienstehe und Kaufehe nebeneinander bestehen, und zwar die Dienstehe bei den Armen, die Kaufehe bei den Reichen. So sagt z. B. Powers von den *Karoks* in *Kalifornien*, daß dort eine Ehe ohne Vorausbezahlung nicht als legal betrachtet wird. „Wenn aber ein junger *Indianer* sich in ein Mädchen verliebt und nicht so lang warten will, bis er das vom Vater geforderte Muschelgeld zusammengespart

[1]) Vgl. Die Familie, S. 100ff.

[2]) Literaturzusammenstellung bei Post, Ethnolog. Jurisprudenz, I, S. 286—317.

hat, so wird ihm bisweilen erlaubt, die halbe Summe zu bezahlen und dafür ein „Halbverheirateter“ zu werden. Anstatt das Mädchen in seine Hütte zu führen und sie zu seiner Sklavin zu machen, muß er in ihrer Hütte leben und wird ihr Sklave[1]).“

Mit zunehmendem Reichtum wird die Dienstehe immer mehr durch die Kaufehe verdrängt. Durch den Kauf wird die Frau zur Ware erniedrigt, sie wird das Eigentumsstück des Mannes; zugleich aber gibt der Brautkauf der Ehe mehr Halt und Beständigkeit. Denn der Mann entschließt sich nun nicht mehr so leicht, die Gattin zu verstoßen, weil ihm dadurch die Anschaffungskosten verloren gehen würden. — Der Brautpreis wird, entsprechend den wirtschaftlichen Verhältnissen dieser Kulturstufe, meist in Naturalgeld entrichtet, in Muschelschnüren, Decken, Fellen, Pferden, Rindern, Sklaven usw. Der Preis schwankt bei den einzelnen Völkern, die ihre Frauen durch Kauf erwerben, in weiten Grenzen[2]); so kostet z. B. eine Frau

bei den *Hottentotten*: einen Ochsen oder eine Kuh,
bei den *Kru*: drei Kühe und ein Schaf,
bei den *Kaffern*: je nach dem Rang des Vaters, sechs bis dreißig Stücke Rind,
bei den *Bongo*: 20 Pfund Eisen und 20 Lanzenspitzen (alte Frauen sind billiger zu haben),
bei den *Togo*: 16 Dollar bar und 6 Dollar in Waren,
bei den *Gallina*: 40—60 Mark.

In *Kamerun* kostet eine Häuptlingstochter bis zu 6000 Bars (nominell 6000 Schilling), eine gewöhnliche Freie bis zu 2000, Sklavinnen bis zu 800 Bars. Zugleich werden die Weiber ebenfalls als ein Zahlungsmittel gebraucht, als eine Art Naturalgeld. „In Weibern (sagt Buchner) werden auch alle größeren Zahlungen, von einem Palaver auferlegte Strafen zum Beispiel, geleistet, wobei je nach dem Stande erhebliche Wertunterschiede in Betracht kommen[3]).“

[1]) Stephen Powers, Tribes of California in Contributions to North American Ethnology, Vol. III, S. 56.
[2]) Vgl. Hellwald, Menschl. Fam., S. 306.
[3]) M. Buchner, Kamerun, S. 30.

Bei *asiatischen Nomaden (Kalmüken, Kirgisen, Tataren* usw.) ist der Brautpreis (Kalym) oft sehr hoch: 90 vierjährige Pferde, 90 vierjährige Schafe und ebensoviele vierjährige Kamele. Bei den *Tungusen* kostet ein Mädchen 20 Renntiere, während eine Witwe bedeutend billiger ist; umgekehrt zahlt der *Turkmene* für ein Mädchen nur fünf Kamele, dagegen für eine Witwe 50 Kamele.

In *China* ist der Durchschnittspreis für ein Mädchen 300 Taels (etwa 1800 Mark), während im alten *Indien* bloß ein Ochsenpaar dafür gegeben wurde. — Auch bei den *Hebräern* und den *Germanen* bestand die Kaufehe. Der Prophet Hosea zahlte für seine Frau 50 Sekel, halb in barem Geld, halb in Gerste. — Für eine edle *Friesin* wurden acht Pfund, acht Unzen, acht Schilling, acht Pfennig gegeben; bei den *Longobarden* sollte der Mundschatz den zehnten Teil des Vermögens des Bräutigams nicht überschreiten; bei den *Alemannen* betrug er 40 Solidi[1]); usw. — Das Wort Heiraten soll herkommen von heuren tun, was soviel wie mieten oder kaufen bedeutet[2]).

(Marktehe.) Bei manchen Völkern werden die mannbaren Mädchen einfach auf den Markt gebracht und dort öffentlich versteigert oder verkauft. Ein solcher Heiratsmarkt bestand z. B. nach Herodot[3]) in *Babylon*, und er beschreibt uns den Vorgang folgendermaßen: „Was nun ihre Gebräuche anlangt, so ist der weiseste von allen meiner Meinung nach, den auch, wie man mir erzählt hat, die *Eneter* in *Illyrien* haben, dieser: In jedem Dorf ward alle Jahre einmal also getan: wenn die Mädchen mannbar geworden, so mußten sie alle zusammengebracht und alle auf einen Haufen geführt werden. Ringsherum stand die Schar der Männer. Sodann hieß der Ausrufer eine nach der anderen aufstehen und versteigerte sie. Zuerst die allerschönste; dann, sobald diese um viel Geld erstanden war, rief er eine andere auf, welche nächst

[1]) Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter, I, S. 320.

[2]) Über die Bedeutung des Eherings und des Brautschleiers vgl. „Die Familie", S. 187.

[3]) I, 196.

dieser die schönste war, aber alle unter der Bedingung, daß sie geheiratet würden. Was nun die Reichen unter den *Babyloniern* waren, die da heiraten wollten, die überboten einander, um die schönste zu bekommen; was aber gemeine Leute waren, denen es nicht um Schönheit zu tun war, die bekamen die häßlichen Mädchen und noch Geld dazu. Wenn dann der Ausrufer alle schönen Mädchen verkauft hatte, so muß die häßlichste aufstehen . . ., und nun rief er diese aus, wer am wenigsten haben wollte, wenn er sie zur Frau nähme, bis sie dem Mindestfordernden zugeschlagen ward. Das Geld aber kam ein von den schönen Mädchen, und auf die Art brachten die schönen die häßlichen an den Mann. Keiner durfte seine Tochter verheiraten, an wen er wollte . . . Es stand auch Leuten aus anderen Dörfern frei, hinzukommen und zu kaufen." — Bei dem *arabischen Asyrstamme* besteht nach Burckhardt der Brauch, „die mannbaren Töchter in ihren besten Kleidern auf den Markt zu führen und dort vor ihnen auf und ab gehend auszurufen: ‚Wer will die Jungfrau kaufen?' Die Verbindung wird dann stets öffentlich in Form eines Kaufes abgeschlossen, auch wenn sie schon vorher ausgemacht war; und kein Mädchen durfte auf andere Weise verheiratet werden [1])."

Aus der Kaufehe entwickelte sich bei den meisten zivilisierten Völkern und zum Teil schon in halbgeschichtlicher Zeit die Mitgiftehe.

In *Indien* war früher die Kaufehe (Assura) allgemein üblich. Dann wurde sie den beiden oberen Kasten, den *Brahmanen* und *Kschatriyas*, verboten, und war nur noch den beiden niederen Kasten, den *Vaisya* und *Soûdra*, gestattet (Vers 24). Das Gesetz Manus (Vers 25) schaffte sie dann für alle Kasten ab [2]). — Bei den *Griechen* des homerischen Zeitalters überließ bereits der Vater oft einen Teil der Braut-

[1]) John Lewis Burckhardt, Travels in Arabia, London 1829, Vol. II, Append. 2, S. 379.

[2]) A. Loiseleur Deslongchamps, Les lois de Manou, a. a. O., 3. Buch, Vers 20—31; vgl. auch Roßbach, Untersuchungen über die römische Ehe, Stuttgart 1853, S. 211.

geschenke seiner Tochter als Mitgift, und in der historischen Zeit war die Kaufehe erloschen. In *Rom* war der Frauenkauf bei den Patriziern schon in den ältesten Zeiten der Stadt in Verruf gekommen. Bei den *Germanen* bestand diese Art der Eheschließung noch als wirklicher Kauf bei *Sachsen*, *Westgoten*, *Burgundern*, *Longobarden*, *Angelsachsen*, *Dietmarsen*, und verschwand erst, als sich das Christentum mehr und mehr ausbreitete[1]); bei den *Angelsachsen* z. B. wurde der alte Gebrauch durch Knut den Großen verboten. Im konservativen *China* ist die Kaufehe noch jetzt allgemein üblich[2]).

Der Übergang der Kaufehe in die Mitgiftehe[3]) vollzog sich ungefähr in folgender Weise: Der Frauenkauf hatte der Frau den Stempel der Ware aufgedrückt; gegen diese barbarische Auffassung empörte sich das durch die wachsende Kultur verfeinerte Empfinden, zuerst der Väter, die ihre Töchter nicht als Ware behandelt wissen wollten. Die Vornehmen taten den ersten Schritt, indem sie auf den Kaufpreis verzichteten[4]), oder ihn teilweise oder ganz der Tochter als Mitgift „zuwendeten", dafür aber der Tochter bestimmte Rechte im Hause des Mannes, bei der Scheidung usw. sicherten: sogenannte „Vertragsehe"[5]). — In einer zweiten Übergangsphase gibt der Bräutigam selber die Geschenke seiner Gattin, und der Vater stattet die Tochter mit einer Mitgift aus; oft nicht zum mindesten in der Absicht, daß die Tochter sich durch die Ausstattung von den Konkubinen unterscheiden sollte. Der Kauf ist zu einem bloßen Symbol geworden; ein oder mehrere Geldstücke stellen den ganzen (dem Schwiegervater bezahlten) Brautpreis vor. — In einer dritten Phase verschwindet auch das Kaufsymbol aus der Heiratszeremonie, der Kauf wird als eine Barbarei empfunden und endlich auch gesetzlich verboten, während die Mitgift, die

---

1) Roßbach, a. a. O., S. 234.

2) Vgl. Eugène Simon, La Cité Chinoise.

3) Vgl. auch Marianne Weber, Ehefrau u. Mutter in der Rechtsentwicklung, Tübingen 1907, S. 109–197.

4) Vgl. z. B. Joh. Ludw. Burckhardt, Bemerkungen über die Beduinen und Wahaby, gesammelt während einer Reise im Morgenlande, Weimar 1831, S. 212.

5) Grimm, R.-A., S. 423; Weinhold, D. D. Frauen, S. 212, 213.

8*

Ausstattung der Tochter eine gesetzliche Pflicht wird, wie dies z. B. bei den *Römern* unter Augustus stattfand. — So war also aus der Kaufehe die Mitgiftehe hervorgegangen; die Vornehmen, die Patrizier, Brahmanen usw., gingen voran und die große Masse folgte nach.

Die Mitgiftehe gestaltete sich dann in der Familialen Epoche bei vielen Völkern zur Geldehe oder Güterehe aus. Die Gattenwahl war, wie schon früher ausgeführt wurde, in diesen Zeiten eine Familienangelegenheit und als solche Sache der Eltern. Die Eltern sahen aber vor allem darauf, daß Geld zu Geld und Acker zu Acker sich fand; die Individualitäten der künftigen Gatten kamen erst in zweiter Linie in Betracht. Der „Individualismus" war noch wenig entwickelt, so daß er sich gegen diese ökonomische Auffassung der Ehe nur schwach auflehnte, nur in einzelnen Fällen und — der Entwicklung vorauseilend — in der Poesie, die die unglücklich Liebenden gegen die ökonomisch denkenden Alten stets in ihren Schutz zu nehmen pflegte.

* * *

(III. Epoche.) In dem gegenwärtig aufdämmernden neuen geneonomischen Zeitalter, in der beginnenden Personalen Epoche, ändert sich abermals die Auffassung. Die Geldheirat wird zwar immer noch vielfach praktiziert, aber sie wird immer mehr von der öffentlichen Meinung verurteilt, und — wie in der vorhergehenden Epoche die Kaufehe, mit der sie nahe verwandt ist — als roh und verächtlich empfunden. — Es ist nämlich ein Irrtum, zu glauben, daß die Geldehe eine Erfindung unseres „mammonistischen Zeitalters" sei, von der die guten alten Zeiten nichts gewußt hätten. Gerade im Gegenteil, die Geld- und Güterheirat war früher das gewöhnliche, das selbstverständliche, und sie mußte es sein, solange die Ehe, wie wir schon sahen, vor allem eine Familienangelegenheit war. Gerade wie noch jetzt bei der Bauernbevölkerung, wo der „Acker den Acker heiratet". Kennzeichnend z. B. ist es in dieser Beziehung, daß die individuelle (die sog. romantische) Liebe, als sie im Zeitalter der Minnesänger zuerst erwachte, der Regel nach n i c h t auf die eigene Ehefrau und

auch nicht auf die Frau, die man zu heiraten beabsichtigte, gerichtet war, sondern auf eine andere Frau und meist auf die Frau eines anderen. Denn in der Ehe kamen vor allem die wirtschaftlichen Interessen der Familie und der Sippe in Betracht, in der Liebe wurden dagegen die Interessen des Individuums geltend zu machen gesucht. Aber Hand in Hand mit der Desintegrierung der Familie und der Differenzierung der Frau ist der Individualismus mächtig erstarkt; Liebe und Ehe lösen sich, wie wir früher sahen, infolge eines Differenzierungsprozesses immer mehr von den Fesseln der Ökonomie los[1]). So sehen wir die Geldehe allmählich in die Liebesehe übergehen. Diese Entwickelung liegt in der „Richtungslinie des Fortschritts"; sie wird sich vermutlich in demselben Maße ausbreiten, als die Frau ökonomisch selbständig wird, d. h. als die Frauendifferenzierung weiterschreitet[2]).

* * *

Überblicken wir nun den gesamten Entwicklungsverlauf, so bietet sich uns hier ein merkwürdiges Schauspiel. Während nämlich sonst oder wenigstens auf verschiedenen Gebieten der Kultur die Entwicklung eine zunehmende Mannigfaltigkeit und einen immer größeren Formenreichtum aufsprießen läßt, sehen wir auf dem Gebiet der Frauenerwerbung das gerade Gegenteil eintreten:

In der ersten Epoche finden wir fast schon alle Formen vor: die Raubehe, Tauschehe, Geschenkehe, Dienstehe, die Kinderverlobung, die Pflichtehe, Kaufehe, Mitgiftehe, die Neigungsehe.

Die zweite Epoche ist besonders charakterisiert durch die Kaufehe, Mitgiftehe und Geldehe, mit denen natürlich häufig auch die Neigungsehe kombiniert auftritt.

In der dritten jetzt aufziehenden Epoche scheint die Neigungsehe mit der Mitgiftehe allein die dominierende Stellung übernehmen zu wollen, während die Kaufehe völlig

---

[1]) Vgl. Die Familie, S. 277—336.

[2]) Vgl. Phasen der Kultur, S. 213—231.

ausgestorben ist und die Geldehe immer mehr der Mißbilligung verfällt.

Hier liegt also eine klare „Richtungslinie" vor. Auf den untersten uns bekannten Kulturstufen finden wir bereits einen großen Formenreichtum, und die weitere Entwicklung besteht nun darin, daß die niederen Formen allmählich immer mehr ausgemerzt werden. Statt Divergenz besteht also auf diesem Kulturgebiete offenbare Konvergenz; wenn auch der Konvergenzpunkt wohl nie völlig erreicht werden dürfte und daher nur als ideeller Zielpunkt betrachtet werden kann. —

Viertes Kapitel

Phasen der Ehe[1])

> Die Erkenntnis der Wahrheit erregt oft zuerst Entsetzen, immer aber bewirkt sie schließlich eine Steigerung und Erhöhung des Daseins.

(Urzeit[2].) Über die Entstehung der Ehe, sowie über die geneonomischen Verhältnisse in der Urzeit wissen wir nichts Bestimmtes. Diese große Lücke in unserem Wissen ist um so bedauerlicher, als die Urzeit an Bedeutung und Dauer jedenfalls allen späteren Kulturepochen als bei weitem überlegen betrachtet werden muß. Denn in der Urzeit wurden die ersten entscheidenden Errungenschaften der Kultur gemacht: die Erfindung der Sprache und der Werkzeuge, die Zähmung des Feuers; und der Mensch wurde zu jenem „Dauertypus" geformt, der er seither, soweit die angeborenen Anlagen in

---

[1]) Vgl. auch F. Müller-Lyer, „Die Ehe, ihre Entwicklung u. Reform unter dem Gesichtspunkt des wirtschaftlichen und kultürlichen Fortschritts u. der Rassenhygiene", in dem Sammelwerk „Die Mutterschaft", hgb. von Adele Schreiber.

[2]) Vgl. Die Familie, S. 6.

Betracht kommen, im wesentlichen geblieben ist[1]). — Und ebenso war auch in Beziehung auf Dauer die Urzeit den folgenden Entwicklungsperioden jedenfalls bedeutend überlegen. Wenn wir zur Veranschaulichung der relativen Dauer der Urzeit einen Meterstab vor uns hinlegen, der die Zeit bedeuten soll, so kann man vielleicht die ersten 70 Zentimeter der Urzeit zurechnen, 20 Zentimeter etwa der Verwandtschaftlichen Epoche, 10 Zentimeter der Familialen Epoche, und nur die letzten Millimeter etwa gehören der jetzt anbrechenden Personalen Epoche an.



Über diese gesamte jahrhunderttausendelange Periode der Urzeit, die sich größtenteils noch im Tertiär abgespielt hat und nach Klaatsch und Schoetensack bereits mit dem Ende des Tertiärs zum Abschluß gebracht war, sind wir in geneonomischer Beziehung soviel wie gar nicht unterrichtet. Daher erklärt es sich denn auch, daß über die ehelichen Zustände der Urzeit die Meinungen der Forscher weit auseinandergehen. — Und zwar sind es in der Hauptsache zwei verschiedene Ansichten, die sich bis heute noch bekämpfen. Nach der einen Ansicht, der älteren, ist der Mensch von Natur monogam, und die monogame Ehe hat mit Ausnahme einiger polygamen Verirrungen immer bestanden, seitdem es Menschen gab. Diese Meinung stützte sich auf die Autorität der Bibel, auf die Erzählung von den beiden ersten Menschen Adam und Eva, und war jahrhundertelang die allein maßgebende. Die entgegengesetzte Ansicht trat zuerst auf in den Entdeckungen Bachofens, der auf das Mutterrecht stieß und einen allgemeinen Hetärismus, d. h. Weibergemeinschaft, als den geneonomischen Urzustand lehrte. Seine Theorie wurde bekräftigt durch den Amerikaner Morgan, der die klassifizierenden Verwandtschaftssysteme bei den Naturvölkern fand, d. h. Verwandtschaftssysteme, bei denen z. B. ein jeder mehrere Personen als Väter oder Mütter anspricht, und aus denen Morgan den Schluß zog, daß in der Urzeit teils Promiskuität,

[1]) Vgl. Der Sinn des Lebens, S. 66–70.

teils Gruppenehe geherrscht habe. — An diese Arbeiten Bachofens und Morgans schlossen sich dann eine große Anzahl hervorragender Soziologen und Ethnologen an: Mc Lennan, Lubbock, Lippert, Wilken, Kohler, Post, Bernhöft, Hellwald, Spencer, Ratzel, Achelis, Lamprecht usw.

Aber die genaueren Forschungen ergaben, daß die Tatsachen, auf die sich Bachofen und Morgan stützten, zu allzu kühnen Hypothesen geführt hatten, und so konnte nun, wie dies ganz gesetzmäßig bei jeder neuen großen Entdeckung erfolgt (nach dem „Gesetz des Rhythmus" von Spencer), ein Rückschlag nicht ausbleiben. Diese Rückbewegung wurde hauptsächlich von Starcke, Westermarck, Große, Crawley, Andrew Lang, Atkinson, Northcote W. Thomas, Wilhelm Wundt, Forel, Kuhlenbeck usw. ausgeführt. Und der Rückschlag ging so weit, daß nun mehrere der genannten Autoren wieder bis auf den alten biblischen Standpunkt zurückfielen, wonach der Mensch ein von Natur monogam angelegtes Wesen war. In der neueren Literatur (Rivers, v. Reitzenstein, Lord Avebury, Buschan, Havelock Ellis, Cunow, Frazer, Hörnes, Hartland usw.) macht sich daher das Bestreben geltend, das Richtige und das Falsche in den Theorien Bachofens und Morgans zu trennen und die Wahrheit zwischen den Extremen zu finden. Die Kardinalfrage, ob nämlich der Urmensch zu den monogamen Familientieren oder zu den „Herdentieren", d. h. den geselligen und polygamen Arten zu rechnen sei, haben wir schon anderen Ortes[1]) genauer erörtert und müssen uns daher damit begnügen, hier die wichtigsten Gründe, die für und gegen diese Ansichten sprechen, kurz zu rekapitulieren.

Gründe für die monogame Ehe der Urzeit

Erstens hat man geltend gemacht (Westermarck, Atkinson u. a.), daß die dem Menschen am nächsten verwandten Tierspezies, nämlich die anthropomorphen Affen (besonders Gorilla, Schimpanse), nicht gesellig leben, sondern in gesonderten Familien[2]). — Daß aber die Menschen in direkter Linie von

[1]) Die Familie, S. 11—37.

[2]) Ausführlicheres darüber in „Die Familie", S. 11—37.

den Anthropomorphen abstammen, ist eine Hypothese, die man längst fallen gelassen hat. Allgemein ist man zu der Überzeugung gekommen, daß die menschenähnlichen Affen Seitenverwandte des Menschen sind, Vettern und keine Ahnen. Und es liegt der Schluß nahe, daß diese Affen gerade deshalb — Affen geblieben sind, weil sie des geselligen Zusammenschlusses und der sozialen Instinkte ermangelten und dadurch von vorneherein kulturunfähig waren.

Zweitens hat man behauptet, daß auch die auf der untersten Kulturstufe lebenden Wilden ebenfalls ungesellig und in zersplitterten Einzelfamilien lebten. Tatsache aber ist, daß die Völkerkunde das Gegenteil zeigt. Überall leben die Menschen in sozialen Gruppen, in Horden; auch in den unfruchtbarsten Landstrichen, wo die Nahrungssuche doch am meisten zur Zersplitterung drängt. Über diesen Punkt lassen die Beobachtungen aller Reisenden, die die tiefstehendsten Völker (die *Buschmänner*, *Eskimos*, *Feuerländer*, *Australneger*, *Andamanesen*, *Wedda* usw.) kennen gelernt haben, keinen Zweifel.

Drittens ist es allerdings richtig, daß bei allen diesen Wildvölkern die Horden schon aus Sonderfamilien bestehen. Und da bis jetzt die Urzeit von der Frühverwandtschaftlichen Phase begrifflich nicht getrennt war, so glaubte man nun auch, daß die Sonderfamilie in der Horde „von jeher", also auch in der Urzeit existiert haben müsse. Dieser Schluß ist ebenso falsch, als wenn man aus der Tatsache, daß alle Wildvölker das Feuer kennen, folgern wollte, die Kunst, das Feuer zu verwerten, sei von jeher bekannt gewesen, oder wenn man sagen würde, das Konkubinat sei auch schon im Mittelalter verboten gewesen, weil dies ja bei allen Völkern europäischer Kultur gegenwärtig der Fall ist.

Man hat ferner behauptet, die große Masse der Naturvölker lebe, mit wenigen Ausnahmen, in Monogamie. Auch hier liegt wieder eine Verwechslung zweier Begriffe vor, nämlich der Monogamie (der Zivilisierten) und der Paarungsehe oder Syndyasmie (der Naturvölker). Bei den meisten Naturvölkern besteht nämlich die fakultative Polygynie. Da nun aber nur die Reichen die Mittel besitzen, mehrere Frauen

zu halten, so muß sich die große Masse freilich mit einer Frau behelfen („Monogamie der Notdurft"); sie tun dies aber „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe", und es wäre ebenso unrichtig, daraus auf einen angeborenen Hang zur Monogamie zu schließen, als wenn man aus der Tatsache, daß die meisten Menschen in *Europa* vermögenslos sind, folgern wollte, daß der *Europäer* einen angeborenen Widerwillen gegen den Reichtum habe. —

Auch hat man geltend gemacht (Atkinson), daß die Menschen einander im Grund genommen fremd und mißgünstig gegenüberstehen, daß sie sich, sobald es geht, von der Allgemeinheit absondern, in ihrer Sonderfamilie leben und sich dann um die anderen möglichst wenig kümmern. Tatsache aber ist, daß der Hang zur Geselligkeit gerade bei den Naturvölkern besonders stark ist, daß Alleinsein den meisten Naturmenschen eine Strafe bedeutet und daß der Drang, sich abzusondern, erst bei höherer Zivilisation entsteht, wo er ganz besonders durch die antisoziale Familienerziehung und das Klassensystem gefördert wird. Daß der Drang zur Absonderung nicht primär, sondern erst später entstanden ist, läßt übrigens auch ohne alle ethnologischen Studien schon die tägliche Beobachtung erkennen. Der „gemeine Mann", der Bauer und Arbeiter, sie suchen sich überall anzuschließen, während der Städter z. B. im Wirtshaus ängstlich besorgt ist, ein Sondertischchen für sich und seine Familie allein zu bekommen[1]).

Schließlich hat man behauptet, daß die Kopfzahl der Männer und Frauen im allgemeinen gleich groß sei, daß daher

[1]) Schopenhauer nannte die Menschen „ein, der großen Mehrzahl nach, grenzenlos egoistisches, ungerechtes, unbilliges, unredliches, neidisches, boshaftes und dabei sehr beschränktes und querköpfiges Geschlecht". Aber keine dieser Eigenschaften spricht gegen den sozialen Ursprung des Menschen; denn Neid, Bosheit und Mißgunst finden wir auch bei anderen sozialen Tieren, besonders bei den Herdenaffen, stark entwickelt. — Daß der Mensch von Natur schlecht und bösartig sei, ist übrigens ein in der Hochfamilialen Phase weitverbreiteter „Völkergedanke", der von hochfamilialen Religionen sogar in ein ganzes System gebracht wurde (vgl. die Lehre von der Erbsünde, von der Erlösung usw.). —

die Monogamie offenbar „im Plane der Natur" liege. — Aber die Zahl der Männer und Frauen ist keineswegs bei allen Völkern gleich groß; so fand z. B. Cook im Jahre 1774 auf der *Osterinsel* in *Ozeanien* unter den 700 Männern nur 30 Frauen, während Senfft auf der westkarolinischen Inselgruppe *Ululssi* neben 329 erwachsenen Frauen und Mädchen nur 200 Männer zählte[1]). Doch sehen wir auch von solchen Ungleichheiten ab, so würde selbst auch eine tatsächliche Gleichheit nur etwa darauf hindeuten, daß die Polygynie und die Polyandrie nicht im „Plane der Natur" liege. Denn es ist ja klar, daß zehn Männer mit zehn Frauen ebensogut in einer Gruppenehe leben können als in Monogamie.

Gehen wir nun zu den Gründen über, die gegen die Annahme sprechen, daß die Urmenschen oder Vormenschen monogame Familientiere waren, so dürfen wir es vor allem jetzt als gesichert betrachten, daß die Urvorfahren des Menschen gesellige Tiere waren.

Schon die eine Tatsache der Sprache beweist den geselligen Ursprung des Menschengeschlechts. Denn Sprache ist Mitteilung, sie kann daher bei ungeselligen Tieren unmöglich zu jenen hohen artikulierten Formen entwickelt worden sein, die wir schon bei den Naturvölkern der untersten uns bekannten Kulturstufe antreffen.

Da nun aber der Vormensch erst mit und durch die Sprache Mensch geworden ist, so ist es unzweifelhaft, daß nicht nur der Urmensch, sondern auch der Vormensch gesellige Geschöpfe gewesen sein müssen[2]).

Aber nicht nur die Sprache, sondern auch die Kultur

---

1) Vgl. H. Berkusky, Volksvermehrung u. Volksverminderung bei den Naturvölkern u. ihre Ursachen. Zeitschr. f. Sozialwissenschaft, neue Folge, 1. Jahrg, Leipzig 1910, S. 658.

2) Vgl. Phasen der Kultur, S. 28 ff.; vgl. auch René Worms, Philosophie des Sciences sociales, Paris 1903, 1. Bd., S. 48: „Il est reconnu maintenant par tous que le langage n'a pu se former qu'au cours de la vie sociale." Übrigens ist der soziale Ursprung der Sprache schon von Chr. Thomasius begriffen worden. Er sagt: „Sermonis extra societatem nullus est usus." (Institutionum jurisprudentiae divinae libri tres., 1688, III, 1, 4, § 54.)

überhaupt kann nur in einer geselligen Rasse entstanden sein. Die Kultur ist der Ausdruck des Zusammenwirkens denkender und sprechender Wesen; die Macht des Menschen besteht in der Vergesellschaftung der Vielen zu einer Art Überorganismus. In vereinzelten monogamen Familien, wo sich die Jungen von den Alten trennen, sobald sie flügge geworden, kann Kultur weder entstehen, noch weiter entwickelt werden, weil die wichtigste Bedingung fehlt, die Kontinuität, die allein zu einer kultürlichen Anhäufung von Erfahrungen führen kann[1]).

Ferner sind die sozialen Triebe dem Menschen angeboren. Dies zeigt die Beobachtung sowohl der Kinder als der Wildvölker. Überall halten, auch bei den wildesten Völkern, die Hordengenossen fest zusammen und ordnen sich dem Hordengesetz instinktiv unter. Und während besonders bei den Männern der Sinn für das Familienleben oft nur schwach ausgebildet ist, treffen wir schon auf der untersten Kulturstufe den Geist der Solidarität und soziale und moralische Tugenden in bemerkenswertem Maße ausgebildet[2]).

Aus diesen und anderen Gründen[3]) müssen wir mit Bestimmtheit annehmen, daß die Urmenschen von sozialen Tieren abstammen und keinesfalls von vereinzelt lebenden monogamen Familientieren.

Und fast ebenso sicher ist es, daß der Mensch von Natur nicht monogam, sondern polygam (und exogam) veranlagt ist.

Schon die Psychologie der primitiven Liebe, die wir im ersten Kapitel kennen gelernt haben, gibt uns hier einen deutlichen Fingerzeig. Daß Menschen, die weder die sexuelle Eifersucht noch die eigentliche (individual auswählende) Liebesleidenschaft kennen, die weder die geschlechtliche Keuschheit, noch das geschlechtliche Schamgefühl, noch auch die Wirklichkeit der Elternschaft hochschätzen, nicht mono-

---

[1]) Vgl. Phasen der Kultur, S. 38.

[2]) Vgl. K. Schurtz, Altersklassen und Männerbünde; Vierkandt, Die primäre Sittlichkeit der Naturvölker; Globus, 76. Bd., 1899, S. 149; Felix Somlo, Der wirtschaftliche Urzustand, Monatsschrift für Soziologie, März 1909.

[3]) Vgl. Die Familie, S. 12ff.

gam veranlagt sein können, liegt ja auf der Hand. Und die gesamte Geschichte des Geschlechtslebens, die Weibergemeinschaft der Unverheirateten, die Festorgien, die bei so vielen Naturvölkern vorkommen, die Geschichte der Prostitution, die Neophilie der Jugend und so viele andere ähnliche Erscheinungen, über die wir andernorts ausführlich gesprochen haben[1]), zwingen uns zu der Annahme, daß der Mensch von Natur polygam und exogam angelegt ist und daß die Neigung zur Monogamie im allgemeinen eine Errungenschaft der Kultur ist. —

Nun hat aber neuerdings Wilhelm Wundt dieser Annahme einen Einwand entgegengestellt, der schon im Hinblick auf die Autorität des großen Gelehrten einer genauen Betrachtung unterzogen werden muß.

Wundt glaubt, daß in unserer Zeit der primitive Mensch wirklich entdeckt worden sei. Er sagt: Es sind dies jene Stämme, „die wahrscheinlich viele Jahrhunderte lang isoliert und abgeschnitten von der Kultur der übrigen Welt auf der gleichen primitiven Stufe stehen geblieben sind." Dahin gehören vor allem die Innenstämme der *Malakkahalbinsel*, die *Semang* und *Senoi*, die *Weddas* auf *Ceylon*, die *Negritos* der *Philippinen* und *Zentralafrikas*, endlich bis zu einem gewissen Grade die *Buschmänner*.

Diese Völker kommen nach Wundt der unteren Grenze einer überhaupt möglichen Kultur sehr nahe. Außer Bogen und Pfeil haben sie beinahe ausschließlich Werkzeuge, die unmittelbar von der Natur entnommen sind. Nur die Kunst der Feuerbereitung trennt bei ihnen den Menschen vom Tier. — Außerdem soll nach Wundt bei allen diesen Stämmen die Monogamie herrschen, und zwar die lebenslängliche, als die einzige Form der Ehe; und diese Monogamie sei wahrscheinlich schon aus dem vormenschlichen, etwa dem der heutigen Anthropoiden ähnlichen Dasein herübergebracht[2]).

[1]) Vgl. „Die Familie", S. 20—40.

[2]) Das der Wundtschen Argumentierung zugrundeliegende Material ist in sehr verdienstlicher Weise zusammengestellt von Pater Wilhelm Schmidt S. V. D. in seinem Buch: „Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit". In Studien u. Forschungen

Wenn wir nun aber diese angeblichen Urvölker näher betrachten, so müssen wir zu ganz entgegengesetzten Schlußfolgerungen kommen.

(Feuer.) Vor allem fällt auf, daß diese Stämme alle die Kunst besitzen, Feuer zu entflammen oder wenigstens zu unterhalten und zur Zubereitung der Speisen usw. zu verwenden. Die *Semang* z. B. erzeugen Feuer durch Reiben von Hölzern und durch Feuersägen, die zentralafrikanischen *Pygmäen* nach Le Roy sowohl durch Feuerschlagen als durch Holzquirlen usw.

Bekanntlich ist nun die Nutzbarmachung des Feuers einer der allerschwierigsten und bewundernswertesten Fortschritte des Naturmenschen, so daß es ganz undenkbar ist, daß Wesen, die noch dem Tiere nahestehen, diese Erfindung gemacht haben könnten. Es ist sehr einfach, Äste abzubrechen und diese dann in Schlag-, Grab- und Wurfstöcke oder Speere umzuwandeln. Die Bezähmung des Feuers setzt dagegen schon so viele menschliche Eigenschaften voraus, daß man sie nicht an den Anfang, sondern an das Ende der Urzeit

---

zur Menschen- u. Völkerkunde, unter wissenschaftlicher Leitung von Georg Buschan, VI, VII, Stuttgart 1910. Schmidt, der zu den angegebenen Völkern auch noch die Andamanesen rechnet, geht in seinen Schlußfolgerungen übrigens noch einen Schritt weiter als Wundt; er behauptet, daß diese zwerghaften „Urrassen" nicht nur monogam, sondern auch bis zu einem gewissen Grade monotheistisch seien (S. 242). Als einen Beweis führt er u. a. folgende Sage der Andamanesen an: Das höchste Wesen, Puluga (auch Bilik), hat zuerst den Mann (Tomo) geschaffen, er setzte ihn in ein Paradies voller Fruchtbäume; verbot ihm aber, von gewissen Früchten zu essen. Dann erschuf er die erste Frau (Elewadi); nach einer anderen Version wurde diese von Tomo selbst aus einem Stück Holz erschaffen. Später vergaßen die Menschen die Gebote Pulugas; ergrimmt darüber schickte Puluga eine Sintflut, in der alle umkamen, nur zwei Männer und zwei Frauen blieben übrig, die sich zufällig auf einem Kahn befanden. Ein Vogel brachte ihnen dann, da alle Feuer während der Sintflut ausgegangen waren, neues Feuer von Puluga usw. — Es ist wohl jedem Unbefangenen klar, daß diese Erzählung kein „Elementargedanke" ist, sondern, wie dies auch Wundt betont, auf „Übertragung" beruht. Die Andamaneninseln waren nämlich schon den Arabern im 9. Jahrhundert bekannt und sind seit dieser Zeit von vielen europäischen Schiffen angelaufen worden. Der Berichterstatter E. H. Man aber kam erst 1869 nach diesen Inseln.

setzen muß.[1]) Denn als der Mensch die Kunst der Feuerentflammung erfand, war er schon vollentwickelter Mensch und weit entfernt von einem tierischen oder halbtierischen Zustand. Zur eigentlichen Kultur der Urzeit kann also die Kunst der Feuerentflammung nicht gehört haben. Bei einer wirklich urzeitlichen Horde würde man eine Reihe der allereinfachsten Werkzeuge finden, aber jedenfalls nicht die so viel Erfindung, Sorgfalt und Ausdauer erfordernde Kunst der Feuerbezähmung.

Statt der einfachen Waffen und Werkzeuge (Keule, Wurfspeer, Schlagstock usw.) finden wir nun aber bei diesen angeblichen Urvölkern die allerverwickeltste Waffe, Bogen und Pfeil, und zwar in großer Vollendung. Die Bogen sind z. T. künstlich geschweift, um die Schnellkraft zu erhöhen, die Sehne ist kunstvoll befestigt, der Pfeil ist befiedert und er hat eine Spitze aus Hartholz, die so konstruiert ist, daß sie in der Wunde abbricht; außerdem ist die Spitze vergiftet. Man kann sich wohl kaum vorstellen, daß Wesen, die sich erst aus Tieren zu Menschen heraus entwickeln, ein so außerordentlich zusammengesetztes Werkzeug erfunden haben sollen. Dem Pfeil und Bogen müssen offenbar erst andere Waffen vorausgegangen sein, so vor allem doch der Wurfspeer und einfacheres Werkzeug.

Dies zeigt uns auch die vergleichende Völkerkunde: den *Tasmaniern* und sämtlichen *Australiern* ist der Schießbogen völlig unbekannt geblieben, sie sind erst zum Wurfspeer und zum Wurfholz (Bumerang) aufgestiegen. — Ganz besonders merkwürdig aber ist, daß diese „Urvölker" zum Teil bereits die Töpferei kennen, von der bisher weder bei den *Paläolithikern* noch sonst bei den Niederen Jägern eine Spur gefunden worden ist[2]). So fertigen die afrikanischen *Watwa* nach P. v. d. Burgt Töpfe an; auch den *Buschmännern* und den *Andamanesen* sind die Anfänge der Töpferei bekannt; dagegen den *Semang* und den *Negritos* der Philippinen nicht[3]).

[1]) Vgl. Lippert, Kulturgeschichte; Weule, Die Kultur der Kulturlosen, S. 60ff.: Das Feuer. Vgl. auch „Phasen der Kultur", S. 36ff.

[2]) Über Töpferei vgl. Phasen der Kultur, S. 82ff.

[3]) W. Schmidt, a. a. O., S. 66.

Was nun die übrigen Werkzeuge betrifft, so besitzen diese Völker keine Steinwerkzeuge, sie sollen nach Wundt und W. Schmidt daher vorsteinzeitlich sein.

Aber erstens stehen sie seit langen Zeiten mit ihren höher kultivierten Nachbarn in Tauschhandel; die *Wedda* beziehen z. B. nach Sarasin ihre eisernen Pfeilspitzen und Äxte gegen Wildpret von den *Singhalesen*; die afrikanischen *Watwa* sind sogar treffliche Schmiede[1]). Früher aber haben sie vielleicht auch Steinwerkzeuge gehabt, wenigstens wurden solche bei den *Semang* im Boden ausgegraben[2]). Auch die *Buschmänner* sollen früher Steinwerkzeug gehabt haben[3]). Den *Negritos* in *Hócos Horte* werden u. a. Feuersteine mit in das Grab gegeben[4]).

Die geringe Verwendung des Steins erklärt sich zum Teil aus dem Tauschhandel, bei dem Eisen eingeführt wurde, zum Teil wohl auch aus dem Material, das die Natur bietet. Denn die Höhe der Kultur wird nicht daran gemessen, ob die Werkzeuge aus Stein oder Bein oder Holz sind, sondern an der Größe der Erfindung, die darin verkörpert ist. So haben z. B. die *Andamanesen*, die Steine fast gar nicht (bloß als Amboß, „Hammer", Wetzstein, Quarzsplitter) benutzen, trotzdem eine bewundernswerte Höhe der technischen Kultur erstiegen. Sie verfertigen nicht nur verschiedene Arten von Pfeilen für ihre Bogen, sondern auch Speere mit Harpunen, Fischnetze, Kochtöpfe, Holzeimer, Boote mit Auslegern, Körbe, Zierstricke, Teller, Löffel, Harzfackeln, hölzerne Schüsseln, Regenschirmdächer, Fliegenwedel, Wachssalben, Färbemittel und viele andere Gegenstände[5]). Die geringe Verwendung von Stein ist jedenfalls nicht im entferntesten ein Beweis dafür, daß eine Kultur präpaläolithisch sei. —

Vergleichen wir also diese Stämme mit den anderen Stämmen der „Niederen Jäger", so ergibt sich (was man schon lange gewußt hat), daß sie keineswegs auf einer tieferen Kulturstufe stehen als diese; bezüglich ihrer künstlichen Schießwaffen stehen sie z. B. hoch über den *Tasmaniern* und

---

[1]) Schmidt, S. 107. [2]) Schmidt, S. 108. [3]) Schmidt, S. 109. [4]) Schmidt, S. 255. [5]) Vgl. E. H. Man, The Aboriginal Inhabitants of the Andaman Islands, London 1883, S. 175—187.

Australiern, durch die Töpferei, die einige betreiben, sogar über allen Niederen Jägern. Ihrer materiellen Kultur nach sind also alle diese Stämme zu den „Niederen Jägern“ zu rechnen.

(Sprache.) Wie steht es nun mit ihrer geistigen Kultur? Wenn es sich um Urvölker handelt, werden wir wohl hoffen dürfen, bei ihnen das so schwierige Problem von der Entstehung der Sprache endlich lösen zu können. — Hier aber erleben wir eine seltsame Enttäuschung. Diese Völker haben sämtlich die Sprache ihrer höher kultivierten Nachbarn angenommen. Die *Wedda* sprechen die Sprache der *Singhalesen* und *Tamilen*, die *Semang* und *Senoi* sowie die *Negritos* der *Philippinen* die der benachbarten *Malaien*, und allem Anschein nach die zentralafrikanischen *Pygmäen* die Sprache der *Monbuttu*; das Buschmännische schließlich ist ganz nahe dem Hottentottischen verwandt. Und zwar ist die Sprache, wie es scheint, in früherer Zeit von den Nachbarn entlehnt worden, so daß also die *Pygmäen* zum Teil einen älteren Dialekt ihrer Nachbarn sprechen[1]), wie dies H. Kern wenigstens für die *Negritos* der *Philippinen* bestimmt nachzuweisen vermochte.

Aus dieser einen Tatsache geht klar hervor, daß die *Pygmäen* „als isolierte, von der übrigen Welt abgeschnittene Völker, die eine primitive Kultur bewahrt hätten“, unmöglich betrachtet werden können. Denn an seiner Sprache hängt ein jedes Volk mit größter Zähigkeit, und eine fremde Sprache ist ihm ein Gegenstand des Widerwillens. Kein Volk wird seine Sprache aufgeben und gegen eine fremde umtauschen, wenn es nicht mit diesem Volk in sehr innigem Verkehr, und zwar durch lange Zeit hindurch, gelebt hat. Es liegt also auf der Hand, daß die genannten Zwergvölker in früheren Zeiten mit ihren Nachbarn und mit der übrigen Welt überhaupt in einer ganz anderen Verbindung gestanden haben müssen als jetzt, und daß von einer unberührten Urzeitkultur keine Rede sein kann. Sie haben vielmehr offenbar eine ganze Reihe von Kulturentwicklungsphasen durchlaufen und sind auf diesem Weg von anderen Völkern stark beeinflußt worden.

---

[1]) W. Schmidt, a. a. O., S. 116; Wundt, a. a. O., S. 55.

Auch anthropologisch genommen dürfen die Zwergvölker nicht etwa als eine Urrassse betrachtet werden. Ihre Zwerghaftigkeit, ihr kindlicher Habitus usw. beweisen nicht, daß sie allen anderen Rassen vorangegangen sind. Denn die geologisch ältesten Rassen *(Neanderthaler, Krapina, Spy, Gibraltar, Le Moustier* usw.) sind groß- oder normalwüchsig und keineswegs zwerghaft. Es ist daher viel wahrscheinlicher, wie Schwalbe und E. Schmidt gezeigt haben, daß diese *Pygmäen* Kümmerformen, Kümmerrassen sind[1]), die sich unter dem Druck jahrtausendelanger ungünstiger Wohn- und Nahrungsverhältnisse aus einer einst größeren Menschenform zurückgebildet haben[2]). Es ist ja eine bekannte Erfahrung, daß Tierarten, die auf Inseln oder isolierten Gebieten durch lange Zeiträume abgeschlossen leben, ganz der gleichen Verkümmerung unterliegen (z. B. der Shetlandspony). Für die Ansicht, daß die *Pygmäen* Kümmerformen sind, spricht auch die von Man bei den *Andamanesen* festgestellte Schwäche der Zeugungs- und Vermehrungskraft. Die Pubertät tritt erst spät ein, erst mit dem 15. oder 16. Jahr, und die Fruchtbarkeit ist abnorm gering; eine Familie bringt es meistens nur auf vier Kinder. Außerdem ist die Sterblichkeit der Kinder außerordentlich und auch die der Erwachsenen so groß, daß Man das Durchschnittsalter auf nur 22 Jahre schätzt. 50 Jahre ist das höchste beobachtete Alter; und es ist keine Familie bekannt, in der mehr als drei Generationen am Leben sind[3]). — Daß solche *Pygmäen* als die Ahnen aller Menschen zu betrachten seien, ist jedenfalls eine sehr unbegründete Annahme; viel wahrscheinlicher ist es, daß sie durch besondere Umstände verkümmert sind.

Zusammenfassend kommen wir also zu dem Schluß, daß die von Wundt genannten Völker nicht als urzeitliche oder „primitive" Völker betrachtet werden können. Ihre Kultur, ihre Sprache, ihre Rasse sprechen mit großer Entschiedenheit gegen eine solche Annahme. Es sind keine Zwischen-

---

[1]) Schwalbe, Zur Frage der Abstammung des Menschen; Globus, LXXXVIII, 1905, S. 159ff.

[2]) K. Weule, Die Kultur der Kulturlosen, Stuttgart 1910, S. 36.

[3]) Vgl. E. H. Man, a. a. O., S. 11 u. 13.

glieder zwischen Tier und Mensch, sondern vollentwickelte Menschen; sie gehören alle zu der Gruppe der „Niederen Jäger", deren Kultur bereits weit über die der Urzeit hinausgekommen ist. Wir werden sie daher später (bei der Betrachtung der Frühverwandtschaftlichen Phase) ins Auge zu fassen haben, und es wird sich dann außerdem zeigen, daß ihre Sitten und Gebräuche keineswegs — so wenig als die irgendwelcher anderen Völker — auf eine monogame Naturanlage hindeuten. Vielmehr müssen wir aus den bisher bekannten Tatsachen den Schluß ziehen, daß die Urmenschen, d. h. die Menschen der Urzeit, oder genauer: unsere Vorfahren in der Zeit, als sie die gewaltige Umwandlung vom Tier zum Menschen durchliefen, keine monogamen Familientiere, sondern echte Herdentiere mit polygamen Neigungen gewesen sein müssen.

Soviel dürfen wir als feststehend annehmen. Schwieriger ist aber die Frage zu beantworten, welcher Art nun die geschlechtlichen Verhältnisse in der Urzeit gewesen sein mögen.

Wie wir in den „Formen der Ehe, der Familie und der Verwandtschaft" gesehen haben, kommen beim Menschen fast alle nur denkbaren Formen des geschlechtlichen und ehelichen Verkehrs tatsächlich vor. Während man früher glaubte, daß die Monogamie die einzige „natürliche" Eheform sei, die nur bei einzelnen Völkern in polygyne Verirrungen ausgeartet sei, hat die moderne Völkerkunde gezeigt, daß außer der Monogamie auf verschiedenen Kulturstufen auch die Paarungsehe existiert, ferner die Polyandrie, d. h. die Ehe einer Frau mit mehreren Männern, ferner die Gruppenehe und eine, wenn auch nicht absolut schrankenlose, doch bis zu einem gewissen Grade gehende Promiskuität, und daß die fakultative Polygynie gerade bei den Naturvölkern besonders häufig vorkommt[1]).

Es muß deshalb die Frage entstehen, ob und in welcher Weise diese Formen einander als Phasen gefolgt sind, welches davon die ältesten, welches die späteren sind.

Nun hat Morgan auf Grund der von ihm bei den

---

[1]) Vgl. „Formen der Ehe, der Familie und der Verwandtschaft"

9*

Naturvölkern entdeckten Verwandtschaftssysteme den Versuch gemacht, daraus die Phasenfolge der Eheformen abzuleiten. Diese Verwandtschaftssysteme, die wir in einem späteren Kapitel (über die Verwandtschaft) genauer zu behandeln haben werden, tragen zum Teil einen ganz anderen Charakter als unser System, so daß z. B., wie schon früher erwähnt wurde, in dem klassifizierenden System eine Person nicht bloß einen Vater und eine Mutter als solche anspricht, sondern mehrere als Väter und als Mütter behandelt. Aus dem Studium dieser Systeme hat Morgan geschlossen, daß bis jetzt fünf Eheformen aufeinander gefolgt seien:

1. In der Urzeit habe zuerst allgemeine Promiskuität geherrscht.

2. Darauf sei dann die Blutsverwandtschaftsfamilie gefolgt, die auf der Gruppenehe leiblicher Brüder und Schwestern gegründet war und im malaiischen Verwandtschaftssystem ihren Ausdruck fand.

3. Daran habe sich die Punaluaehe angeschlossen, die Gruppenehe zwischen kollateralen Brüdern und Schwestern, der das turanische Verwandtschaftssystem entspricht.

4. Darauf folgten als Zwischenstufen, nach Morgan, die syndyasmische oder Paarungsehe und die polygynische Ehe (ein Privileg der Reichen), die kein Verwandtschaftssystem hervorbrachten. Und erst mit der Zivilisation träte dann

5. die Dauermonogamie als eine allgemeine Einrichtung auf, die begründet war auf der Ehe zwischen einem Mann und einer Frau, unter der Voraussetzung vollständiger ehelicher Treue auf Lebensdauer (ein Charakteristikum, das der Paarungsehe fehlt).

Doch sind diese Morganschen Konstruktionen, wie schon erwähnt, Gegenstand heftigen Streites unter den Soziologen geworden. Und da sie nur auf dem einen Punkte der Verwandtschaftssysteme aufgebaut sind, jene Systeme aber in verschiedener Weise ausgelegt und gedeutet werden können, so wird man sie nur mit der größten Vorsicht zur Rekonstruktion der Urzeit verwenden können.

Zunächst wird aus den vorhergehenden Kapiteln hervorgegangen sein, daß die Liebe in der Urzeit noch einen ganz

animalischen, herdenmäßigen Charakter gehabt haben muß, und daß individuelle, monogame Ehen nur mit größter Unwahrscheinlichkeit angenommen werden können. Man braucht deshalb nicht an eine absolute, schrankenlose Promiskuität zu denken, man wird sich überhaupt enthalten müssen, bestimmte Annahmen zu machen. Auch ob aus den Verwandtschaftssystemen geschlossen werden darf, daß in der Urzeit Gruppenehen in allgemeinerer Verbreitung existiert haben, ist hauptsächlich durch die neueste Arbeit Heinrich Cunows[1]) sehr fraglich geworden. Denn nach Cunow ist es wahrscheinlich, daß die Verwandtschaftssysteme überhaupt keine Rücksicht auf die individuellen Zeugungsverhältnisse nehmen, vielmehr nur die Stellung des Individuums zur Gesellschaft und die Heiratsordnungen bestimmen. Wenn also z. B. ein *Australier* mehrere Frauen als seine Mütter bezeichnet, so sagt diese Bezeichnung nicht, daß diese sämtlichen Mütter mit seinem Vater tatsächlich verheiratet waren, sondern nur, daß diese „Mütter" zu derjenigen Gruppe von Frauen gehörten, die der Vater nach der Heiratsordnung hätte heiraten können.

Die klassifizierenden Verwandtschaftssysteme sind also nach Cunow kein Beweis dafür, daß bei den Völkern, die derartige Systeme anwendeten, Gruppenehen bestanden haben müssen. Doch haben wir außerdem die Tatsache zu erwägen, daß gerade bei den klassifizierenden Völkern teils jetzt noch wirkliche Gruppenehen bestehen, so bei den *Australiern*, den *Drawida* (der indischen Urbevölkerung), teils wirkliche Brüderpolyandrien (in *Indien*), teils Schwesternpolygynien (bei den *Indianern*)[2]). Die Sitte der Schwesternpolygynie hat Morgan bei nicht weniger als vierzig *Indianer*stämmen nachgewiesen[3]). Nach dieser Sitte hat nämlich jeder,

[1]) Zur Urgeschichte der Ehe und Familie, Ergänzungsheft der Neuen Zeit, Nr. 14, Stuttgart 1912. In dieser Arbeit wird — seit Jos. Kohlers „Urgeschichte der Ehe" (1897!) zum erstenmal wieder — die so überaus schwierige Theorie der Verwandtschaftssysteme einer gründlichen und erfolgreichen Revision unterzogen.

[2]) Vgl. Formen der Ehe, 3. Kap.; vgl. besonders die eingehenden Untersuchungen von Jos. Kohler, Zur Urgeschichte der Ehe, Zeitschrift für vgl. Rechtswissenschaft, 12. Bd., 1897.

[3]) Urgesellschaft, S. 135.

der aus einer Familie die älteste Tochter heiratet, ein Anrecht auf alle ihre jüngeren Schwestern als Nebenfrauen, sobald diese zur Reife gelangt sind. Und tatsächlich kommt dies auch vor, wenn er auch keineswegs durch die Sitte gezwungen ist, alle Schwestern zu heiraten. — Die Brüderpolyandrie[1]) ist besonders in *Indien* beobachtet worden; sie besteht darin, daß eine Frau von mehreren Brüdern geheiratet wird. Allerdings hat man diese polyandrische Ehe aus der Armut zu erklären gesucht, da unter Armen mehrere zusammen leichter den Brautpreis erschwingen als ein einzelner. Dazu stimmen aber die Tatsachen nur in einzelnen Fällen; denn auch die Reichen huldigen der Polyandrie. Man muß also wohl der Ansicht von Rousselet[2]) zustimmen, der aus der weiten Verbreitung dieser Eheform unter der *drawidischen* Urbevölkerung den Schluß zog, daß es sich hier um eine uralte Einrichtung handelt, die vor der arischen Einwanderung in *Indien* wahrscheinlich noch häufiger bestanden hat als jetzt.

Wenn wir das Gesagte erwägen, so müssen wir bekennen, daß wir über die soziologische Stellung der Gruppenehe und der Polyandrie bis jetzt nichts Bestimmtes wissen. Wahrscheinlich ist, daß diese niederen Eheformen früher viel weiter verbreitet waren als jetzt, und daß sie bei manchen Völkern noch in späte Zeiten hinein ihre Spuren hinterlassen haben. Für diese letztere Annahme sprechen Tatsachen, die wir bei den Völkern des *Altertums* und besonders im *Alten Orient* vorfinden, und über die wir später noch zu berichten haben werden. Bei anderen Völkern sind dagegen schon früh Sonderehen aufgetreten. Diese letztere Tatsache wird uns sogleich deutlich werden, wenn wir jetzt die Frühverwandtschaftliche Phase ins Auge fassen.

Frühverwandtschaftliche Phase

Während die Repräsentanten der Urzeit längst ausgestorben sind, kennt die Völkerkunde eine ganze Anzahl steinzeitlicher Völker, die der Frühverwandtschaftlichen Phase zugehören.

---

[1]) Vgl. Formen der Ehe, S. 39 ff.

[2]) Ebenda

Es sind das Völker, die weder Ackerbau noch Viehzucht treiben, sich von der Jagd und von wildwachsenden Pflanzen ernähren und als sogenannte „Randmenschen" in Wüsteneien und Urwäldern, in der Arktis, kurz, in den unfruchtbarsten Landstrichen und entlegensten Schlupfwinkeln der Erde hausen. Die wichtigsten dieser, die unterste uns bekannte Kulturstufe vertretenden Völker sind die *Australier* und *Tasmanier*, die *Buschmänner*, die *zentralafrikanischen Zwergvölker*, die *Bergwedda* auf *Ceylon*, die *Mincopies* auf den *Andamaneninseln*, die *Aeta* auf den *Philippinen*, die *Feuerländer*, die *Eskimos*, manche *kalifornischen Stämme* usw.[1])

Bei allen diesen Völkern finden wir bereits Sonderehen und Sonderfamilien[2]); im übrigen aber bieten die ehelichen Verhältnisse bei den einzelnen Völkern ein recht buntes Bild dar. Beginnen wir mit den Zwergvölkern, die (wie wir früher sahen) in neuerer Zeit zu so kühnen Hypothesen Veranlassung gegeben haben[3]). Leider sind wir über diese Stämme — mit Ausnahme der *Südandamanesen* und der *Buschmänner* — noch sehr mangelhaft unterrichtet. Die Nachrichten sind zum Teil widersprechend, zum Teil ungenau, unsicher und lückenhaft. Es ist ja auch leicht verständlich, daß das intime Geschlechtsleben dieser scheuen und mißtrauischen, in unzugänglichen Urwäldern hausenden Stämme sehr schwer zu beobachten ist. Bei einem mehr oder weniger flüchtigen Besuch, bei dem Ausfragen von „Gewährsmännern" usw. wird ja wohl gerade in diesem Punkte vieles verborgen bleiben, was für unsere Frage entscheidend wäre. Immerhin lassen unsere jetzigen Kenntnisse ein Bild in Umrissen in um so glaubwürdigerer Weise erkennen, als dessen Züge übereinstimmen mit den Einzelheiten, die uns von den übrigen „Niederen Jägern" bekannt sind. Zunächst leben alle diese Völker in Horden, d. h. in sozialen Verbänden, und außerdem in mehr oder

[1]) Vgl. z. B. Herbert Spencer, Die Prinzipien der Soziologie, Stuttgart 1887, 2. Bd., 3. Kapitel; E. Große, Die Formen der Wirtschaft und die Formen der Familie, S. 43 ff.

[2]) Ebenda

[3]) Vgl. P. W. Schmidt, Die Stellung der Pygmäen in der Entwicklungsgeschichte des Menschen.

weniger festen Sonderehen und Sonderfamilien. Getrennt lebende Einzelfamilien kommen nicht vor. — Gehen wir nun zu den einzelnen Stämmen über, so sagt D. H. Worcester[1]) von den *Negritos der Philippinen* im allgemeinen: „Praktisch genommen sind die *Negritos* gewöhnlich monogam, aber Polygynie ist erlaubt, und nicht selten wird ihr gehuldigt." Die Ursache der Monogamie sei gewöhnlich die Unmöglichkeit, mehr als ein Weib zu ernähren. — Ehescheidung ist nach A. W. Reed[2]) nicht häufig, wohl aber freiwilliges Auseinandergehen. Bei manchen Stämmen, wie z. B. den *Dumagat*, können jedoch die Ehen nur durch den Tod gelöst werden. — Die Frau nimmt nach Schadenberg[3]) „eine untergeordnete Stellung ein und wird mehr als Sache behandelt. Ihr liegen die häuslichen Sachen ob, während der Mann der Jagd nachgeht". Ehebruch wird mit dem Tod gestraft. Über den vorehelichen Geschlechtsverkehr bei den *Negritos* gehen die Ansichten auseinander[4]). Auch bei den *Buschmännern* ist die fakultative Polygynie verbreitet. Manche haben manchmal drei bis vier Frauen, jüngere begnügen sich meist mit einer Frau, nehmen, wenn sie älter werden, noch eine zweite jüngere hinzu[5]). — Nach Stow sind die Ehen leicht löslich[6]). — Die ehelichen Verhältnisse der *Semang* sind noch wenig erforscht. Nach Skeat-Blagden[7]) herrscht bei ihnen „große voreheliche Freiheit"; „aber alle Gründe sprechen dafür, daß, einmal verheiratet, alle *Semang* beider Geschlechter im höchsten Grade einander treu und Fälle von Untreue äußerst selten sind". Ehebruch wird mit dem Tode gestraft, die Todesstrafe kann jedoch auch mit Geld (?) abgelöst werden[8]). — Die Nachrichten über die *zentralafrikanischen*

[1]) Negritos, S. 810.

[2]) The Negritos of Zambales, Manila 1904, S. 62.

[3]) Zeitschrift für Ethnologie, XII, 1880, S. 137.

[4]) P. W. Schmidt, S. 189, Anm.

[5]) Vgl. G. Fritsch, Die Eingeborenen Südafrikas, 1873, S. 444; G. W. Stow, The Native Races of South Africa, S. 95; Passarge, Die Buschmänner der Kalahari, S. 106.

[6]) A. a. O., S. 95.

[7]) Pagan Races, II, S. 56.

[8]) Ebenda, S. 55, 59.

Pygmäenstämme gehen ziemlich weit auseinander. Nach Hutereau lebt die Mehrzahl der *Batua* des *Tanganika* nicht in Polygynie [1]), und nach Johnston heiraten die *Pygmäen* des *Kongowaldes* selten mehr als eine Frau [2]). „Die *Watwa*, die mehrere Frauen haben können, aber die zu arm sind, um sie zu zahlen, haben selten mehr als eine," sagt P. v. d. Burgt [3]). — Nach Le Roy [4]) existiert die Monogamie tatsächlich in mehreren Lagern, aber wenn es dem einen oder anderen möglich ist, sich eine zweite oder dritte Frau zu besorgen, so ermangelt er dessen gewöhnlich nicht. Im allgemeinen herrscht also fakultative Polygynie; „nur die *Wambutti* vom *Ituri* lehnen mit Abscheu die Existenz der Polygamie von ihnen ab [5])". — Nach Hutereau ist der voreheliche Verkehr gebräuchlich. Die Mädchen haben schon von Jugend an geschlechtlichen Verkehr mit Männern [6]). Nach Le Roy sind die *zentralafrikanischen Pygmäen* keine „Muster der Tugend", und „gewisse Gesten, die in ihrem Lager versucht werden", waren sehr unanständig [7]). — Auch Stuhlmann gibt an, daß das Eheleben der *Watwa* recht locker ist [8]). Bei den *Batua* ist der Ehebruch unter Verwandten nicht strafbar, wohl aber der mit Nichtverwandten [9]); die Auflösung der Ehe kann auf Wunsch eines der beiden Gatten oder des Schwiegervaters erfolgen [10]). Die Frauen sollen sogar nach Hutereau häufig pflanzliche Abortivmittel gebrauchen, ohne daß sich der Ehemann darum bekümmere. — Was die Stellung der Frau betrifft, so erfahren wir, daß die *Watwa* die Frau als Sklavin betrachten . . ., sie ißt nicht mit dem Mann, arbeitet fast beständig, während der Mann

---

[1]) Notes sur la vie familiale et juridique de quelques populations du Congo Belge, Annales du Musée du Congo Belge, Ethnographie et Anthropologie, Serie III, 1909, S. 3.

[2]) Rep. of Smithson. Institut, 1902, S. 489.

[3]) Eléments d'une grammaire kirundi, Mitteilungen des Seminars für orient. Sprachen in Berlin, V, 1902, Abt. III, 79—108, S. 103.

[4]) Les Pygmées, S. 223—224.

[5]) David, Globus, LXXXVI, 1904, S. 196.

[6]) Hutereau, S. 3—4.

[7]) Le Roy, a. a. O., S. 210.

[8]) Stuhlmann, Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika, Berlin 1874, S. 462.

[9]) Hutereau, a. a. O., S. 2, 8, 11. [10]) Ebenda, S. 4—5.

nur kleinere Arbeiten verrichtet oder auf die Jagd geht[1]). Im allgemeinen scheinen aber hier die Frauen immer noch besser behandelt zu werden als bei den benachbarten *Negerstämmen.* Bei den *Wedda* herrscht dagegen nach Sarasin die Dauermonogamie; und ebenso bei den von E. H. Man beobachteten *Südandamanesen.* Sowohl nach Man[2]) als nach Portman[3]) ist jedoch dort Unkeuschheit unter den Unverheirateten allgemein. „Wird ein Mädchen schwanger, so erforschen ihre Beschützer den Vater; und mag es nun leicht oder schwer sein, dies mit Sicherheit zu ermitteln, so besteht nie eine Schwierigkeit, den von ihr genannten Liebhaber zu überreden, sie zu heiraten[4]).“ — Sobald aber die Heirat stattgefunden hat, sind sich Mann und Frau treu; Polygynie ist nicht bekannt; ebenso Ehescheidung, sobald einmal ein Kind da ist. — Nach Portman[5]) sind „die Frauen praktisch die Sklavinnen ihrer Männer, für die sie alle Arten drückender Arbeiten verrichten“; doch ist nach Man dieser Ausdruck übertrieben, die Frauen nehmen keineswegs eine verachtete Stellung ein und sie dürfen z. B. auch mit dem Manne zusammen essen. —

Bei den *Australiern,* die besonders viel erforscht worden sind und, da sie einen ganzen Weltteil füllen, das Gros der „Niederen Jäger“ darstellen, herrscht überall die fakultative Polygynie[6]). Eingeschränkt wird die Polygynie durch die Unmöglichkeit, viele Frauen zu ernähren, und durch die beschränkte Anzahl der Frauen. Verboten aber ist sie nirgends. — „Bei den meisten *australischen Stämmen* (sagt Prof. Semon) herrscht faktisch Monogamie vor, und zwar deshalb, weil es bei der geringen Bevölkerungszahl und den erschwerenden Heiratsbestimmungen schon schwer ist, eine einzige passende Genossin zu finden. Da es keine reichen Männer gibt, können diese nicht durch Kauf einen Harem an sich bringen. Wohl aber hat ein kinderreicher Vater, ein schwesternreicher Bruder Gelegenheit dazu, sich mehrere Genossinnen einzutauschen, da ein Verbot der Vielweiberei nirgends existiert. Eine häufige

[1]) P. v. d. Burgt, S. 50–51. [2]) A. a. O., S. 67–68.
[3]) A History of our Relations with the Andamanese, I, S. 39; II, S. 627.
[4]) Man, a. a. O., S. 68. [5]) A. a. O., I, S. 34.
[6]) Vgl. Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker, VI, S. 771.

Erscheinung kann sie aber aus den angegebenen Gründen nicht werden. Das Weib ist die Sklavin, das Lasttier des Mannes, sie ist von allen Rechten ausgeschlossen und der schrankenlosen Willkür ihres Gebieters preisgegeben. Eifersüchtig wird sie von ihm bewacht, grausam geschlagen, oft verstümmelt, wenn sie ihm Anlaß zu Mißtrauen gibt oder seinen Jähzorn erregt. Natürlich sind auch unter den australischen Wilden die Temperamente und Charaktere verschieden. Johnny behandelte seine Frau zuweilen recht grausam, der alte Jimmy lebte mit seiner Ada in sehr harmonischer Ehe.

Trotz der Eifersucht, mit der der *Australier* die eheliche Treue seines Weibes bewacht, herrscht bei manchen Stämmen die Sitte, daß die Brüder eines Mannes in einer Mitehe mit der Schwägerin leben und dafür, wenn selbst verheiratet, dem Bruder dasselbe Vorrecht bei ihrem Weibe einräumen[1]."

Auch bei den *grönländischen Eskimos* herrscht fakultative Polygynie. So berichtet z. B. Nansen[2]) folgendes: Kann ein Fänger an der Ostküste mehr als eine Frau unterhalten, so nimmt er gern noch eine dazu, die meisten guten Fänger haben deshalb zwei Frauen, aber niemals mehr. Doch erwähnt Dalager, daß zu seinen Lebzeiten an der Westküste kaum der zwanzigste Teil der *Grönländer* zwei Frauen hatte, sehr selten hatten sie drei und ganz ausnahmsweise vier, doch hat er einen Mann gekannt, der deren elf hatte[3]). Es gibt an der Ostküste Beispiele, daß Frauen mit einem Dutzend Männer verheiratet gewesen sind. Utukuluk aus *Angmagsalik* hatte acht verschiedene Männer ausprobiert, zum neunten Male verheiratete sie sich wieder mit ihrem sechsten Mann[4]). Die Scheidung läßt sich, so lange keine Kinder da sind, sehr leicht ausführen; hat die Frau ein Kind bekommen, und besonders, wenn dies ein Knabe ist, so tritt gewöhnlich ein festeres Verhältnis ein. Der ursprüngliche *Grönländer* pflegt sich zu verheiraten, sobald er eine Frau versorgen kann. Der

[1]) Richard Semon, Im australischen Busch, Leipzig 1896, S. 254.

[2]) Frithjof Nansen, Auf Schneeschuhen durch Grönland, Hamburg 1891, 2 Bd., S. 309 u. 310.

[3]) Grönländische Relationen, S. 9.

[4]) Siehe Holm, Mitteilungen über Grönland, 10. Bd., S. 103.

Grund hierzu ist häufig der Umstand, daß er einer Frau bedarf, die ihm bei Zubereitung seiner Felle und dergleichen mehr behilflich ist. Er verheiratet sich oft, ehe er imstande ist, Kinder zu zeugen, ja, an der Ostküste ist es etwas ganz Gewöhnliches, daß er vor der Zeit bereits drei- bis viermal verheiratet war. Ist jedoch erst ein Kind geboren, so wird, wie gesagt, die Scheidung seltener[1]). Die ursprünglichen *Grönländer* trennen ihre Ehen ebenso schnell, wie sie sie eingehen. Wird der Mann seiner Frau überdrüssig oder umgekehrt (was jedoch seltener der Fall ist), so sammelt sie ihr Pelzwerk zusammen und kehrt in das Haus ihrer Eltern zurück, als ginge sie die Sache nicht weiter an. Hat ein Mann eine Neigung zu der Frau eines anderen, so nimmt er sie ohne weiteres, falls er der Stärkere ist. Als Papik, ein angesehener Fänger an der Ostküste bei *Angmagsalik*, ein Auge auf Patuaks junge Frau geworfen hatte, begab er sich nach Patuaks Zelt und nahm einen leeren Konak mit. Er ging hinauf, führte die Frau an den Strand hinab, wo er sie den leeren Konak besteigen ließ, und ruderte mit ihr fort. Patuak, der jünger ist als Papik und sich in Tüchtigkeit und in Kräften nicht mit diesem messen kann, mußte sich ruhig in den Verlust seiner Frau finden[2]).

Wir sehen also, daß die ehelichen Verhältnisse bei den einzelnen Stämmen der Frühverwandtschaftlichen Völker ziemlich verschieden sind. Bei einzelnen, wie den *Wedda*, den *Südandamanesen* usw., besteht Dauermonogamie; bei den meisten aber fakultative Polygynie. Jeder Mann nimmt so viele Frauen, als er erwerben und ernähren kann[3]). Bei der unergiebigen Form der Nahrungsproduktion und bei der beschränkten Zahl der Frauen bedeutet dies natürlich für die meisten Männer die „Monogamie der Notdurft". — Die Eheschließung erfolgt meist ganz formlos und ohne jede Zeremonie; bei den *Buschmännern* z. B. besteht die ganze Eheschließung in dem Einverständnis von Mann und Frau und

---

[1]) Siehe ebenda, S. 94.
[2]) Ebenda, S. 96.
[3]) Vgl. Große, a. a. O., S. 45.

in der Vollziehung des Aktes[1]). — Bei den *Südandamanesen* dagegen ist eine Zeremonie vorgeschrieben, bei der Fackeln entzündet werden und der Bräutigam auf den Schoß der Braut gesetzt wird[2]). Die Ehen sind bei den meisten Stämmen syndyasmisch, d. h. locker und nicht sehr stabil. Doch verstößt der Mann die Frau schon deshalb nicht gern, weil er dadurch seinen Arbeitssklaven, seinen Dienstboten verlieren würde. Mit der ehelichen Treue hält er es nicht genau. Den Ehebruch der Frau dagegen straft der Mann meist sehr streng, außer, wenn er ihn erlaubt hat. Häufig genug tut er dies: er verleiht sein Weib an seine Gastfreunde, die ihm dafür wieder die ihrigen überlassen, er vermietet sie gegen Entgelt, tauscht sie zeitenweise aus oder wechselt sie ganz um. In Beziehung auf eheliche Treue besteht also zwischen Mann und Frau ein großer Unterschied. So sagt z. B. Greffrath von den *Australiern* der Nordküste: „Die Ehe ist für den Mann nicht bindend. Ist ihm seine Frau zu alt geworden oder gefällt sie ihm sonst nicht mehr, so verkauft oder vertauscht er sie. Dagegen verfällt eine Frau dem Tode, wenn sie ihrem Mann fortläuft und wieder eingefangen wird[3])."

Die Ehe bei den *Jägervölkern* ist also streng patriarchal. Allerdings findet man bei einigen Stämmen, namentlich in *Australien*, neben dem Vaterrecht schon das „Mutterrecht". Dieses Mutterrecht besteht aber nur darin, daß die Kinder der Sippe oder, genauer gesagt, dem Totem der Mutter zugerechnet werden; irgendwelche Rechte gibt es der Mutter in keiner Weise. Statt des irreführenden Wortes „Mutterrecht" wäre hier also besser der Ausdruck „Mutterlinie" zu gebrauchen. Doch muß betont werden, daß die Stellung der Frau bei den einzelnen Stämmen sehr verschieden ist. Während sie bei den *Australiern* sehr hart gehalten und häufig

---

[1]) Sparrman, A voyage to Cape of Good Hope, 2. Ed., London 1786. 1. Bd., S. 357; vgl. die Literaturzusammenstellung bei Lubbock, Die Entstehung der Zivilisation, Jena 1875, S. 67.

[2]) E. H. Man, On the Aboriginal Inhabitants of the Andaman Islands, London 1883, S. 69.

[3]) B. H Greffrath, Zur Ethnologie Australiens, im „Ausland", Wochenschrift für Länder- u. Völkerkunde, 55. Jahrg., 1882, S. 430—433.

Mißhandlungen ausgesetzt ist — doch finden sich auch hier wieder große individuelle Verschiedenheiten bei einzelnen Ehepaaren —, wird sie z. B. bei den *Südandamanesen* freundlich behandelt, und bei den Stämmen der *afrikanischen Zwerge* meist immer noch besser als bei den benachbarten *Negervölkern*.

Die Ursachen, die der primitiven Ehe der Niederen Jäger ihre Eigenart verleihen, sind im allgemeinen leicht einzusehen[1]). Sie liegen auf dem wirtschaftlichen Gebiete, nämlich in der geschlechtlichen Arbeitsteilung, die wiederum begründet ist durch die beiden Hauptkulturerrungenschaften, deren sich bereits alle bis jetzt bekannten Jägervölker erfreuen: nämlich des Feuers und einer hoch differenzierten Waffe. — In einer reinen Tierhorde sucht sich jedes Individuum selbst seine Nahrung, und was der einzelne vorfindet, verzehrt er sofort. Zu einer ausgeprägten geschlechtlichen Arbeitsteilung liegt also hier keine Ursache vor. Mit der Erfindung der Feuertechnik und einer wirkungsvollen Waffe aber mußte die soziale Ordnung der Urgesellschaft eine vollkommene Umwälzung erleiden[2]). Der Mann, als der stärkere, wird nun ausschließlicher Waffenträger. Die Handhabung des Schießbogens und des Wurfspeers erfordert eine ganz besondere Übung, der sich daher bei den Jägervölkern schon die Knaben mit dem größten Eifer hingeben. Die Frau dagegen, als die durch die Geschlechtsfunktionen stärker gebundene, wandte sich nun ausschließlich der Bewahrung des (so schwer zu entflammenden) Feuers zu, sowie dem Sammeln der spärlichen pflanzlichen Nahrung, dem Bau der Hütte, der Zubereitung der Nahrung und allen jenen mühsamen und kleinlichen Geschäften, die der Mann als Jäger und Hauptternährer verschmähte. Durch die wirtschaftliche Überlegenheit des Mannes geriet daher die Frau in eine wirtschaftliche Abhängigkeit von ihm; sie wurde seine Dienerin und ihm untertan. Und da niemand zwei Herren dienen kann, so nahm jeder Mann eine Frau für sich. Dieses eheliche Verhältnis wurde noch gefestigt durch die Zersplitterung, die durch das unfruchtbare Klima

[1]) Vgl. E. Große, a. a. O., S. 75.
[2]) Vgl. K. Weule, Die Kultur der Kulturlosen, S. 91, 94.

verursacht wird, und die der Bildung von Sonderfamilien besonders günstig ist. — So ist die Ehe der Niederen Jäger verursacht durch die geschlechtliche Arbeitsteilung. Sie verdankt ihre Entstehung keiner edleren und höheren Regung, am wenigsten etwa einem monogamen Triebe des Mannes, sondern der wirtschaftlichen Notwendigkeit. Sie ist in erster Linie eine wirtschaftliche Einrichtung.

Sobald aber einmal die Frau eine wirtschaftliche Notwendigkeit und ein Besitzstück des Mannes geworden war, so mußte auch notwendig bei diesem die Besitzeifersucht erwachen, die ja nichts anderes ist als die Erweiterung des angeborenen Eigentumssinns auf die Frau. Leicht war es möglich, daß der Verführer der Frau auch zu ihrem Entführer wurde. Und so traten zwei Triebe miteinander in Antagonismus: die angeborene sexuelle Neophilie und die Besitzeifersucht. Und je nachdem die eine oder andere stärker war, wurde die Ehe mehr oder weniger dauerhaft; teils wegen der beschränkten Zahl der Frauen, teils wegen der Unmöglichkeit, mehrere Frauen zu erhalten, mußte sich diese Dauerehe mehr oder weniger der Monogamie annähern. — Wer jedoch diese Monogamie der Niederen Jäger (die Monogamie der Notdurft) mit der wahren Monogamie des Kulturmenschen verwechselt, der muß offenbar entweder von dieser oder von jener keine klare Vorstellung haben. —

Kritisches über die Entstehung der Ehe

Die Ehe der Niederen Jäger kann also leicht erklärt werden aus ihren wirtschaftlichen Zuständen[1]).

Nun müssen wir aber die Kritik noch um einen Schritt weitertreiben und uns fragen, ob angenommen werden kann, daß ähnliche wirtschaftliche Zustände bei allen Völkern der Frühverwandtschaftlichen Phase einst vorgelegen haben; mit anderen Worten, ob die ehelichen Verhältnisse der Niederen Jäger als eine allgemeine Durchgangsstufe betrachtet werden dürfen, ob also z. B. auch unsere Ahnen ihnen in diesem Punkt völlig geglichen haben dürften.

[1]) Große, a. a. O.

Da müssen wir vor allem uns daran erinnern, daß die „Randmenschen“ offensichtlich nicht in einem „normalen Milieu“ leben. Es ist gewiß nicht daran zu denken, daß die sämtlichen Völker der Frühfamilialen Phase gerade in solch unfruchtbaren und öden Landstrichen, wie es die Dürren *Australiens*, der Rand der *Sahara*, die *Arktis* sind, gehaust haben. Das menschliche Geschlecht konnte sich jedenfalls nur in einer warmen und fruchtbaren Zone entwickeln. Unsere Jägervölker dagegen leben in einem abnorm ungünstigen Milieu, und es ist klar, daß ihre ehelichen und geneonomischen Verhältnisse dadurch stark beeinflußt sind. Denn der unfruchtbare Boden mit seinem Nahrungsmangel drängt zur Zersplitterung und macht die Existenz großer und machtvoller Schwärme unmöglich; das ungünstige Milieu lockert also die sozialen Bande und begünstigt Sonderehen und Sonderfamilien. Ein fruchtbares Land dagegen ermöglicht die Ansammlung großer Scharen, die es nicht nötig haben, sich zeitenweise in einzelne Familien zu zerspalten; so gibt es ja schon unter den Herdenaffen in den Tropen Schwärme, die aus mehreren Hunderten von Einzeltieren bestehen. Außerdem wird ein üppiges, tropisches Land durch seinen Reichtum an Früchten die Lage der Weibchen heben, dagegen den Wert der Jagd und damit die wirtschaftliche Überlegenheit des Mannes vermindern. — Gerade aber an wildwachsenden Nährpflanzen sind auch die besten der von den Randmenschen bewohnten Länder, z. B. die *Andamanen*, gewisse Striche in *Australien* usw., auffallend arm. —

Außerdem liegt die Frage nahe, warum gerade diese Völker in die unwirtlichsten Landstriche verdrängt worden sind. Die Antwort kann wohl nur lauten, daß sie schwächer waren als ihre erfolgreicheren Gegner; und die Vermutung liegt nahe, daß diese Schwäche in ihrer mangelhaften sozialen Organisation lag. Je mangelhafter aber die soziale Organisation, um so stärker ist im allgemeinen der Hang, in abgeschlossenen Ehen und Familien zu leben. —

Wenn wir dies alles zusammenhalten, so werden wir es wohl kaum als ausgemacht betrachten dürfen, daß alle Völker der Frühverwandtschaftlichen Phase (also z. B. auch unsere

primitiven Vorfahren) in genau denselben ehelichen Verhältnissen gelebt haben wie die Randmenschen, die doch nur die letzten, jetzt noch existierenden Trümmer einer einst über die ganze Erde verbreiteten Kulturstufe sind. Wir werden uns vielmehr genötigt sehen, diese Frage — wie so viele andere — vorerst unbeantwortet zu lassen.

Hochverwandtschaftliche Phase

Gehen wir nun von den Jägern zu kultürlich höherstehenden Völkern über, so gelangen wir zuerst zu den niedersten Ackerbauern, d. h. zu Hackbau treibenden Völkern, die in den ersten Anfängen der Seßhaftigkeit stehen und zu denen eine große Anzahl von *indianischen*, *ozeanischen*, *malaiischen* und anderen Stämmen gehören[1]).

Vergleichen wir diese Völker in bezug auf die ehelichen Verhältnisse mit den Jägern, so muß vor allem der Umschwung auffallen, den die Stellung der Frau genommen hat. War in der vorigen Phase die Frau eine Art Dienstbote des Mannes, sein Arbeitstier und seine rechtlose Magd, so nimmt im allgemeinen die Frau in der Hochverwandtschaftlichen Phase eine hochgeachtete Stellung ein. Weithin, wenn auch nicht überall, herrscht anstatt des Patriarchats das Matriarchat, das „Mutterrecht" im eigentlichen Sinn; häufig ist die Frau die Eigentümerin der Äcker, und bei einigen Stämmen ist den Frauen sogar die Herrschaft über die Männer zugefallen[2]).

Diese hohe Stellung der Frau bei Völkern, die wie die *Huronen* und *Irokesen* und andere hackbautreibende Jägerstämme der *Indianer* wegen ihrer Wildheit verschrieen sind, ist gewiß sehr erstaunlich. Doch läßt sich diese paradoxe Erscheinung aus den wirtschaftlichen Verhältnissen des primitiven Ackerbaus und der dadurch bedingten ersten Seßhaftigkeit leicht verständlich machen.

Schon bei den Jägervölkern war der Frau die Herbeischaffung der pflanzlichen Nahrung, besonders von Beeren und Wurzeln, zugefallen. Als nun der Ackerbau aufkam,

---

[1]) Vgl. Die Familie, 4. Kapitel.

[2]) Näheres in „Die Familie", 4. Kapitel, S. 81—100.

wurde sie die erste Ackerbauerin; während der Mann anfänglich noch weiter auf der Jagd und beim Fischfang herumschweifte, wurde sie die erste Seßhafte, zugleich die Eigentümerin des Ackers, die Haupternährerin der Familie. Ein so wertvolles Wesen gibt die Sippe natürlich nicht gern heraus; will der Mann heiraten, so muß er die Braut der Sippe abdienen, er siedelt nun in die Muttersippe über, wo die Sippengenossen der Frau die Herrschaft ausüben, er aber zum Dienstknecht herabsinkt (Dienstehe).

An die Stelle der Raub- und Tauschehe, durch die der Jäger die Frau als sein Eigentum gewann, ist nun die Dienstehe getreten, die den Mann in die Gewalt der Muttersippe gibt. So wird also die Ehe und die Familie matriarchal, mutterrechtlich; d. h. die Kinder gehören nicht dem Mann, sondern der Mutterfamilie. Der wirkliche Erzeuger gilt bei streng durchgeführtem Mutterrecht nicht einmal als mit den Kindern verwandt, so daß der Bruder der Mutter bei ihnen Vaterstelle vertritt. Diese letztere Einrichtung nennt man Avunkulat. —

Das Sippenwesen gelangt in der Hochverwandtschaftlichen Phase in die Zeiten seiner höchsten Blüte. Die Gesellschaft ist durch die größere Menge von Nahrungsmitteln, die der Ackerbau erzeugt, umfangreicher und dichter geworden, sie wird durch das doppelte Band der Verwandtschaft und der Scholle (welch letzteres dem schweifenden Jäger fehlt) fester zusammengehalten. Der Acker wird von der Sippe mit gemeinsamen Kräften bestellt, wodurch sie zu einer innigen Arbeits- und Lebensgemeinschaft erstarkt. Und auch diese Stärke und Innigkeit der sozialen Verbindung hat einen Einfluß auf die Ehe und die Familie. Denn je (relativ) höher und intensiver der soziale Verband organisiert ist, um so mehr Funktionen entreißt er natürlich der Familie, und um so schwächer wird auch im allgemeinen die Ehe. Und dies geht bei einigen Völkern dieser Phase, wie z. B. den *Malaien* von *Menangkabau*, fast bis zu einer Auflösung der Ehe und der Familie. Der Mann bleibt in seiner Sippe, er bildet nur ein Anhängsel der Mutterfamilie, die er mit Wildbret und mit beihelfender Feldarbeit

unterstützt; seine Frau besucht er nur des Nachts, um der Muttersippe Kinder zu erzeugen. Dies sind in solchen, allerdings extremen Fällen die einzigen Funktionen des Vaters[1]).

Das soeben beschriebene Matriarchat finden wir nicht nur bei den primitiven Ackerbauern, sondern auch bei manchen Fischervölkern, die an den Küsten *Nordwestamerikas* und *Nordostasiens* sitzen. Die Fischerei hat nämlich unter besonders günstigen Umständen auf die Ehe und Familie, sowie auf die gesamte Kultur einen ähnlichen Einfluß wie der primitive Ackerbau. Sie macht erstens seßhaft, und zweitens liefert sie hauptsächlich durch das überreiche Vorkommen des Lachses und anderer Fische eine Fülle von Nahrung. Außerdem ist bei der Fischerei die Frau stark beteiligt, so daß sie einen ähnlich hohen, ökonomischen Nutzwert erreicht wie beim Hackbau. Daher finden wir auch bei einer ganzen Reihe der erwähnten Fischerstämme sowohl das Matriarchat und die Dienstehe, als auch die durch besonders starke Solidarität ausgezeichnete Muttersippe. — So erzählt z. B. Steller von den *Itälmenen:* „Bei dem Fischfang rudern sie gemeinschaftlich auf Kähnen, die Männer fischen, die Weiber aber schneiden die Fische in Stücken und reinigen solche vom Eingeweide, hängen sie auf, trocknen sie, sammeln die getrockneten, wie auch die Fischrogen, und helfen ihnen darin alle Kinder und Alte . . .“ Diesen Vorrat haben sie auch unter ihrer beständigen Verwahrung und Disposition[2]) . . . „Wenn jemand von den *Itälmenen* heyrathen will[3]), so kann er auf keine andere Art zu einer Frau kommen, als er muß sie dem Vater abdienen“, und zwar ein bis vier Jahre lang. Gefällt er der Tochter nicht, so war alle Mühe verloren. Andernfalls aber „mußte der Mann seine Eltern verlassen und bei der Frauen Vater wohnen, dessen Domestique werden, wo er anders die Tochter haben wollte[4])“. „Durch diese Art zu Heyrathen wurde der erste Grad zum Regiment der Weiber und Untertänigkeit der Männer gelegt, weil sie vorher allezeit ihren Bräuten flattieren, zu Gefallen leben und zu den Füßen liegen müssen[5]).“ „Sie

[1]) Vgl. Die Familie, S. 90. [2]) S. 316. [3]) S. 343. [4]) S. 210.
[5]) S. 345.

lieben ihre Weiber dergestalt, daß sie die willigsten Knechte von ihnen seyen. Das Weib hat über alles zu befehlen und verwahrt alles, woran etwas gelegen ist; er ist Koch und Arbeiter vor sie." — An der Spitze der Sippe, die oft 200—300 Personen umfaßte und in *Ostrogs* wohnen, steht aber trotzdem nicht eine Frau, sondern der sippenälteste Mann[1]).

Nach der Hochverwandtschaftlichen Phase beginnt die größte Umwälzung, die die menschliche Gesellschaft bis jetzt durchlaufen hat, einzusetzen, und das Sippenwesen, das durch ungezählte Jahrtausende die Menschen zu Gesellschaften organisiert hatte, geht — sehr langsam und allmählich — dem Verfall entgegen und an seine Stelle tritt die staatliche Organisation.

In diesem Umwälzungsprozeß, der die Gesellschaft auf ein vollständig neues Fundament stellte, lassen sich zwei Phasen unterscheiden, nämlich:

die Spätverwandtschaftliche Phase, in der das Sippenwesen noch besteht, aber in langsamer Zersetzung begriffen ist, und

die Frühfamiliale Phase, in der die Sippenverfassung der staatlichen Verfassung den Platz geräumt hat, und die bereits der zweiten geneonomischen Epoche, der Familialen Epoche, als Frühphase zugehört. In der

Spätverwandtschaftlichen Phase

beginnt mit der Zersetzung des Sippenwesens der weltgeschichtliche Sturz des Mutterrechts und dessen Umwandlung in Vaterrecht. Die Frau steigt von ihrer hohen Stellung herab, um wieder die Magd des Mannes zu werden. Und auch diese große Umwälzung ist zum größten Teil auf wirtschaftliche Ursachen zurückzuführen.

Wir finden nämlich die Spätverwandtschaftliche Phase bei fortgeschritteneren Ackerbauern (z. B. in *Ozeanien*) und bei den Hirtenvölkern. Bei den Ackerbauern geht der Vorgang folgendermaßen vor sich: Wenn der Ackerbau sich so weit

---

[1]) S. 210. Georg Wilhelm Steller, Beschreibung von dem Lande Kamtschatka, Frankfurt 1774.

ausgebildet hat, daß schon die Arbeit eines Teils des Volks genügt, um die Nahrung für alle zu erzeugen, so wenden sich andere Teile anderen Beschäftigungen zu. Neben dem Bauernstand entstehen noch andere Berufe: Handwerker, Händler, Priester, Krieger, Herrscher; d. h. es entwickelt sich allmählich die Berufsgliederung unter den Männern und zugleich Schiffahrt, Handel und Verkehr, und so entsteht langsam Reichtum. Dieser Reichtum kommt, wie wir schon im vorigen Kapitel sahen, in die Hände des Mannes, denn die Güter, die sich der einzelne als Kaufmann, Handwerker oder Krieger erwirbt, sind sein Privateigentum. Der Mann, der über Reichtum gebietet, siedelt nun nicht mehr als Dienstbote in die Sippe der Frau über, sondern er kauft sie aus ihrer Sippe heraus und führt sie in sein Heim über. So folgt, wie wir ebenfalls schon früher sagten, der Dienstehe die Kaufehe, die auf dieser Stufe das Mutterrecht zerbricht und die Frau wieder zum Eigentum und zur wehrlosen Untergebenen des Mannes macht. Die Familie, die in der vorigen Phase der Auflösung nahe war, wird nun wieder das festgefügte kleine Königreich des Mannes. Der entstehende Reichtum stachelt den Individualismus des Mannes an, das Sippeneigentum wird Familieneigentum, das Sippenerbrecht geht in Familienerbrecht über und die Sippensolidarität weicht vor dem Familienegoismus Schritt um Schritt zurück.

Bei den Hirtenvölkern, den *Nomaden*, sind die ehelichen Verhältnisse denen der fortgeschrittenen Ackerbauer sehr ähnlich. Bei ihnen ist die Vorherrschaft des Mannes, das Patriarchentum, sogar meist bis zur größten Härte entwickelt. Denn die Herden sind der höchste Reichtum der Hirtennomaden. Die Herden aber gehören dem Mann; wie nämlich der Ackerbau aus dem Pflanzensammeln, so ist die Tierzucht aus der Jägerei entstanden, sie ist daher von vorneherein eine Angelegenheit des Mannes, der dadurch bei den Hirten das ökonomische Übergewicht erhält. So führte denn auch die Tierzucht zur Kaufehe und zum Sturz des Mutterrechts. Ob allerdings bei allen Hirtenvölkern früher Mutterrecht bestanden hat, läßt sich zurzeit nicht nachweisen. Tatsache ist, daß bei vielen Hirtenvölkern, auch den *arischen*,

sich Erscheinungen finden, die als Überreste eines ehemaligen Mutterrechts gedeutet werden können[1]. Dieser Deutung günstig ist auch die Theorie Ed. Hahns, der gezeigt hat, daß die meisten Hirtennomaden wahrscheinlich nicht aus Jägern, sondern aus Ackerbauern hervorgegangen sind[2]; während man früher — nach dem Stufensystem: 1. Jäger, 2. Hirten, 3. Ackerbauer — angenommen hatte, daß sich das Hirtentum aus der Jagd und der Ackerbau aus dem Hirtentum entwickelt habe. Doch wird das ehemalige Mutterrecht bei den Hirten auch von vielen Soziologen bestritten[3], und die Streitfrage kann bis jetzt für die meisten Hirtenvölker mit Sicherheit nicht beantwortet werden.

Sicher aber ist jedenfalls, daß die meisten Hirtenvölker die charakteristischen Merkmale der Spätverwandtschaftlichen Phase aufweisen, daß bei ihnen die Kaufheirat ziemlich allgemein verbreitet und die Ehe streng patriarchal ist. Die Frau, die als eine gekaufte Ware betrachtet wird, wird auch als solche behandelt. An dem Familienerbe hat sie keinen Teil, vielmehr wird sie meist selbst vererbt. Der Mann kann seine Frau verstoßen, tut dies aber nicht leicht, weil er meist den Kaufpreis verliert. Vielweiberei ist viel verbreitet, aber natürlich nur bei den Häuptlingen und den Reichen.

Frühfamiliale Phase

In der Frühfamilialen Phase ist, wie wir schon sahen, das uraltehrwürdige Sippenwesen, das durch Jahrtausende hindurch das Fundament der menschlichen Gesellschaft war, untergegangen. Der wirtschaftliche Erbe der Sippe ist die Familie, die jetzt in die Zeiten ihrer höchsten Blüte gelangt, der politische Erbe ist der Staat, der in dieser Phase — allmählich, zunächst bei den halbstaatlichen Völkern — ins Leben tritt[4]. Die Familie ist in diesen Zeiten des „geschlossenen Haushaltes" das wichtigste wirtschaftliche Gebilde, sie hat fast alle wirtschaftlichen Funktionen zu erfüllen, den größten Teil ihres

---

[1]) Vgl. Die Familie, S. 183.
[2]) Vgl. Phasen der Kultur, S. 69.
[3]) Vgl. Die Familie, S. 183.
[4]) Vgl. Die Familie, S. 121–137.

Bedarfes erzeugt sie selbst. In der Familie ist der Mann, außer da, wo noch das alte Mutterrecht hereinspielt, unumschränkter Gebieter. Die Ehe ist streng patriarchal. Der Ehebruch der Frau gilt als Eigentumsverletzung, während der Ehebruch des Mannes straflos ist. Denn der Mann kauft die Frau, die dadurch sein Eigentum wird („rindereinbringend" heißt bei Homer das schöne Mädchen); er begnügt sich meist nicht mit einer einzigen, sondern hält sich neben der Hauptfrau noch Nebenfrauen und Kebsweiber. Die Vielweiberei erreicht in dieser Phase, besonders bei *afrikanischen* Despoten, die manchmal Tausende von Weibern besitzen, ihren Höhepunkt.

Im übrigen ist diese Phase nur die Frühphase, sozusagen der Auftakt zur

Hochfamilialen Phase,

mit deren Beginn wir nun die vorgeschichtlichen Phasen verlassen und zu Völkern gelangen, die bereits eine geschriebene Geschichte besitzen. Denn die Hochfamiliale Phase fällt zusammen mit der Unterstufe der Zivilisation[1]), und sie umfaßt alle vollstaatlichen Völker, die noch keine vorwiegend kapitalistische Wirtschaft besitzen, so die *Babylonier*, *Ägypter*, *Juden*, die vorsolonischen *Griechen*, die *Römer* (bis zu den Punischen Kriegen), die *Japaner* und *Chinesen* (bis fast in unsere Zeit herein), die *germanisch-romanischen* Völker des Mittelalters usw.[2])

Bei allen diesen Völkern ist der Staat bereits mächtig erstarkt, und zwar in der Form des Kriegs- und Eroberungsstaates; sein eigentliches Element ist Krieg, Eroberung, Unterwerfung, Sklaverei, Ausbeutung und Herrschaft.

Dieser herrische Geist durchdringt auch die Ehe und die Familie. Der freie Mann der herrschenden Klasse ist vor allem Krieger, Staatsmann, Sklavenbesitzer. Er steht an der Spitze der Familie als ein meist mit fast unumschränkter Gewalt ausgerüsteter Herrscher und zugleich als häuslicher

---

[1]) Vgl. Phasen der Kultur, S. 326.

[2]) Eine sorgfältige Zusammenstellung der rechtlichen Verhältnisse der Frau bei Marianne Weber, „Ehefrau und Mutter in der Rechtsprechung", Tübingen 1907.

Hohepriester, von dessen Gnade Frauen und Kinder, ebenso wie die Sklaven und Viehherden, völlig abhängig sind. Trotzdem zeigt die Ehe auf dieser Stufe eine wachsende Tendenz zur Monogamie, d. h. zur Dauermonogamie, der die Polygynie immer mehr weichen muß. Und zwar läßt sich dieser Übergang von der Polygynie, namentlich der Halbpolygynie (d. h. der Vielweiberei, bei der eine Frau als Hauptfrau, die anderen als Kebsinnen gelten), bei fast allen Völkern des Altertums verfolgen, mit Ausnahme der *Römer*, bei denen die Polygynie keine nachweisbaren Spuren hinterlassen hat, die vielmehr schon als ein durchaus monogames Volk in die geschichtliche Zeit eintreten.

Für die Hochfamiliale Phase ist die Tendenz zur Dauermonogamie geradezu charakteristisch. Allerdings kommt eine Dauermonogamie, wie wir früher sahen, auch schon bei manchen Völkern auf der untersten uns bekannten Kulturstufe, so z. B. bei den *Bergwedda*, vor. Dies sind aber Ausnahmen, die sich aus der zerstreuten Lebensweise, aus der Armut und Notdürftigkeit, aus dem Frauenmangel usw., und vielleicht auch aus der großen Schlaffheit einzelner Rassen, kaum aber aus moralischen Gründen erklären lassen („Monogamie der Notdurft")[1]). Mit der Zivilisation dagegen wird die Dauermonogamie eine fast allgemeine Erscheinung, sie wird die reguläre Eheform, die außer durch die Sitte noch durch staatliche und religiöse Vorschriften als Zwangsmonogamie durchgeführt wird.

Neben der patriarchalen Halbpolygynie und Dauermonogamie finden wir aber auf dieser Stufe bei manchen Völkern des Altertums noch andere, und zwar sehr mannigfaltige Eheformen, die für die Entwicklungstheorie schon deshalb sehr wertvoll sind, weil sie möglicherweise als Überreste aus früheren Entwicklungsphasen aufzufassen sind, und so in Verbindung mit der vergleichenden Völkerkunde vielleicht ein Licht auf die geneonomische Vergangenheit jener alten Völker werfen, von der wir auf anderem Weg nichts erfahren können.

---

[1]) Formen der Ehe, S. 47, 68.

Es sind besonders die Völker des Alten Orientes, die, nach den neueren Ausgrabungen und Forschungen zu urteilen, für solche Studien eine wahre Fundgrube zu werden versprechen[1]). Bei den alten *Babyloniern, Ägyptern, Arabern, Aramäern, Phöniziern, Hebräern, Persern, Indern* usw. kommen sehr mannigfaltige Eheformen (und andere geneonomische Gebräuche) nebeneinander vor, die kaum in derselben Zeit entstanden sind, sondern von verschiedenem Alter und zum Teil aus früheren Entwicklungsphasen herübergekommen zu sein scheinen. Da jedoch die Einzelforschung hierüber noch zu keinen sicheren Ergebnissen gekommen ist, wollen wir uns mit einigen Andeutungen begnügen.

Im alten *Ägypten* z. B. gab es vaterrechtliche Ehen, in denen dem Mann die Rolle des Herrschers, des Patriarchen zufiel. Daneben gab es aber auch eine matriarchale Form, die Nebt-t-pa-Ehe, bei der die Frau Herrin im Hause war. Ferner waren besonders in der königlichen Familie und in den vornehmen Gesellschaftsklassen Geschwisterehen verbreitet. Diese Geschwisterehen als einen Nachklang uralter Hordenendogamie zu deuten, wird wohl niemand einfallen; daß dagegen die matriarchalen Nebt-t-pa-Ehen aus den Zeiten des Mutterrechts, also wohl aus der Hochverwandtschaftlichen Phase herstammen, ist um so wahrscheinlicher, als auch sonst in *Ägypten* Nachklänge an ein altes Mutterrecht gefunden wurden. So hatten die Frauen im Alten Reiche eine sehr ehrenvolle Stellung. Aus der Frühzeit des ägyptischen Altertums sind Zeichnungen erhalten, die Mann und Frau auf einem gemeinsamen Sitz darstellen, ja sogar Frauen als Priesterinnen. In den Pharaonengräbern des Alten Reichs wird meist der Mutter des Pharaons gedacht, des Vaters seltener. Noch im Mittleren Reich wird die Abkunft des Verstorbenen nur von der Mutter angegeben. In einer Urkunde wird die älteste Tochter als Vormünderin ihrer Kinder bezeichnet[2]) usw. Kurz, es finden sich bei den alten *Ägyptern* eine ganze Reihe von Zügen, die auf ein früheres Mutterrecht hindeuten.

---

[1]) Vgl. z. B. die verdienstvolle Zusammenstellung bei F. v. Reitzenstein, Liebe und Ehe im Alten Orient, Stuttgart 1909.

[2]) Vgl. Marianne Weber, a. a. O., S. 90 ff.

Bei den *vorislamitischen Arabern* kommen ebenfalls mutterrechtliche Formen vor; so die Beenaehe, bei der Mann und Frau völlig gleich waren; ferner polyandrische Ehen, wie die Motaehe und die Sadigaehe, ja sogar Gruppenehen, die alle erst zur Zeit Mohammeds von der Baalsehe[1]), d. h. der patriarchalen Polygynie, verdrängt wurden. — Die Polyandrie scheint überhaupt im Alten Orient weiterverbreitete Spuren hinterlassen zu haben, auch bei den *Medern* finden wir sie; die *Juden* hatten die Leviratsehe (bei der der Bruder eines kinderlos Verstorbenen genötigt war, dessen Witwe zu heiraten), die von einigen Autoren ebenfalls als Ausläufer einer ehemaligen Polyandrie gedeutet wird.

Manche Spezialforscher haben dagegen diese archäischen Formen mehr in „rationalistischer" oder eigentlich nynoskopischer Weise zu erklären gesucht. Sie erklären z. B. die Leviratsehe einfach als einen Ausfluß des Ahnenkultus. Nach ihrer Ansicht hat diese Ehe nur den Zweck, dem Verstorbenen einen Nachkommen zu erwecken, der ihm den so erwünschten Ahnenkult leistet. Diese Erklärung ist aber ungenügend; sie zeigt uns nicht, warum gerade die *Juden* zu dieser seltsamen Eheform gekommen sind, während doch andere ahnenverehrenden Völker (wie z. B. die *Chinesen, Japaner, Römer* usw.) dieses Mittel nicht kennen, sondern sich in viel natürlicherer Weise der Adoption bedienen. — Ferner sagt man, daß die Motaehe weiter nichts gewesen sei als Prostitution. Warum haben dann aber andere Völker, wie z. B. die modernen, bei denen doch die Prostitution weit genug verbreitet ist, keine Motaehe? — Man sagt, die mutterrechtlichen Ehen im alten *Ägypten* beruhten einfach darauf, daß eine reiche Frau einen mittellosen Mann heiratete, während es bei den vaterrechtlichen umgekehrt war. Doch heiraten ja auch bei anderen Völkern reiche Frauen arme Männer, und doch wissen sie nichts von einem Matriarchat. — Und ebenso existieren in allen modernen Nationen viele Männer, die einzeln nicht imstande sind, eine Frau zu unterhalten; trotzdem gibt es keine Polyandrie. — Alle derartigen Erklärungen verkennen, daß das Heute das

---

[1]) Baal = Eigentümer, Herr

Ergebnis des Gestern ist, daß die Soziologie ihre Erklärungen nicht bloß aus dem Querschnitt, sondern auch aus dem Längsschnitt, d. h. aus der Entwicklung, holen muß. Dies geht schon aus der einen Tatsache hervor, daß man die mutterrechtlichen und älteren Eheformen hauptsächlich bei Völkern, die vorwiegend vom Ackerbau zur Zivilisation aufgestiegen sind, vorfindet, z. B. bei *Ägyptern*, *Semiten*, während sie bei früheren Hirtenvölkern *(Ariern)* weit spärlicher sind. Doch wie dem auch sein mag, sicher ist, daß bei fast allen Völkern auf der Unterstufe der Zivilisation, d. h. in der Hochfamilialen Phase, eine Tendenz bemerkbar wird, die Sonderehe in feste Formen zu bringen, die Polygynie in die Dauermonogamie zu verwandeln. Diese Entwicklung erreichte in der Hochfamilialen Phase des Mittelalters unter dem Einfluß des Christentums einen Höhepunkt. Doch findet sich die absolute Dauer- und Zwangsmonogamie keineswegs bloß in christlichen Staaten. So ist z. B. im modernen *Indien* die Ehe nicht minder unlösbar als im christlichen Mittelalter. „Wie schrecklich sich auch das Eheleben gestalten mag", sagt Nihal Singh[1]), „eine Auflösung oder Scheidung gibt es nicht." Auch nach dem Tode des Mannes darf die Frau sich nicht wieder verheiraten, sie bleibt für immer Witwe, während der Witwer allerdings zu einer zweiten Heirat berechtigt ist.

Eine weitere, schon früher erwähnte Entwicklungstendenz in der Hochfamilialen Phase geht dahin, die Kaufehe in die Mitgiftehe umzuwandeln. Daß die Kaufehe in der Frühfamilialen und zum Teil bis in die Hochfamiliale Phase hinein allgemein bestanden haben muß, läßt sich noch deutlich bei *Babyloniern*, *Juden*, *Griechen*, *Römern*, *Germanen*, *Chinesen* usw. nachweisen; ebenso aber auch, daß allmählich bei den meisten der hochfamilialen Völker dem Kauf die Mitgift folgte; und zwar meist in der Weise, daß die Väter ihren Töchtern, um sie sicherzustellen, oder um sie vor den bloßen Kebsinnen als Hauptfrauen auszuzeichnen, einen Teil des Kaufpreises schenkten und sie mit einer Aussteuer (sehr häufig mit einigen Sklavinnen) versahen,

---

[1]) Dokumente des Fortschritts 1911, S. 141.

die dann auch der Frau im Scheidungsfall als Eigentum ver-blieb[1]).

Die wichtigsten Ursachen dieser Umwandlungen dürften folgende sein:

— So lange die Sippenverfassung in Kraft war, hatten Mann, Frau und Kinder, außer in der Familie, ihre eigentliche Heimat in der Sippe; sie konnten sich deshalb auch leichter trennen, die Kinder und die Frauen fanden immer ein Asyl in ihrer Sippe. Als aber das Sippenwesen zerfiel, hatte die Familie die Versorgung der Frauen und Kinder und alle erzieherischen Obliegenheiten allein zu übernehmen. Deshalb mußte nun die Familie durch die Dauerehe gefestigt werden. Daher unterstützte jetzt der Staat, der politische Erbe der Sippenmacht, die Dauermonogamie durch seine Autorität und durch das Gesetz. Da er auf der Familieneinrichtung ruhte, war es in seinem Lebensinteresse gelegen, mit aller Kraft auf ein geordnetes Familienleben hinzuwirken. — Das Interesse des Kriegsstaates war aber noch aus einem anderen, nämlich aus dem militärischen Interesse gegen die Polygynie gerichtet: in quantitativer Beziehung ergibt die Monogamie die größte Volksvermehrung; durch die Polygynie dagegen werden viele Männer zur Ehelosigkeit genötigt.

— Da bei polygynischen Ehen die Frauen leicht in Zank geraten, so wurde es in den geordneten Haushalten der Zivilisierten gebräuchlich, die zuerst heimgeführte Frau als oberste Leiterin des Hauses, als Oberfrau aufzustellen, wodurch die später geheirateten Frauen in die Rolle von Kebsweibern einrückten. Je mehr das Ansehen der ersten Frau stieg, um so mehr machte sich auch bei den Vätern ein Widerwille geltend, ihre Töchter eimem schon verheirateten Mann zu geben. Auch wuchs der Widerstand der Frauen, die in der Monogamie eine würdigere Stellung einnehmen als in der Polygynie. — Und da unterdessen das Hetärentum und die Prostitution, die unzertrennliche Begleiterin der Zwangsehe, aufgekommen waren, sowie der Gebrauch der Sklavinnen, und dadurch der Abwechslungstrieb des Mannes, wenigstens des reichen, besser

[1]) Vgl. Marianne Weber, a. a. O., S. 90–277.

befriedigt wurde als durch die Polygynie mit einer bestimmten Anzahl von Frauen, die das ganze Leben hindurch dieselben blieben, so verstand sich jetzt auch der Mann leichter zur Monogamie. — Und da ferner der Mann der Oberklasse zu Reichtum gelangt war und er diesen Reichtum nur seinen eigenen legitimen Kindern hinterlassen wollte, so lag es in seinem Interesse, die Frau möglichst eng und fest an sich zu binden, und diese Bindung gelang am besten durch die unauflösbare Zwangsmonogamie (sowie auch durch die möglichst frühe Verheiratung der Frau; der *Römerin* schon mit zwölf und vierzehn Jahren).

Dazu kam noch ein wichtiger ökonomischer Grund: die Einführung der Sklaven, die nun der Ehefrau einen großen Teil der Arbeit abnahmen. Bei höheren Naturvölkern ist z. B. schon die Arbeit der Mehlbereitung mittels des primitiven Reibsteins so zeitraubend, daß die Ernährung von drei bis vier Personen bereits das Tagewerk einer Frau erfordert; und Junker sieht in diesem Umstand mit Recht eine der Hauptursachen der Polygynie in *Afrika*[1]). Die Einführung der Sklaverei erleichterte also insofern den Übergang der Polygynie in die Monogamie, als jetzt, in wirtschaftlicher Beziehung, die Frauen zum Teil durch Sklaven ersetzt werden konnten. — (Auch die Umwandlung der Kaufehe in die Mitgiftehe hängt offenbar mit dieser wirtschaftlichen Veränderung zusammen.)

Aber nicht bloß materielle, auch geistige Gründe förderten die Einrichtung der Monogamie. Wie wir im ersten Kapitel sahen, waren zu dem anfänglich rein physischen Geschlechtstrieb die höheren geistigen, die sekundären oder überorganischen Liebesgefühle hinzugekommen; der Mensch hatte allmählich gelernt, die Wirklichkeit der Elternschaft, die Keuschheit und das geschlechtliche Schamgefühl zu schätzen; er hatte die Liebesleidenschaft, d. h. die individuelle Liebe zu einer einzigen bestimmten Person, die geschlechtliche Eifersucht und das geschlechtliche Ekelgefühl kennen gelernt, und alle diese höheren Gefühle trieben ihn mehr

---

[1]) Reisen in Afrika, II, S. 216.

und mehr zur Monogamie. Selbstverständlich waren diese sekundären Charaktereigenschaften nicht plötzlich in der Hochfamilialen Phase entstanden, sondern sie entwickelten sich ganz langsam in all den vorhergegangenen Phasen Schritt für Schritt. — So war es schließlich zu einer Verfeinerung der Sitten gekommen, die, wie wir früher sahen, bei den meisten hochfamilialen Völkern zur Abschaffung der Kaufehe und zur Mitgiftehe geführt hatte.

Die untrennbare Dauer- und Zwangsmonogamie erreichte in der Hochfamilialen Phase (z. B. im republikanischen *Rom*, im christlichen Mittelalter) nicht nur einen Höhe-, sondern auch einen Wendepunkt, von dem ab nun die Entwicklung einer neuen Epoche zustrebt. Und dieser Übergang wird auch hier wieder, allem Anschein nach, durch zwei Übergangsphasen vermittelt: durch die Spätfamiliale und die Frühpersonale Phase.

Spätfamiliale Phase[1])

Die wichtigsten Merkmale der Spätfamilialen Phase sind: die Verkleinerung und Zersetzung der Familie, die Einführung der Trennbarkeit der Ehe, die berufliche Differenzierung der Frauen, ihr Aufstieg zu einer höheren sozialen Stellung und der Niedergang der Männerherrschaft.

Auch diesen bedeutenden Veränderungen auf dem geneonomischen Gebiet liegen wieder hauptsächlich ökonomische Fortschritte zugrunde. Und zwar ist es vor allem die kapitalistische Organisation, die schon in der Hochfamilialen Phase ihre ersten Anfänge nimmt, sich dann rasch und machtvoll entwickelt, die Eigenproduktion des Haushaltes in gesellschaftliche Warenproduktion überführt und dadurch die Verkleinerung und Zersetzung der Familie in die Wege leitet.

Schon früher, bei der Betrachtung der Hochverwandtschaftlichen Phase, sahen wir, daß die Familie um so schwächer ist, je mehr Funktionen ihr von der Gesellschaft abgenommen werden. Durch die kapitalistische Organisation erlitt nun der häusliche Tätigkeitskreis eine hohe

[1]) Vgl. „Die Familie", S. 158–179, 203–268.

Einbuße. Das Spinnen und Weben, Bierbrauen und Brotbacken, Lichteziehen, Schlachten, Kleidermachen, Seifekochen und andere Funktionen des Familienhaushaltes sind diesem nun zum größten Teil verloren und in den kapitalistischen Betrieb übergegangen. — Die Familie ist nun keine Produktionsgemeinschaft mehr, wie sie es in den Zeiten ihrer Blüte war. Zugleich ist durch den Kapitalismus der alte Kriegsstaat in den Arbeitsstaat übergegangen. Nicht mehr Krieg und Eroberung sind jetzt seine Hauptaufgaben geworden, sondern die friedliche Betätigung, der Ausbau der inneren Organisation und die Herstellung von Kulturwerten durch die Arbeit. Diese wachsende Staatstätigkeit hat nun den Familienvater seiner richterlichen, priesterlichen Funktionen entkleidet, der kriegerisch despotische Geist ist aus der Familie gewichen, und ein großer Teil der Kindererziehung ist der Familie vom Staate abgenommen worden.

Ferner ist durch die Einschränkung der wirtschaftlichen Produktion des Familienhaushaltes die häusliche Tätigkeit der Frau entwertet worden; die Frauen werden dadurch in das Erwerbsleben gedrängt und gelangen zu wirtschaftlicher Selbständigkeit. Dieser Prozeß ist bereits so weit gediehen, daß z. B. in *Deutschland* über neun Millionen, fast ein Drittel aller Frauen, erwerbstätig sind[1]).

Hand in Hand mit diesen wirtschaftlichen Fortschritten gingen nun auch Veränderungen des moralischen Empfindens und große Fortschritte des Wissens und Denkens einher. Schon seit der Reformation hatte die bis dahin allmächtige Kirche immer mehr an Macht verloren, und der Druck, mit dem sie die Anschauungen der Hochfamilialen Phase stets vertreten hat, ließ allmählich nach. Außerdem erwachte in immer weiteren Kreisen der einzelne zu einer selbstbewußten Persönlichkeit, die sich dem bloßen Instinktleben mehr und mehr entzog. — Wir werden den Individualismus oder

---

[1]) Einen guten Begriff von der Größe der Frauenbewegung gibt das 1913 im zweiten Jahrgang erschienene „Jahrbuch der Frauenbewegung“, hgb. von Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner (Leipzig, B. G. Teubner). Im „Bund deutscher Frauenvereine“, der 1927 Verbände umfaßt, sind nicht weniger als 500000 Frauen organisiert.

Personalismus der neuen Epoche noch später zu betrachten haben.

Alle diese Veränderungen haben nun auch für die Gestaltung der Ehe einschneidende Folgen nach sich gezogen. Zunächst wurde die kirchliche, absolute Dauermonogamie aufgehoben, und an ihre Stelle trat in fast allen Staaten des europäischen Kulturkreises die Zivilehe und die trennbare Monogamie. In *Deutschland* kommen auf 100000 Köpfe jährlich 15 Ehescheidungen, in *Norwegen* 6, in *Schweden* 8, in *Frankreich* 23, in *Sachsen* 29, in *Österreich* 1, in *England* 2. Den höchsten Prozentsatz (mit Ausnahme von *Japan* : 215!) zeigen die *Vereinigten Staaten* : 73. Dort stellt sich das Verhältnis der Ehescheidungen zu der Zahl der geschlossenen Ehen auf etwa 8–9%! Doch nehmen die Ehescheidungen auch in den anderen Ländern zu: In *Preußen* kamen auf 100000 Ehen 1905 : 106, 1909 dagegen schon 129[1]), und diese Zunahme erfolgte trotz der Erschwerungen, die das Bürgerliche Gesetzbuch gebracht hat.

Außerdem ist aber auch die Ehe und das Verhältnis zwischen Mann und Frau stark verändert worden. An die Stelle der Männerherrschaft (und des Patriarchentums) tritt mehr und mehr die Gleichberechtigung beider Geschlechter. Nach den neuen Gesetzen kann die Frau, die wirtschaftlich selbständig geworden ist, über ihr Selbsterworbenes frei verfügen. Ja, in vielen Staaten haben bereits die Frauen, die früher politisch mit den Geisteskranken und mit den Kindern gleichgestellt waren, das Wahlrecht errungen.

So ist in den *Vereinigten Staaten* von *Amerika* in sechs Staaten das Frauenstimmrecht eingeführt, in *Wyoming* (1869), *Colorado* (1893), *Uttah* (1896), *Idaho* (1896), *Washington* (1910), *Kalifornien* (1911); und ebenso in *Neuseeland* (1893) und in *Australien* mit Ausnahme von *Victoria*. Völlig gleichgestellt sind die Frauen in *Finnland* (1906); in *Norwegen* sind die Frauen stimmberechtigt, die ein bestimmtes Einkommen

---

[1]) Vgl. Dr. Ernst Schultze-Großborstel, Die Ehescheidungen in den Vereinigten Staaten, Zeitschr. f. Sozialwissenschaft, 1900, S. 802.

nachweisen[1]). Und es ist wohl nur eine Frage der Zeit, daß sich dieser Fortschritt auch auf die übrigen Kulturnationen verbreiten wird. — Doch sind dies Erscheinungen, die bereits in eine neue geneonomische Phase, oder vielmehr Epoche, hinüberleiten. —

Frühpersonale Phase

Die Frühpersonale Phase, von der wir bis jetzt nur die ersten Anfänge kennen, wird aller Wahrscheinlichkeit nach dadurch gekennzeichnet sein, daß sich die ehelichen und familialen Einrichtungen den neuen Wirtschaftsformen mehr und mehr anpassen. Nach einem allgemeinen soziologischen Gesetz entstehen ja neue Kulturstufen stets in der Weise, daß zuerst auf dem wirtschaftlichen Gebiet entscheidende Fortschritte eintreten, auf deren Grundlage dann die übrigen soziologischen Funktionen ebenfalls entscheidende Fortschritte machen. Eine neue Ökonomie läßt auch eine neue Geneonomie erwarten.

Durch die neue Form der Güterproduktion ist vor allem die Familie bis zu einem gewissen Grad zersetzt und die Frauen sind bis zu einem gewissen Grad differenziert worden. Die kommende Form der Ehe wird zunächst hauptsächlich davon abhängen, ob diese Erscheinungen sich weiter entwickeln werden.

Als die Frauenbewegung aufkam, wurde sie zuerst von den meisten als eine Verirrung bewertet, als ein schädlicher Auswuchs des kapitalistischen Systems, das notwendig zu einer Entartung der Rasse führen müsse. Nun gibt es zwar immer noch manche Gelehrte, die diese Anschauung aufrecht erhalten; aber im großen ganzen ist doch der Widerspruch bedeutend schwächer geworden. Man hat eingesehen, daß es sich hier um einen natur- und kulturgesetzlichen Vorgang handelt, dem man nicht zu widerstehen vermag, der aber bei richtiger Bewertung einen großen Fortschritt bedeuten kann[2]).

---

[1]) Vgl. Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 3. Aufl., 7. Bd., Seite 722.

[2]) Vgl. Prof. Hanns Dorn, „Die Konkurrenz der Frauenarbeit und der Männerarbeit", Neues Frauenleben, hgb. von Auguste Fickert, 1912, Nr. 4, 5 und 6.

Und in der Tat handelt es sich hier um einen gesetzmäßigen Vorgang, um ein Entwicklungsgesetz, nämlich um das Gesetz der Differenzierung oder Arbeitsteilung. Wie wir andernorts gesehen [1]), hat dieser Vorgang bis jetzt drei Epochen durchlaufen:

1. die Epoche der geschlechtlichen Differenzierung (Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau), die wir auf den untersten Kulturstufen finden;

2. die Epoche der Differenzierung der Männer in Berufe, mit der seinerzeit eine neue Kulturstufe, die Zivilisation, begann;

3. die Differenzierung der Frauen, die in unserer Zeit bekanntlich schon weit fortgeschritten ist.

Während es anfänglich nur zwei verschiedene Berufsarten gab — Mann und Frau —, sind diese durch fortwährende Differenzierung (oder Verschiedlichung) in unseren Tagen, wie die Statistik zeigt, auf über zehntausend angewachsen, und es erscheint uns nun begreiflich, daß, nachdem der letzte Mann in die Differenzierung einbezogen war, der Vorgang vor der anderen Hälfte des Menschengeschlechtes nicht Halt machte, sondern nun auch die Frauen erfaßte. Gegenwärtig hat dieser Vorgang schon alle Kulturvölker erfaßt und ist in raschem Fortschreiten begriffen [2]).

Und dieses stete Fortschreiten der Arbeitsteilung wird uns

---

[1]) Phasen der Kultur, S. 196ff.

[2]) Deutschland hatte 1907 31 259 429 weibliche Einwohner, darunter 9 492 881 berufstätige, wovon beinahe die Hälfte verheiratet.

Von 100 Frauen sind berufstätig in:

Österreich	42,8	England	24,8
Frankreich	39,0	Schweden	21,0
Italien	32,4	den Vereinigten Staaten	14,3
Deutschland	30,4	Spanien	14,2
der Schweiz	29,5	Rußland	8,4
Belgien	28,1		

Statist. Jahrb. für d. Deutsche Reich, 1911. Der geringe Prozentsatz in den Vereinigten Staaten (diesem Industrieland par excellence!) erklärt sich wohl aus der enorm großen Einwanderung proletarischer Männer; in Spanien und Rußland aus der geringen Entwicklung des Industrialismus.

noch verständlicher, wenn wir erwägen, welchen Nutzen und Wert die Arbeitsteilung für den Kulturfortschritt hat. Durch die Arbeitsteilung wird eben die Arbeit organisiert und potenziert[1]). Wenn jedermann alle die Gegenstände, deren er bedarf, selbst anfertigen wollte, so könnte dies ja nur unter ungeheuerer Verschwendung von Arbeit, Zeit und Material geschehen. Erst durch das Zusammenwirken vieler Menschen, von denen jeder eine besondere Spezialität sich zu eigen gemacht hat, werden die höheren Kulturgüter (materielle wie geistige) und die höheren Leistungen ermöglicht. Es ist daher als ein Fortschritt anzusehen, wenn auch die Frauen an dieser Potenzierung der Arbeit teilnehmen, und es ist zu erwarten, daß die Schädigungen, die mit der Frauendifferenzierung anfänglich wie mit jedem großen Fortschritt verbunden sind, im Verlauf der Entwicklung beseitigt werden.

Aber auch die Familie wird durch die wachsende Vergesellschaftung und Organisierung der Arbeit bis zu einem gewissen Punkt weiterhin noch zersetzt werden. Denn es liegt ja in der Richtung der Entwicklung, daß alle sozialisierbaren Funktionen nach und nach sozialisiert werden, und je mehr sich die gesellschaftliche Organisation im allgemeinen ausbildet und im besonderen die Staatstätigkeit wächst, um so mehr Funktionen werden der Familie entzogen. So wird z. B. die Erziehung der Kinder immer mehr eine Staatsangelegenheit; denn die Familie ist in den meisten Fällen zu schwach geworden, um allein den Kindern eine kulturwürdige Erziehung zuteil werden zu lassen. — Und so wird wohl, wenn die Kultur ungestört fortschreitet, auch der Familienhaushalt in den großen Prozeß der Arbeitsvergesellschaftung nach und nach noch mit einbezogen werden. Denn es liegt auf der Hand, daß durch das sogenannte Einküchenhaus oder den Großhaushalt die meisten häuslichen Geschäfte (wie das Kochen, Waschen usw.) viel vorteilhafter und billiger besorgt werden könnten als in dem Zwergbetrieb der Einzelfamilie. — Schreitet aber die Frauendifferenzierung weiter, so wird der Großhaushalt geradezu eine wirtschaftliche Notwendigkeit werden.

[1]) Vgl. Organisierte Arbeit in „Phasen der Kultur“, S. 137.

Der Schaden, den jetzt der Frauenberuf für die Aufzucht der Kinder sowohl als für die Ehe mit sich bringt, kann nur durch den Großhaushalt in Nutzen verwandelt werden; denn im Großhaushalt werden Beruf und Ehe völlig vereinbar, und außerdem wird die Frau erst dann eine dem Manne ebenbürtige und vollwertige Berufsarbeiterin werden können, wenn sie nicht auch noch durch Hausarbeit überlastet ist[1]).

Außer dem Wachstum der Frauendifferenzierung und der Zersetzung der Familie wird für die zukünftige Gestaltung der Ehe noch eine dritte Richtungslinie besonders in Betracht kommen: die Richtungslinie des wachsenden Individualismus oder Personalismus. Mit wachsender Arbeitsvergesellschaftung steigt nämlich die Macht des Menschen ins Ungemessene, und — bei gerechter Verteilung — auch die Macht und der Reichtum des einzelnen Individuums. Und mit der Macht des Individuums wächst ebenso — proportional — der Individualismus, oder besser der Personalismus. Der Personalismus ist nichts anderes als das Streben des Menschen, im eigenen Namen zu leben, frei zu schaffen und zu walten nach dem eigenen Willen und so die von der Natur verliehenen Anlagen zur höchsten harmonischen Entfaltung zu steigern. Die Richtungslinie des Personalismus haben wir anderen Ortes näher beschrieben[2]), und wir haben dort gesehen, daß unter den gegenwärtigen Umständen das individualistische Streben zur Arterhaltung in einen gewissen Gegensatz tritt. Das zur Person gewordene Individuum überläßt sich nicht, wie der Naturmensch, rückhaltlos seinen Naturinstinkten, sondern es stellt die vorauszusehenden Folgen seiner Handlungen als Motive in sein gegenwärtiges Handeln ein. So lange die Fortpflan-

---

[1]) Vgl. die eindrucksvolle Studie von Dr. Rosa Kempf, „Das Leben der jungen Fabrikmädchen in München", Leipzig 1911. Die Arbeiterinnen leiden, wie Dr. Rosa Kempf zeigt, vor allem unter der doppelten Belastung durch Fabrikarbeit und Hausarbeit. „Der Mann teilt nicht seine Kräfte zwischen produktiver Arbeit und Verbilligung des Konsums. Mit einem gerasteten, von häuslicher Arbeit entlasteten Organismus tritt er sein Tagewerk an. Deshalb ist er für den Arbeitgeber wertvoller als die Arbeiterin."

[2]) Vgl. „Sinn des Lebens", 32. und 33. Kapitel; vgl. besonders „Die Familie", S. 314—321.

zung einfach dem Geschlechtsinstinkt anheim gegeben war, konnte man über die Arterhaltung unbesorgt sein. Jetzt aber ist auch der Zeugungsinstinkt dem Einfluß des vorausschauenden Intellekts unterworfen worden; und da zugleich die Gründung einer Familie und die Aufzucht von Kindern durch die Ansprüche einer wachsenden Kultur erschwert wurden, so bedeutet für das Individuum eine zahlreiche Familie in vielen Fällen geradezu den Verzicht auf alle höhere Entwicklung und auf die freie Entfaltung der geistigen Persönlichkeit. Außerdem sind Mittel gefunden worden, die, ohne das Opfer der Entsagung, es ermöglichen, die Befruchtung hintanzuhalten. Und so ist die Gefahr des Geburten- und des Bevölkerungsrückganges entstanden: es droht, wie man gesagt hat, der „Rassenselbstmord". Diese Gefahr kann durch Moralpredigten, durch den Appell an den Patriotismus ebensowenig beseitigt werden, als durch Geburtsprämien, Steuererleichterungen usw.; sie kann für die Dauer nur abgewendet werden durch solche neuen Einrichtungen, die dem neuen Geist entsprechen; wenn der personale Mensch sich nicht mehr in die veralteten Formen einzwängen läßt, so müssen eben neue geneonomische Einrichtungen für die Ehe und Familie gefunden werden, die den veränderten Umständen angepaßt sind. Es entsteht also die Frage nach geneonomischen Reformen im allgemeinen und nach einer Höherentwicklung der Ehe im besonderen. Selbstverständlich kann diese Frage bei dem jetzigen Stande der Soziologie nicht mit Sicherheit beantwortet werden. Einen objektiven Anhaltspunkt bietet uns jedoch die Methode der Richtungslinien, aus denen mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit etwa folgende Schlußfolgerungen zu ziehen wären:

1. Unter dem Einfluß der wachsenden Frauendifferenzierung werden Mann und Frau zwei selbständige, wirtschaftlich und geistig freie Persönlichkeiten werden. Der androkratische Charakter der Ehe wird somit in Wegfall kommen, die Ehe wird ein Bund zweier freier, voneinander unabhängiger Menschen. Die Frau behält die Disponierfähigkeit über ihr Hab und Gut, sie behält ihren Namen, sie behält das Recht, ihren Aufenthalt zu bestimmen. Doch ist zu allen diesen Formen

die unerläßliche Voraussetzung die ökonomische Selbständigkeit der Frau[1]).

2. Die Form der Ehe kann wohl nur die Monogamie sein; und zwar die reine, aber trennbare Monogamie, die „Hagnochoristie"[2]). Die Ehe muß eine reine Monogamie sein, weil die personale Liebe und die sexuelle Eifersucht zu so starken Trieben geworden sind, daß simultane Polygamie in jeder Form ausgeschlossen ist. Und sie muß trennbar sein, weil ein Zusammengekettetsein von Gatten, die sich gegenseitig das Leben verderben, mit dem modernen Personalismus unvereinbar ist.

Diese Hagnochoristie darf keineswegs als ein Rückfall in die Paarungsehe der Naturvölker betrachtet werden; denn sie unterscheidet sich von dieser in folgenden wesentlichen Punkten:

Obgleich sie trennbar ist, wird sie doch im Prinzip und in der Absicht auf Lebenszeit angelegt; denn sie ist keine rein-ökonomische oder rein-sinnliche, sondern vor allem auch eine geistige Lebensgemeinschaft der Ehegatten.

Sie ist die Ehe zwischen zwei selbständigen Individualitäten; während in der Paarungsehe der Mann der Herr der Frau ist.

Die Paarungsehe war sogar im Prinzip nicht rein; dem Mann stand fast überall das Vorrecht zu, die Treue zu brechen; wenigstens erlaubte ihm dies die Sitte, wenn auch häufig nicht

---

[1]) Die Bedeutung, die die ökonomische Selbständigkeit der Gatten für die Ehe hat, wurde schon in der Spätfamilialen Phase des Altertums erkannt; in J. Denis „Histoire des théories des idées morales dans l'antiquité" (Paris 1856, S. 98) findet man darüber eine hübsche Gegenüberstellung; Martial schreibt: „Du fragst mich, warum ich nicht eine reiche Erbin heiraten will? Weil ich nicht die Frau meiner Frau sein mag." — Und bei Plautus (Trin. 646) erklärt ein junger Mann, daß er seine Schwester nicht einem Reichen zur Frau geben wolle, „weil sie dann weniger seinesgleichen als seine Konkubine wäre". — Die in diesen Aussprüchen liegende Wahrheit hat in unserer Zeit Henriette Fürth in dem Satz formuliert: „Die wirtschaftliche Selbständigkeit ist als die unerläßliche Grundlage der Charakterbildung und Entwicklung anzusehen." —

[2]) Vgl. „Formen der Ehe", S. 66.

das Gesetz. In der Personalen Ehe dagegen ist die doppelte Geschlechtsmoral in die einheitliche übergegangen.

3. Die Ehe selbst beruht auf einem freien Vertrag zwischen Mann und Frau. Diesen Vertrag können die Gatten nach ihrem Ermessen derart gestalten, daß er ihren individuellen oder persönlichen Umständen in allen Einzelheiten angepaßt ist, daß er, um einen Ausdruck Wilhelm v. Humboldts zu gebrauchen, der „Mannigfaltigkeit der Situationen" gerecht wird. — Aber jedem Ehevertrag muß — auch stillschweigend — die gesetzliche Bestimmung zugrunde liegen, daß der Mann für die Kosten der Erhaltung und Erziehung der Kinder aufzukommen hat. Die schwächere Arbeitskraft der Frau und ihre soziale Leistung des Kindergebärens legen offenbar dem Mann als ein Äquivalent diese Pflicht auf. Entzieht sich der Mann seiner Verpflichtung, so muß die Frau die Alimentationskosten unmittelbar vom Staat beziehen können, der sich dann seinerseits wieder an den Ehemann zu halten hat. Diese gesetzlichen Bestimmungen müssen bestehen, weil sich der geschiedene Mann häufig seiner Alimentationspflicht entzieht und weil die Frauendifferenzierung (auf die ja die neue Ehe eingerichtet ist) schwere Mißstände nach sich ziehen könnte. Schon jetzt sehen wir oft, daß, sobald die Frau erwerbstätig geworden ist, der Mann nur noch die Miete bezahlt, während er den übrigen Lohn für sein Vergnügen verbraucht und es der Frau überläßt, von ihrem Verdienst für sich und die Kinder zu sorgen. Wenn also die differenzierte Frau an dem Staate oder der Gemeinde keinen Rückhalt hätte, so würde sie trotz ihrer wirtschaftlichen Selbständigkeit auf dem Umweg über die Kinder abermals in die Abhängigkeit des Mannes geraten, und zwar in einer Weise, die aller Gerechtigkeit Hohn spricht.

Dieses wären wohl die wichtigsten Gesichtspunkte, die für die sogenannte „Freie Ehe" der Zukunft in Betracht kämen. Und gerade in diesen erwähnten Punkten herrscht unter den fortgeschritteneren Soziologen eine auffallende Übereinstimmung[1]).

---

[1]) Vgl. die Zusammenstellung bei Iwan Bloch, Das Sexualleben unserer Zeit, Berlin 1907, 11. Kapitel.

So z. B. sollen nach Ellen Key „die Gatten in der Ehe alle persönlichen Rechte behalten, die sie vor der Ehe über ihren Körper, ihren Namen, ihre Arbeit, ihren Arbeitsverdienst gehabt haben, und ebenso das Recht, ihren Aufenthalt zu wählen, sowie alle übrigen bürgerlichen Rechte". — Bei der Scheidung soll der Scheidungsrat bestimmen, welchem von beiden Teilen die Kinder folgen sollen [1]).

Forel [2]) fordert: „Als erster Grundsatz der Zivilehe sollte nach unserer Ansicht die absolute rechtliche Gleichstellung und die vollständige Gütertrennung der Ehegatten stehen . . . Mehr noch im gemeinschaftlichen Eheleben sollte die Hausarbeit des Weibes nicht als selbstverständliche, nicht zu vergütende Leistung, sondern gerade so gut wie die männliche Verdienstarbeit gewertet und auf das Konto des weiblichen Besitzes geschrieben werden."

Letourneau glaubt, „daß in einer mehr oder weniger entfernten Zukunft die Institution der Ehe sich zu monogamischen Verbindungen umgestalten wird, die frei eingegangen und, wenn es sein muß, frei gelöst werden durch bloße gegenseitige Übereinkunft, wie es heute schon in verschiedenen europäischen Ländern, z. B. im Kanton *Genf*, in *Belgien*, in *Rumänien* für die Scheidung, in *Italien* für die Trennung gilt. Staat und Gesellschaft mischen sich nur insofern ein, als es die Sicherung der Kinder gilt, betreffs derer von den Eltern weitgehende Verpflichtungen eingegangen werden müssen [3])".

Sogar Herbert Spencer, der auf dem geneonomischen Gebiet zum Teil recht fortschrittsfeindlichen Ansichten huldigt, redet der Freien Ehe das Wort; er sagt [4]): „Wie die Monogamie wahrscheinlich eine höhere Stufe erreichen wird, indem die öffentliche Meinung verlangt, daß niemand eine gesetzliche Vereinigung eingehe, sofern dieselbe nicht eine natürliche Verbindung repräsentiert, so wird es auch wahrscheinlich dahin kommen, daß man das Fortbestehen des

---

[1]) Bloch, a. a. O., S. 292.

[2]) Die sexuelle Frage, München (Reinhardt) 1906, S. 401.

[3]) Bloch, a. a. O., S. 280.

[4]) Herb. Spencer: Die Prinzipien der Soziologie, Deutsch v. Vetter, Stuttgart 1887, 2. Bd., S. 373.

gesetzlichen Bandes für ungehörig halten wird, wenn das natürliche Band nicht mehr vorhanden ist. Denn wenn, so lange die dauernde Monogamie in der Entwicklung begriffen war, die Vereinigung durch das Gesetz (ursprünglich durch den Akt des Kaufes) als der eigentlich wesentliche Teil der Ehe, die Vereinigung durch gegenseitige Zuneigung aber als unwesentlich betrachtet wurde, und wenn gegenwärtig noch die Vereinigung durch das Gesetz immerhin für wichtiger gilt als die Verbindung durch Zuneigung, so darf man doch heutzutage schon in der vermehrten Leichtigkeit der Ehescheidung einen Hinweis darauf erblicken, daß über kurz oder lang wahrscheinlich eine Zeit kommen werde, wo man die Vereinigung durch Zuneigung für in erster Linie wichtig, die Vereinigung durch das Gesetz aber für nebensächlich halten wird, wo also auch solche ehelichen Verhältnisse, in denen das Band der Zuneigung geschwunden ist, keine Billigung mehr finden werden. Daß diese Folgerung den meisten gegenwärtig unannehmbar vorkommen wird, ist höchst wahrscheinlich — ich möchte fast sagen gewiß. Bei der Beurteilung irgendeines Verhältnisses, von dem behauptet wird, es werde wahrscheinlich in Zukunft eintreten, macht sich beinah jedermann des Irrtums schuldig, das, was aus der angenommenen Veränderung entstehen wird, so ins Auge zu fassen, als ob die übrigen Dinge alle unverändert blieben. Allein auch von allem anderen muß natürlich angenommen werden, daß es sich gleichen Schrittes verändert habe."

Vorteile und Nachteile der Freien Ehe

Alle diese Vorschläge kommen ungefähr auf folgende Punkte übereinstimmend hinaus: An die Stelle der Zwangsmonogamie tritt die Freie Ehe, die Privatsache ist, und der ein Privatvertrag zugrunde liegt. Ihre Form ist die „Hagnochoristie", die reine, aber trennbare Ehe. Innerhalb dieses weiten Raumes haben alle möglichen individuellen Einrichtungen der Ehe Platz, die bisherige Uniformierung weicht der individuellen Mannigfaltigkeit. Nur der bisher so weitverbreitete

außereheliche Geschlechtsverkehr, der beinahe immer mit sehr schädlichen Folgen verknüpft ist, wird mit der Freien Ehe der moralischen Verfehmung verfallen, und vor allem die Prostitution. Diese ist ja die notwendige Folge und unvermeidliche Begleiterscheinung der Zwangsmonogamie, und sie wird fallen, sobald der Zwang abgeschafft, sobald die Eingehung der Ehe erleichtert ist. Nicht also um die „Emanzipation des Fleisches" handelt es sich, sondern die Bewegung richtet sich im Gegenteil gerade gegen den außerehelichen Geschlechtsverkehr, gegen die rein animalische Umarmung, die aller höherer Gefühle bar ist. Wie es in der Personalen Epoche wenigstens dem Prinzip nach keine Ehe ohne Liebe mehr geben soll, so auch keinen außerehelichen Geschlechtsverkehr, keine Liebe ohne Ehe. Denn hier gilt der Satz Nietzsches: „Auch das Konkubinat ist korrumpiert worden: durch die Ehe," d. h. durch die Zwangsehe, die erst die Prostitution mit all ihren verderblichen Folgen in die Welt gebracht hat. — „Jede Erschwerung der Ehe fördert die Zahl der außerehelichen Beziehungen" (Adele Schreiber), und jede Erleichterung der Ehe vermindert die Prostitution, das Konkubinat, die Geschlechtskrankheiten, die unehelichen Kinder usw. So ist z. B. in *Frankreich* die Zahl der Eheschließungen sogleich gestiegen, als man die großen formalen Schwierigkeiten zum Teil aufgehoben hatte.

Allerdings hat man auch schwere Bedenken gegen die Freie Ehe geltend gemacht. Man hat gesagt, daß die Dauermonogamie der Kinder wegen unter allen Umständen aufrecht erhalten werden müsse; aber dieses Argument ist, wie wir schon früher sahen, gewiß nicht richtig. Auf die Charakterbildung der Kinder hat die unglückliche Ehe der Eltern erfahrungsgemäß einen sehr verderblichen Einfluß. Gerade der Kinder wegen sollte man eine unglückliche Ehe der Eltern eher trennen als gewaltsam aufrecht erhalten. Es sollte daher schon jetzt gegenseitige unüberwindliche Abneigung allgemein als Scheidungsgrund zugelassen werden, wie dies z. B. in *Belgien*, im Kanton *Genf*, in einigen Staaten *Amerikas* und anderen Ländern bereits Gesetz ist.

Ferner hat man gesagt, daß unter der Einrichtung der Freien Ehe die Ehescheidungen ins Ungemessene zunehmen würden. Einerseits wird aber die Zunahme der Ehescheidungen durch die Gesetzgebung kaum aufzuhalten sein. Denn sie ist eine Folge der Personalisierung des modernen Menschen. So hat z. B. in *Preußen* die Zahl der Ehescheidungen trotz der Erschwerung, die das Bürgerliche Gesetzbuch gebracht hat, nicht ab-, sondern unaufhaltsam zugenommen. — Andererseits wird die Tendenz zur Ehescheidung durch eine freie Ehegesetzgebung nicht unter allen Umständen begünstigt. So bestand z. B. in *Rom* die Freie Ehe schon in den besten Zeiten der Republik, wo Ehescheidungen beinahe noch unerhört waren. Den *Juden* ist nach dem Talmud die Scheidung bei gegenseitiger Einwilligung zu jeder Zeit gestattet, und doch zeichneten sich die jüdischen Ehen bis in die neueste Zeit hinein durch ihre Beständigkeit aus[1]). In *Burma* kann jede Ehe ohne weiteres geschieden werden. Trotzdem kommt die Ehescheidung fast niemals vor, vielmehr hat die Leichtigkeit der Ehescheidung dazu geführt, daß die Ehegatten die größte Rücksicht gegeneinander walten lassen[2]). — In *Australien* jedoch, wo die Ehe in einem Eheschließungsbureau jederzeit ohne weiteres geschlossen werden kann, sind die Ehescheidungen nach Professor Alfred Manes[3]) sehr häufig. Während in *Großbritannien* auf 10000 Ehen nur 11 Ehescheidungen fallen, sind es in *Neusüdwales* deren mehr als 268,

[1]) Marianne Weber, a. a. O., S. 127.

[2]) Pfungst, Aus der indischen Kulturwelt, Stuttgart 1904, S. 187, 188. Fielding, der dies berichtet, fügt folgende charakteristische Erzählung hinzu: „Während des ersten burmesischen Feldzugs im Jahre 1825 wurde ein Engländer in Ava gefangen genommen und ins Gefängnis gesetzt, wo er verschiedene Europäer und Amerikaner antraf. Nach einiger Zeit wurden die Gefangenen aneinander gefesselt, weil man befürchtete, daß sie entweichen möchten. Der Engländer berichtet, wie entsetzlich dies gewesen war, und erzählt, daß wilder Haß und Widerwillen im Herzen der Gefangenen gegen ihre Genossen aufstieg. Ehe sie aneinander gekettet waren, lebten sie in enger Nachbarschaft, in Frieden und Freundschaft; aber als die Ketten kamen, wurde es ganz anders; obwohl sie einander nicht näher waren als zuvor; sie fingen an, einander zu hassen."

[3]) Adele Schreiber, Mutterschaft, S. 574.

in *Viktoria* allerdings „nur" 125, in *Neuseeland* 116, in den anderen australischen Staaten 29—41. —

Jedenfalls wird man nicht vergessen dürfen, daß die Freie Ehe nur in dem Maße ohne Schaden eine rechtliche Einrichtung werden kann, als die wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen dazu Wirklichkeit werden. Diese Bedingungen sind, um nochmals kurz daran zu erinnern:

1. die Frauendifferenzierung; denn die Freie Ehe setzt in klarer Weise die wirtschaftliche Selbständigkeit der Frau voraus;

2. die Verbreitung des Großhaushaltes, da die differenzierte Frau nicht zu gleicher Zeit die Lasten der häuslichen Tätigkeit und eines Berufes auf sich nehmen kann;

3. eine Charaktererziehung, die reif macht zur Freien Ehe und die uns vorläufig fast noch vollständig fehlt[1]); und

4. eine Mutterschaftsversicherung, die in dem oben erwähnten Sinn die Frau als Mutter sicher stellt. —

So wird also die Freie Ehe, wenigstens als eine allgemeine Einrichtung, erst in einer ferneren Zukunft verwirklicht werden können. Auf die weitere Ausgestaltung der Ehe wird aber noch ein anderer Gedanke, der schon jetzt mächtig die Geister bewegt, vermutlich großen Einfluß ausüben: der Gedanke der Rassenhygiene, der Eugenik. —

Ehe und Eugenik

Dieser Gedanke ist schon im Altertum aufgetreten; besonders im alten *Sparta* waren Einrichtungen getroffen, die den Zweck hatten, durch Zuchtwahl kraftvolle, gesunde und blühende Kinder zu erzielen. Im Mittelalter und im Christentum war die eugenische Idee auf einen Tiefpunkt gesunken. Durch Darwin feierte sie ihre Auferstehung. Galton erbaute dieser Idee — der wichtigsten der gesamten Geneonomie — eine neue Wissenschaft, die „Eugenik". Dichter wie Ibsen und Zola haben die eugenischen Gedanken in weite Kreise geworfen, während Nietzsche sie in verständnisloser Weise auf

[1]) Vgl. Julian Marcuse, „Die sexuelle Erziehung unserer männlichen Jugend". In Adele Schreibers „Mutterschaft", München 1912, S. 97 ff.

den kulturzoologischen Abweg führte, trotzdem aber zu ihrer Verbreitung mächtig mitwirkte[1]).

Da wir der Zuchtwahl im folgenden Buch ein eigenes, eingehendes Kapitel zu widmen haben, soll hier nur folgendes bemerkt werden:

Je mehr sich die Familie von den ihrem Wesen fremden Funktionen der Wirtschaft trennt, um so mehr wird ihr eigentlicher Zweck nur noch der sein, gesunde und kraftvolle Kinder zu erzeugen und aufzuziehen, und diejenige Eheform wird als die beste erachtet werden, die die Zwecke eines hochwertigen Nachwuchses in den Vordergrund stellt und am besten zu verwirklichen vermag.

Wenn wir nun die zurückgelegte Familiale Epoche, besonders die Hochfamiliale Phase, prüfen, so müssen wir feststellen, daß sie sich schwere Versündigungen gegen die Gebote der Eugenik zu schulden kommen ließ.

Nach der herrschenden Moral der christlichen Kirche kam es nur darauf an, daß möglichst viele Seelen für das Jenseits erzeugt wurden; möchten diese auch in noch so elenden und siechen Körpern geborgen sein.

Die wichtigsten Ehegesetze (mit Ausnahme etwa des Verbotes der Verwandtenehen) gingen keineswegs von eugenischen Erwägungen aus, es blieb sogar Eltern, die mit vererbbaren Krankheiten behaftet waren, völlig unverwehrt, eine möglichst zahlreiche Nachkommenschaft ins Dasein zu rufen. — Außerdem zogen die Klöster und die Priesterschaft gerade die feinern Geister an sich und machten sie durch das Zölibat künstlich unfruchtbar. So wurden die edleren Naturen, die es mit ihrer Religion ernst nahmen und daraus die richtigen Konsequenzen zogen, aus der Zuchtwahl systematisch ausgesiebt, und vorzugsweise die Indifferenten und Stumpfsinnigeren kamen zur Fortpflanzung. Ferner rafften die unaufhörlichen Kriege und Fehden die körperlich kräftigsten Männer weg, während die Schwächlichen zu Hause blieben und sich fortpflanzten.

Dazu kam, daß die Ehe als eine *Familien*angelegenheit

---

[1]) Vgl. „Der Sinn des Lebens", S. 70—71.

betrachtet wurde, wodurch die wichtige Rolle, die die geschlechtliche Anziehung für die Zuchtwahl hat, in hohem Grade ausgeschaltet wurde. Denn die Familie wählte aus den Freiern für die Tochter nicht etwa den für die Zuchtwahl geeigneten heraus, sondern den für ihre Zwecke am meisten passenden, d. h. fast alle Male den reichsten (Geldheirat).

Durch diese und andere Gründe wurde die Zuchtwahl nicht gefördert, sondern in hohem Maße verdorben. Doch war die Ehe der hochfamilialen Phase überhaupt nicht von dem Gesichtspunkt der qualitativen Rassenverbesserung beherrscht, sondern nur von dem der quantitativen Rassenvermehrung. Denn die Erde war noch verhältnismäßig dünn bevölkert. Außer den Kriegen verschlangen die großen Seuchen und die regelmäßig wiederkehrenden Hungersnöte die Bevölkerung zu Tausenden und Abertausenden; die Säuglingssterblichkeit war eine enorm hohe, und die Fürsten und Völker waren trotzdem darauf angewiesen, für ihre fortwährenden Kriege möglichst viel Menschenmaterial aufzubringen. Was also angestrebt wurde, konnte nur eine rein quantitative Vermehrung sein, der Gedanke der Zuchtwahl war dem gegenwärtig entschwindenden Zeitalter völlig fremd. Für die bloß quantitative Vermehrung aber war, wie wir früher schon sahen, die Dauer- und Zwangsmonogamie die passendste Eheform.

Alle diese Umstände haben sich in unserer Zeit gänzlich umgewandelt. Nach dem Sieg des Kapitalismus ging der Kriegsstaat in den Arbeitsstaat über, der Krieg wurde allmählich seltener und mehr und mehr verhaßt, und die Anzahl der im Krieg getöteten Männer ist verschwindend klein geworden. Ferner wurden durch die technisch-agrikultürlichen Erfindungen und durch den kapitalistischen Welthandel die Hungersnöte in den Kulturstaaten völlig beseitigt. Außerdem gelang es der Hygiene, die großen Volksseuchen ebenfalls niederzuschlagen und die Säuglingssterblichkeit außerordentlich stark einzuschränken.

Infolge dieser Fortschritte fand eine ungeheure Volksvermehrung statt. Im letzten Jahrhundert hat sich die Be-

völkerung in Europa geradezu verdoppelt, in Amerika verzehnfacht. Aber die Rasse hat sich kaum verbessert.

Erstens ist es durch die Fortschritte der Medizin möglich geworden, auch schwächliche und elende Kinder aufzuziehen, die unter den Verhältnissen der natürlichen Auslese rettungslos in frühem Alter gestorben wären, während sie jetzt zur Fortpflanzung kommen und ihre minderwertige Konstitution oft auf Hunderte von Nachkommen vererben.

Zweitens werden die kräftigen Leute zwar kaum mehr im Krieg getötet, aber sie werden doch zu den Fahnen gerufen und im Dienst behalten, während die Dienstuntauglichen solche Nachteile nicht haben und sich daher viel eher verheiraten und fortpflanzen können als jene.

Die ungeheuer rasche Volksvermehrung und unser veraltetes Güterverteilungssystem haben außerdem in den breiten Schichten viel soziale Not geschaffen, so daß Millionen zugleich überanstrengt und unterernährt sind und dadurch einen kränklichen Nachwuchs liefern.

Die eugenischen Folgen dieser und anderer Ursachen sind denn auch geradezu beunruhigend[1]). Die Militärtauglichkeit nimmt bei den Kulturnationen immer mehr ab; unter den Kindern fanden die Schulärzte nur ein Drittel völlig gesunde, auf zirka 400 Menschen kommt ein Irrsinniger; von den Müttern ist die Mehrzahl unfähig, ihre Kinder zu stillen; die Kurzsichtigen mehren sich von Jahr zu Jahr, die Fäulnis der Zähne greift derart um sich, daß ein gesundes Gebiß eine Seltenheit geworden ist; usw. usw.

Und darüber dürfen wir uns nicht einmal wundern, denn die wachsende Kultur hat die natürliche Auslese fast ganz unterdrückt. Im Naturzustand sorgte die Natur noch genügend für die Ausjätung und Vernichtung der minderwertigen Keime. Das Jägerleben ist mit solchen Entbehrungen und Anstrengungen verbunden, es stellt so große Anforderungen an die Kraft und Gesundheit; die nackten und obdachlosen Körper sind so schutzlos allen Witterungseinflüssen

---

[1]) Eine genauere Statistik wird das folgende Buch im Kapitel über die Zuchtwahl bringen.

ausgesetzt, daß nur kräftige Naturen bis zur Geschlechtsreife und Ehe heranwachsen können, während schwächliche Kinder früh unterliegen müssen.

Es ist nun ein Naturgesetz, daß eine jede Tierart der Entartung verfällt, wenn sie nicht durch (natürliche oder künstliche) Auslese auf der Höhe gehalten wird. Da nun die natürliche Auslese durch die Kultur endgültig ausgeschaltet worden ist, so müssen die Kulturvölker entweder der Entartung verfallen, oder sie müssen zur künstlichen oder kultürlichen Zuchtwahl ihre Zuflucht nehmen, d. h. die Fortpflanzung muß so eingerichtet werden, daß nun nicht mehr bloß die quantitative Volkszunahme, sondern die qualitative Steigerung der Rasse in den Vordergrund tritt.

Die Idee dieser künstlichen Zuchtwahl würde darin bestehen, daß nur die besten zur Fortpflanzung kämen. Da nun ein Mann außerordentlich viel mehr Kinder erzeugen kann als eine Frau, so wäre das höchste Ideal der positiven künstlichen Zuchtwahl, daß von den Männern nur die kräftigsten, gesundesten, intelligentesten und schönsten — vielleicht also nur 20% — sich fortpflanzen würden, während von den Frauen die meisten — vielleicht 75% — zur Fortpflanzung kämen, da bei einer zu scharfen Auslese unter den Frauen ein Bevölkerungsrückgang unvermeidlich wäre.

Es ist klar, daß eine derartige Eugenik, wenn sie streng durchgeführt werden könnte, nach und nach ein Geschlecht heranwachsen ließe, das sich zu der heutigen Gesellschaft, in der sich einfach jeder und jede fortpflanzt, verhielte wie etwa die olympischen Götter zu den Insassen eines Siechenhauses; jedenfalls liegt ein solches System im höchsten Interesse der Kinder, die alle doch das Recht haben, gesunde, wohlgebildete und tüchtige Menschen sein zu wollen. Aber ebenso ersichtlich ist es, daß eine derartige Zuchtwahl mit der Einrichtung der Dauermonogamie unvereinbar ist. Einige Gelehrte, besonders Prof. Christian von Ehrenfels[1]), haben daher den Schluß gezogen, daß die Polygynie (wieder) ein-

---

[1]) Vgl. Christian von Ehrenfels, Politisch anthropologische Revue, 1. Jahrg. u. ff. — Sexualethik 1907.

geführt werden sollte. Aber die simultane Polygynie ist schon aus psychologischen Gründen auf unserer gegenwärtigen Entwicklungsstufe eine Utopie. — Manche Sozialisten wollen dagegen den Konflikt zwischen Dauermonogamie und Zuchtwahl lösen durch die Einführung der Freien Liebe. Sie glauben, daß diese schon von Plato als höchstes moralisches Ideal gepriesene Einrichtung seine wirtschaftliche Ermöglichung fände in der voll entwickelten Frauendifferenzierung. Aber mag auch diese Idee in der Richtungslinie der Entwicklung liegen, so ist sie doch unserer gegenwärtigen Gesellschaftsordnung völlig fremd, sie verstößt gegen das allgemeine Empfinden, und sie ist für unsere Zeit sicherlich verderblich. Denn, wie wir früher sahen, diese Zeit ist noch nicht einmal für die Freie Ehe reif; es ist daher wohl gerechtfertigt, wenn der Staat und die Gesellschaft die Verbreitung der Freien Liebe mit aller Entschiedenheit bekämpfen. Sitten müssen sich langsam und allmählich ändern, oder es reißt allgemeine Sittenlosigkeit ein. Sittenlosigkeit aber ist Untergang. — Überhaupt können wir für eine absehbare Zeit an eine positive aufbauende Zuchtwahl gar nicht denken[1]); wir müssen uns glücklich schätzen, wenn auch nur eine prophylaktische Auslese in die Wege geleitet werden kann, d. h. diejenige Form der künstlichen Zuchtwahl, durch die wenigstens die Männer und Frauen, die mit erheblichen vererbbaren Krankheiten und krankhaften Dispositionen behaftet sind, veranlaßt würden, sich der Fortpflanzung zu enthalten. Schon dadurch würde eine Unsumme menschlichen Elends und Leidens aus der Welt geschafft werden; drei Vierteln aller Krankheiten, und gerade der furchtbarsten, würde durch diese wirksamste aller prophylaktischen Maßregeln der Boden entzogen, und das Menschenmaterial könnte aus dem tiefsten Grunde aufgebessert werden.

Doch auch schon der prophylaktischen künstlichen Zucht-

[1]) Wie wenig die eugenische Idee noch verstanden worden ist, mag daraus hervorgehen, daß Ellen Key von einer bedeutenden Soziologin vorgeworfen wurde, sie stelle sich damit auf den Standpunkt des Tierzüchters. Mit einer ähnlichen Wendung könnte man auch den Erzieher als Tierbändiger unmöglich machen wollen.

wahl stehen große Widerstände entgegen. Ich meine damit nicht so sehr unsere noch mangelhafte Erkenntnis der Vererbungsgesetze, als vielmehr die schwer überwindliche Trägheit und die in alten Gewohnheiten festgewurzelte Gedankenlosigkeit der meisten Menschen. Es muß daher vor allem im Volk die Einsicht verbreitet werden, daß die Fortpflanzung bei vererbbaren Krankheiten ein Vergehen ist, das in seinen Folgen unheilvoller sein kann als selbst ein Totschlag. Denn kann je durch eine Tötung eine solche Unsumme von Elend auf vielleicht Hunderte von Menschen verbreitet werden als durch eine vergiftete Fortpflanzung? Alle, die *in erheblichem Maße* mit vererbbaren Krankheiten oder krankhaften Anlagen behaftet sind, müssen es als eine Pflicht empfinden lernen, sich nicht fortzupflanzen. Die so Belasteten brauchen deshalb nicht um ihr Liebes- und Lebensglück gebracht zu werden, da der prophylaktische Verkehr eugenisch unschädlich ist. — Die Aufklärung im Volk muß so lange fortgesetzt werden, bis die allgemeine Meinung den Fortpflanzungsverbrecher ebenso sehr brandmarkt, wie etwa früher das gefallene Mädchen.

Man hat auch versucht, die neue Fortpflanzungsmoral durch gesetzliche Bestimmungen, Strafen usw. zu unterstützen. Doch werden wir darauf im folgenden Buch näher einzugehen haben.

Aber eines Einwandes möchten wir noch gedenken. Es ist nämlich von Gegnern der Frauenbewegung darauf aufmerksam gemacht worden, daß die Berufstätigkeit der Frau für die Rassenhygiene außerordentlich schädlich ist. Keine Frau, sagen sie, kann zwei Berufe erfüllen, nämlich den der Hausfrau und Mutter und daneben noch den der Lehrerin, der Ärztin, der Fabrikarbeiterin. Der Beruf schädigt die Mutterschaft; die erwerbende Frau hat keine Zeit, sich ihren Kindern zu widmen, sie ordentlich aufzuziehen und zu ernähren, und so verkümmert der Nachwuchs, und die Nation, deren Frauen differenziert sind, muß notwendig der Entartung verfallen. In der Tat ist es vollkommen richtig, daß unter unseren gegenwärtigen Verhältnissen, die eben auf die Frauendifferenzierung noch gar nicht eingerichtet sind, Beruf

und Ehe einander fast ausschließen. Daher wiesen wir immer wieder darauf hin, daß die notwendige wirtschaftliche Konsequenz der Frauendifferenzierung der Großhaushalt ist. Im Großhaushalt aber würden nicht nur Beruf und Ehe verträglich, sondern auch die Kindererziehung würde eine außerordentliche Verbesserung erfahren[1]).

Außerdem würde die Frauendifferenzierung dann aber keinen schädlichen, sondern einen höchst vorteilhaften Einfluß auf die Zuchtwahl ausüben. Denn die differenzierte, selbständige Frau kann den Vater ihrer Kinder frei wählen; sie ist in ihrer Existenz nicht, wie das berufs- und vermögenslose Mädchen, auf den Mann angewiesen, sie muß nicht den ersten besten nehmen, der ihr Brot gibt, auch wenn er sich zur Fortpflanzung noch so wenig eignet. Mit der Frauendifferenzierung träte also die rassenveredelnde geschlechtliche Auswahl in ausschlaggebender Weise in die Ehe ein; woraus hervorgeht, daß die Errichtung von Großhaushalten für die Rassenverbesserung eine Einrichtung von epochemachender Bedeutung sein könnte.

Jedenfalls aber muß als eine der besten Errungenschaften unserer Zeit die Erkenntnis betrachtet werden, daß die Idee der Eugenik das Alpha und das Omega der Geneonomie und das wichtigste Stück aller künftigen Geschlechtsmoral ist. Freilich ist dieser Gedanke in unserer noch immer vom dogmatischen Christentum und vom Geist der Hochfamilialen Phase inspirierten Zeit viel zu neu und zu schwach, um schon jetzt seine segensreichen Wirkungen entfalten zu können. Aber dieser Gedanke wird nie mehr untergehen, er eröffnet so weite und bisher ungeahnte Perspektiven für die Gestaltung der Ehe, daß man schon jetzt ahnen kann, in einer ferneren Zukunft werde die geschlechtliche Moral und die darauf begründete Ehe so hoch erhaben sein über unseren gegenwärtigen ehelichen Zuständen, wie diese über jenen niederen Formen des Geschlechtslebens, die wir im Anfang dieses Kapitels betrachtet haben und die unserer Zeit jetzt als überwunden und abstoßend erscheinen. —

[1]) Vgl. „Phasen d. Kultur", S. 225; „Die Familie", S. 279 ff.; vgl. besonders Hulda Maurenbrecher, „Das Allzuweibliche", München 1912, S. 185 ff.

Fünftes Kapitel

Phasen und Ursachen der sozialen Stellung der Frau

Im allgemeinen wird man wohl denken, daß die soziale Stellung der Frau einer der feinsten Gradmesser für die Kulturhöhe eines Volkes sei. Doch ist dies tatsächlich nur in sehr bedingtem Maße der Fall. Schon früher sahen wir, daß manche Völker, die als wild verschrien sind, wie z. B. die *Huronen* und *Irokesen*, den Frauen eine ganz besonders hohe Stellung einräumen, während hochzivilisierte Nationen, wie die perikleischen *Griechen*, ihre Frauen in auffallend geringer Achtung hielten. Die soziale Stellung der Frau ist eben nicht nur von der Höhe der Kultur abhängig, sondern noch von einer ganzen Reihe anderer Ursachen, die wir zum Teil ebenfalls schon im vorigen Kapitel kennen gelernt haben. — Da nun die Frau der Angelpunkt der Geneonomie ist, so wollen wir hier den Weg — ein Leidensweg war es zum größten Teil —, den die Frau in der Kulturentwicklung durchlaufen hat, nochmals kurz überschauen und alsdann auch die allgemeinen Ursachen, die das Los der Frau bedingen, übersichtlich zusammenzustellen versuchen[1]).

A. Überblick über die Phasen der Stellung der Frau

In der Urzeit herrschte aller Wahrscheinlichkeit nach ein tierähnlicher Zustand herdenmäßiger Gleichheit, aus der die Stärkeren als Führer nur schwach und schwankend hervorragten; also ein Zustand, wie wir ihn bei den gesellig lebenden Tieren beobachten.

[1]) Die folgende Skizze (unter A) ist eine kurze Zusammenstellung der Geschichte der Frau, entnommen meinem Buch „Die Familie"; ein „Längsschnitt", dessen nähere Begründung dort nachgesehen werden kann.

Als dann Kultur langsam zu dämmern begann, als einige Kenntnisse und etwas Wissen erworben waren, wurden die Älteren die Bewahrer und Übertrager dieser allerhöchsten menschlichen Macht, des Wissens, der Tradition. Die Herde organisierte sich zur geordneten Horde um, die nun vermutlich zuerst in Altersschichten geteilt war. Dies war wenigstens der Wahrscheinlichkeit nach die älteste und erste soziale Differenzierung, die ihren klassischen Ausdruck in dem Verwandtschaftssystem der Altersklassen erhielt[1]). Mann und Frau waren auch in diesem System wohl noch gleichgestellt[2]).

Nach der Differenzierung in Altersklassen kam aber wahrscheinlich eine zweite in Geschlechtsschichten. Durch den Fortschritt der Waffen erhielt der Mann eine Überlegenheit über die Frau, die diese mit ihrer Freiheit bezahlen mußte. Der waffentragende Mann, die mit den Kindern belastete Frau, das ist ein Gegensatz zwischen Stärke und Hilflosigkeit, der notwendig in ein Herrschaftsverhältnis umschlagen mußte. So zerfiel die Horde in eine herrschende Männerschicht und in eine dienende und verknechtete Frauenschicht.

In diesem Herrschaftsverhältnis treffen wir Mann und Frau in der Frühverwandtschaftlichen Phase, bei den Jägervölkern. Der Mann hat die Familie gegründet, sein kleines Königreich, in dem er über Weiber und Kinder herrscht, und die, wirtschaftlich betrachtet, der Ausdruck der geschlechtlichen Arbeitsteilung ist. Er ist Jäger und Krieger und schafft die tierische Nahrung herbei, die Frau als Pflanzensammlerin die pflanzliche, und zugleich ist sie die Arbeitssklavin und Lastenträgerin des Mannes. Ihr Los ist um so härter, je ärmer der Stamm und je mehr er mit Krieg geplagt ist.

In der Hochverwandtschaftlichen Phase hat die Frau, die frühere Pflanzensammlerin, den Ackerbau „erfunden", sie wird die erste Besitzerin des Ackers und erlangt dadurch das wirtschaftliche Übergewicht. Der Mann bleibt als Jäger

---

[1]) Vgl. „Die Familie", S. 23 ff.

[2]) Vgl. ebenda, S. 49

noch unstet, sie dagegen wird zuerst seßhaft und bildet so den Mittelpunkt des Hauses und der sozialen Organisation. Der Mann siedelt in die Sippe der Frau über, es entstehen starke Muttersippen. Die Frau erreicht den Höhepunkt ihrer Macht, in vielen Fällen herrscht sie in der Familie (Matriarchat), und in manchen Fällen sogar im Stamm (Gynäkokratie). Es sind die Zeiten des Mutterrechts, die Blütezeit des Sippenwesens, in der zugleich die Familie eine hochgradige Abschwächung erleidet.

Durch den Fortschritt des Handels und Verkehrs, durch Tierzucht entstehen in der Spätverwandtschaftlichen Phase Reichtümer, die der Mann in seine Hand bekommt. Er siedelt nun nicht mehr in die Sippe der Frau über, sondern mit seinen Reichtümern kauft er sie und führt sie in sein Haus. Die Kaufehe stürzt das Mutterrecht und verwandelt es in Vaterrecht. Die Stellung der Frau erreicht bei den Höheren Hackbauern und namentlich bei den Hirtenvölkern einen Tiefpunkt. — Das Sippenwesen besteht noch, beginnt aber zu verfallen.

In der Frühfamilialen Phase ist die Sippe zerfallen, die Familie erstarkt, der Staat erwacht, ist aber noch schwach. Der Ackerbau ermöglicht die Verknechtung von Männern; damit ergreift eine dritte Differenzierung die Gesellschaft (die erste war nach unserer Vermutung die Gliederung in Alters-, die zweite die in Geschlechtsschichten) und spaltet sie in Herren und Knechte; ihr folgt auf dem Fuß eine ökonomische Gliederung: die Differenzierung der Männer in Berufe.

Die Sklaven verdrängen die Frau vom Acker, die Berufsgliederung hebt die ökonomische Überlegenheit des Mannes noch mehr, die verfallende Sippe kann der Frau keinen Halt mehr bieten, die erstarkende Familie kräftigt ebenfalls die Herrschaft des Mannes. Die Männerherrschaft (das Patriarchat) ist im Steigen, die Polygynie erreicht bei manchen Völkern ihren Höhepunkt.

Das herrschaftliche System, das in der vorigen Phase das Sippenwesen zu verdrängen begann, ist in der Hochfamilialen Phase zum Sieg gelangt. Der Staat ist Kriegs-,

Raub= und Sklavenstaat. Eroberung, Gewalt, Herrschaft heißt die Losung. Dieser herrschaftliche Geist durchdringt auch die Familie, die auch jetzt noch ist, was sie von Anfang an war: die Herrschaft des Mannes über Frauen und Kinder. Die Männer sind in Berufe geteilt, sie sind kriegerisch orga=nisiert, sie haben alle Macht und alles Recht im Staate. — Die Familie tritt in ihre höchste Blüte; sie erweitert sich bei den Reichen zum Fronhof, zur Grundherrschaft. Frau und Kinder sind rechtlich das Eigentum des Hausherrn, gerade wie die Sklaven, die Herden und die Sachen. Die Frau ist ins Haus gebannt; als Haushälterin, als Säugamme der Erben des Mannes. Seinem Willen zu gehorchen ist ihre höchste Pflicht, in ihrer Dispositionsfähigkeit ist sie beschränkt, in Prozessen wird sie vertreten; sie steht unter dem Schutz, der Obhut und unter der Gewalt ihres Meisters und Herrn. — Auf diese Phase folgt

die Spätfamiliale Phase: Das kapitalistische System führt den Kriegsstaat in den Industrie= oder Arbeitsstaat über. Der Familie wird eine wirtschaftliche Funktion nach der an=deren von der mächtig erstarkenden gesellschaftlichen Orga=nisation und der zunehmenden Tätigkeit des Staates ab=genommen. Die Familie zersetzt sich, sie wird klein und schwach. — Dadurch wird die Frau frei, um so mehr als nun zugleich die wirtschaftliche Differenzierung in Berufe die Frauen zu ergreifen beginnt. Damit geht die Spätfamiliale Phase allmählich über in die

Frühpersonale Phase: Die Folgen der Differenzierung der Frauen beginnen sich langsam bemerklich zu machen, und zwar in der Richtung auf ökonomische Selbständigkeit und politische Gleichberechtigung beider Geschlechter. Wie mit der Differenzierung der Männer die Zivilisation, so beginnt allem Anschein nach mit der Differenzierung der Frauen ein neues Zeitalter, dessen erste Anfänge wir gegen=wärtig vor Augen haben, und das mit einer vollkommenen Umwandlung des sozialen Lebens gleichbedeutend ist[1]). — Mit der Eroberung der ökonomischen Selbständigkeit hat die

[1]) Vgl. auch „Phasen der Kultur", „Vergleich der Frauen= mit der Männerdifferentiation", S. 223, 228

Frau den einzig möglichen Weg beschritten, der sie zur Freiheit und zur Gleichberechtigung hinaufführen kann.

(Gesellschaft, Familie und Frau.) Die Stellung der Frau nimmt also einen unregelmäßigen Entwicklungsgang: nach der Urzeit kommt sie zuerst ins Fallen (Frühverwandtschaftliche Phase), dann steigt sie und erreicht einen Höhepunkt (Hochverwandtschaftliche Phase), von dem aus sie wieder tief hinabsinkt (Familiale Phasen), um schließlich abermals zu steigen (Frühpersonale Phase). Aller Ordnung und Regel scheint dies Verhalten zu spotten. Und doch wird die scheinbare Unregelmäßigkeit zu einer durchsichtigen Gesetzmäßigkeit, wenn wir die Frau nicht für sich betrachten, sondern sie in die Gesellschaft hineinstellen und sie in ihrem Verhältnis zu dieser und zu der Familie studieren. Der Schlüssel- und Leitsatz heißt nämlich, auf eine Formel gebracht:

Schwache Gesellschaft: starke Familie, schwache Frau;
Starke Gesellschaft: schwache Familie, starke Frau[1]).

Dieser Leitsatz verwandelt den scheinbar unregelmäßigen Verlauf in eine klar durchschaubare Gesetzmäßigkeit: Die menschliche Gesellschaft war erst auf dem Prinzip der Verwandtschaft aufgebaut, und dieses Prinzip erreichte in der Hochverwandtschaftlichen Phase den Gipfelpunkt seiner Entfaltung und damit gelangte der soziale Verband ebenfalls auf einen Höhepunkt. Als aber die Gesellschaft größer und differenzierter wurde, reichte das verwandtschaftliche Prinzip nicht mehr aus, es mußte dem staatlichen weichen. Durch diese ungeheure Umwälzung wurde der Gesellschaftsverband dermaßen geschwächt, daß er alle wirtschaftlichen Funktionen an die Familie abgeben mußte. Der Höhepunkt dieser Ent-

[1]) Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei bemerkt, daß wir die „Stärke" der Gesellschaft durch den Grad ihrer Organisation messen, d. h. durch die Anzahl und die Bedeutung der vergesellschafteten Funktionen; nicht aber etwa bloß durch den Umfang und die Stärke der Staatstätigkeit. Der Gegensatz, der hier besteht, ist der zwischen dem sozialen Verband und dem familialen Verband. Vgl. „Phasen der Kultur", „Die organbildenden Gruppen", S. 189—195

wicklung war die Hochfamiliale Phase, in der der soziale Verband verhältnismäßig schwach, der familiale Verband jedoch stark war. Aber nach und nach erstarkt abermals der Gesellschaftsverband immer mehr, er entreißt wieder der Familie, besonders seit dem Auftreten der kapitalistischen Organisation, eine wirtschaftliche Tätigkeit nach der anderen und beginnt sie gleichsam Ruck für Ruck zu verschlingen.

Diesem Entwicklungsgang der Gesellschaft und der Familie entsprach nun Schritt für Schritt die Stellung der Frau:

1. Bei den Völkern der Frühverwandtschaftlichen Phase ist die Gesellschaft durch Nahrungsmangel zersplittert, sie ist klein und schwach, die Familie verhältnismäßig stark, die Frau Sklavin des Mannes.

2. In der Hochverwandtschaftlichen Phase ist, gerade im Gegenteil, die sippschaftlich organisierte Gesellschaft allmächtig, die Familie geschwächt, in manchen Fällen bis zur Auflösung, die Frau auf dem Höhepunkt ihrer Macht (Mutterrecht).

3. und 4. In der Spätverwandtschaftlichen und Frühfamilialen Phase tritt eine totale Umwälzung der Gesellschaft ein; der Gesellschaftsverband wird infolgedessen geschwächt, die Familie springt in die Lücke ein und erstarkt, die Frau sinkt.

5. In der Hochfamilialen Phase ist die Gesellschaft wirtschaftlich unbedeutend, die Familie steht in ihrer höchsten Blüte, die Frau ist in der Mundschaft des Mannes.

6. In der Spätfamilialen Phase erstarkt infolge der kapitalistischen Organisation die Gesellschaft mächtig, die Familie zersetzt sich, die Frau wird frei.

7. In der Frühpersonalen Phase wird die soziale Organisation immer mächtiger, die Familie wird ihrer ökonomischen und zum Teil auch ihrer geneonomischen Funktionen mehr und mehr beraubt, und die Frau wird ökonomisch selbständig und politisch gleichberechtigt.

Dies Verhältnis zwischen Gesellschaft, Familie und Frau läßt sich auch sehr leicht verstehen: Je höher die Gesellschaft ausgebildet ist, je mehr sie alle wirtschaftlichen Funktionen an sich zieht, um so ohnmächtiger wird die Familie. Je schwächer aber die

Familie, um so selbständiger die Frau; denn Familie bedeutet rechtlich die Herrschaft des Mannes über Frauen und Kinder. Die Familie ist ja eine organische Einheit; nur Ein Wille kann in ihr bei allen Konflikten ausschlaggebend sein, der Wille des Stärkeren, der Wille des Mannes[1]). Daher kam auch das Matriarchat nur da vor und war nur da möglich, wo der Gesellschaftsverband, d. h. die Sippe, Herr geworden war über die Familie[2]).

Es besteht also ein Antagonismus zwischen Gesellschaftsverband und Familienverband; je stärker der erste ist, um so schwächer ist der zweite[3]). Und es besteht ebenfalls ein Antagonismus zwischen Frau und Familie; je fester die Familie, um so gebundener die Frau. Wir können also (im Sinn der obigen Ausführungen) die Formel prägen: Gesellschaft und Familie sind Feinde; Familie und Frau sind Feinde; Gesellschaft und Frau sind Verbündete. — Selbstverständlich muß diese Formel cum grano salis verstanden werden.

Fassen wir nun die zusammengehörigen Phasen je zu einer Epoche zusammen (also die drei Verwandtschaftlichen Phasen zur Verwandtschaftlichen Epoche, die drei Familialen Phasen zur Familialen Epoche), so daß wir also zu unserem Dreistufensystem gelangen, so wird die Geschichte der Frau noch übersichtlicher werden:

1. In der ersten Epoche ist die Gesellschaft nach dem verwandtschaftlichen Prinzip organisiert; je vollkommener sich der Gesellschaftsverband auf Grund dieses Prinzips entfaltet, um so mehr erhebt sich die Frau aus der Knechtschaft der Frühverwandtschaftlichen Phase bis zum Matriarchat der Hochverwandtschaftlichen Phase.

---

[1]) Dies wußte schon Aristoteles. „Haushaltungskunst (sagte er) ist Alleinherrschaft; denn jedes Haus wird von Einem regiert: *μοναρχεῖται πᾶς οἶκος*." —

[2]) Vgl. die Zusammenstellung bei Große, Formen der Familie und Formen der Wirtschaft, S. 178

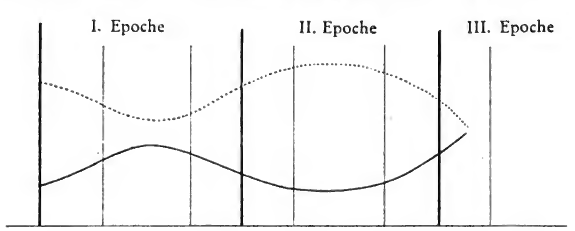
[3]) Vgl. „Phasen der Kultur", S. 192

2. In der Familialen Epoche tritt an die Stelle der verwandtschaftlichen Organisation die herrschaftliche: Staat und Familie. Der Staat ist der politische, die Familie der wirtschaftliche Erbe der Sippe. Der Gesellschaftsverband ist im Verhältnis zum Familienverband schwach. Mit dieser Entwicklung (die allgemein eine Periode der Knechtschaft war) sinkt die Frau bis zu dem Punkte, wo die Gesellschaft wieder so weit erstarkt ist, um sich abermals der wirtschaftlichen Funktionen zu bemächtigen.

3. In der Personalen Epoche wird das herrschaftliche Prinzip (eben infolge der hochorganisierten Arbeitsvergesellschaftung) durch das sozial-individuale (oder personale) Organisationsprinzip verdrängt. Je höher sich diese neue (dritte) Organisationsart der Gesellschaft entwickelt, um so günstiger muß sich die soziale Stellung der Frau gestalten.

* * *

Versuchen wir, das Verhältnis der sozialen Stellung der Frau zum Familien- und Gesellschaftsverband durch eine graphische Darstellung der Richtungslinien zu veranschaulichen, so kann dazu vielleicht folgende Figur dienen:



Die punktierte Kurve soll die Entwicklung der Familie, die ausgezogene die Entwicklung der Gesellschaft und der Stellung der Frau zugleich bedeuten. Die starken Senkrechten bedeuten die Epocheneinschnitte, die schwachen Senkrechten umgrenzen die Phasen. —

B. Allgemeine Ursachen, die die Stellung der Frau bedingen

Im Vorhergehenden erkannten wir, daß die Geschichte der Frau mit der Entwicklung der Gesellschaft und der Familie in innigem Zusammenhang steht. Nun sollen noch im allgemeinen die Ursachen untersucht werden, die die Stellung der Frauen beeinflussen und die zum Teil in jenem Wechselverhältnis zwischen Staat, Familie und Frau verborgen liegen, zum Teil mancherlei lokale Verschiedenheiten bei Völkern hervorrufen, die im übrigen auf gleicher Kulturstufe stehen.

(Ökonomischer Wert) — Da ist zuerst der ökonomische Wert der Frau zu nennen, die Produktivität ihrer Arbeit. Die Frau wird im allgemeinen um so weniger geschätzt, je geringer ihr wirtschaftlicher Nutzen ist. Daher die schlechte Lage der Frau bei den Jäger- und Hirtenvölkern, wo der Mann über die hauptsächliche Nahrungsquelle (Jagd und Tierzucht) zu verfügen hat; daher das Matriarchat bei den Niederen Ackerbauern, wo im Gegenteil die Frau den Acker bestellt und ihn ihr Eigen nennt; daher das herrische Wesen der Erbin, die, auf die große Mitgift pochend, ihren Ehemann in Untertänigkeit hält; daher die steigende Macht der Frauen mit der Zunahme der Frauendifferenzierung und ihrer dadurch bedingten ökonomischen Selbständigkeit.

(Ähnlichkeit der Beschäftigung) — Selbstverständlich kommt dabei aber nicht der absolute, sondern der relative ökonomische Wert in Betracht, d. h. die Frauen sind den Männern im allgemeinen um so mehr gleichberechtigt, je mehr die Beschäftigung der beiden Geschlechter eine ähnliche oder die gleiche ist. Wir brauchen hier nur an die „frauenfeindlichen" Jäger und Hirten im Gegensatz zu den „frauenfreundlichen" Fischern und Niederen Ackerbauern zu denken, um dieses Wechselverhältnis begreiflich zu finden[1]), oder an das amerikanische System der Koedukation[2]), das der Frau selbst-

[1]) Zahlreiche Beispiele bei Spencer, Prinzipien der Soziologie, II, § 327

[2]) Vgl. Broda, Möglichkeiten der Schulreform, Dokumente des Fortschritts, 3. Jahrg., S. 689

verständlich ungemein günstig ist, oder an den Gegensatz zwischen dem kriegerischen und industriellen Typus, den wir jetzt sogleich näher betrachten wollen.

(Krieg und Industrie) — Der kriegerische Gesellschaftstypus ist nämlich der Frau ebenso feindlich, als ihr der industrielle Typus günstig ist.

Denn bei kriegerischen Völkern ist das Kriegführen selbstverständlich Sache der Männer, die Frau ist davon gänzlich ausgeschlossen. Die Tätigkeit der beiden Geschlechter ist also sehr ungleich, und daher ist es auch ihre soziale Stellung. — Ferner ist bei kriegerischen Völkern die Frau ganz auf den Schutz der Männer angewiesen; es ist deshalb begreiflich, daß die Männer diese Macht dahin ausnützen, das Schutzverhältnis in ein Machtverhältnis umzuwandeln, das dann im besten Fall durch das Gnadengeschenk der Galanterie etwas versüßt wird. — Dazu kommt, daß der Krieg vor allem Subordination verlangt. Der despotische Geist der Disziplin, der an rücksichtsloses Befehlen und willenloses Gehorchen gewöhnt ist, und der das Heer beherrscht, durchdringt auch die Häuslichkeit und das Familienleben und fordert unterwürfigen Gehorsam von der Frau und den Kindern. Der militärische Despotismus ist deshalb fast stets mit dem häuslichen Despotismus verbunden. — Die Gewohnheit, Krieg zu führen, macht ferner die Männer roh, grausam und gewalttätig, und diese Eigenschaften richten sich ebenfalls gegen die Frau, die denn auch bei den kriegerischen Völkern als ein sehr untergeordnetes Wesen betrachtet und behandelt zu werden pflegt. — Indem der Krieg die Männer verschlingt, führt er zum Frauenüberschuß (und nicht selten zur Vielweiberei) und entwertet so nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage die Frauen. — Je mehr die Männer sich kriegerischen Übungen widmen oder ins Feld ziehen, um so mehr fällt alle Arbeit den Frauen zu Hause zur Last, während bei industriellen Völkern diese Last auf beide Geschlechter verteilt werden kann. — Schließlich, der Krieg organisiert die Männer, die Frauen zersplittert er; sie stehen wehrlos der Organisation der Männer gegenüber, die im Staat, in der Gesetzgebung usw. alle Macht in

Händen haben. Der Kriegsstaat ist ein ausschließlicher Männerstaat.

Es gibt also viele Ursachen für die Tatsache, daß der kriegerische Gesellschaftstypus der Frau feindlich ist; und ebenso viele Gründe liegen vor, die einsehen lassen, daß der Industriestaat die Frauen begünstigen muß. Denn die Industrie liegt schon im allgemeinen viel weniger außer dem Bereich der Frauenbetätigung. Auch setzt die industrielle Beschäftigung an die Stelle der Gewalttätigkeit und Grausamkeit, die früher über die Beute und den Raub entschied, das friedliche Tauschen und Handeln, und überhaupt das Parlamentieren, worin die Frau Meisterin ist. Der industrielle Geist ist nicht auf Gewalt und Unterdrückung gerichtet, sondern auf gegenseitige Verständigung und auf das Verständnis und die Berücksichtigung der Interessen anderer usw. —

Von alten Geschichtsschreibern ist jedoch die Behauptung aufgestellt (und von neueren Schriftstellern[1]) nachgeschrieben) worden, daß kriegerische Völker ihre Frauen besonders hochhielten. Man beruft sich z. B. auf die *Skythen*, weil sie weibliche Könige hatten. Doch vergißt man dabei, daß die Gynäkokratie nichts für eine besonders günstige Stellung der Frau beweist[2]), sie beweist nur den Aberglauben, daß sich hervorragende geistige Anlagen in demselben Geschlecht immer vererben müssen. — Dann hat man die *Athener* und die *Spartaner* ins Feld geführt. Doch die *Spartaner* waren ein konservatives Volk, das neben dem uralten Kommunismus auch noch an den Nachklängen des Mutterrechts zäh festhielt; und bei den *Athenern* spielte der Krieg eine ganz hervorragende Rolle, die industrielle Tätigkeit war keineswegs zum Überwiegen gekommen. In ihren Anfängen ist aber die Industrie eher dem Mann günstig als der Frau; denn die beginnende Differenzierung der Männer gibt diesen allen Reichtum in die Hand und befähigt sie dazu, die Frauen zu ihren Haushälterinnen hinabzudrücken.

Diesen scheinbaren Ausnahmen gegenüber lehren aber

[1]) So noch von Brooks Adams in seinem Buch „Das Gesetz der Zivilisation und des Verfalls".

[2]) Vgl. „Formen der Ehe", S. 72

die Völkerkunde sowohl als die Geschichte, daß tatsächlich die kriegerische Betätigung auf allen Kulturstufen die soziale Stellung der Frauen schädlich beeinflußt.

Halten wir etwas Umschau, so finden wir, daß schon auf der untersten uns bekannten Kulturstufe, bei den *Jägern*, die Behandlung der Frau eine harte und oft grausame ist. Und diese Stämme sind meist kriegerisch, doch mit Ausnahme der *Eskimo* und der *Bergwedda;* und gerade bei den *Eskimo* und den *Wedda* ist die Behandlung der Frau verhältnismäßig eine auffallend gute. Die ebenfalls unkriegerischen *Andamanesen*, bei denen noch der Einfluß der Fischerei hinzukommt, behandeln ihre Frauen besser als manche zivilisierten Völker. Die Häuptlingsfrau ist nach Man[1]) zugleich Vorsteherin der anderen Frauen, sowohl der ledigen als der verheirateten, und behält diese Stellung bei, auch wenn sie Witwe wird. — Bei den Hackbauern ist teils der kriegerische, teils der industrielle Typus mehr ausgebildet. H. Spencer hat eine ganze Reihe interessanter Beispiele gesammelt, die zeigen, daß sich dieser Gegensatz sehr deutlich in der Behandlung der Frau bemerkbar macht. So z. B. gehören die *Samoaner* dem industriellen Typus zu; die Häuptlinge sind wählbar, es besteht keine kriegerische Organisation: und die Stellung der Frau ist eine hohe. Es herrscht die Sumandoehe[2]), d. h. Gatte und Gattin bringen ein Heiratsgut von gleichem Werte ein, und bei der Scheidung wird das Eigentum geteilt[3]). — Die *Fidschianer* dagegen haben den kriegerischen Typus, und zwar in extremer Form ausgebildet. Der König ist schrankenloser Despot, er verfügt über eine in unterwürfigem Gehorsam gehaltene Kriegerkaste, es herrscht ein System streng abgegrenzter Rangstufen: und die Frau ist wenig besser gestellt als ein Lasttier; der Mann kann sie nach Belieben verkaufen, töten und aufessen. Die Männer leben in Polygynie, Häuptlinge haben zehn bis hundert Weiber[4]). — Und dasselbe Verhältnis finden wir bei

---

1) A. a. O. 2) Vgl. „Die Familie", S. 95, 101, 103 3) Turner, Nineteen years in Samoa, S. 190, 261, 264, 280—284, 322; Spencer, II, § 327

4) Wilkes, Narrative of United States exploring expedition, III, S. 77; Erskine, Islands of the Western Pacific, S. 248; Seeman, Viti, S. 237; Spencer, a. a. O.

den zivilisierten Völkern. So war unter allen Völkern des Altertums die Frau besonders frei und hochgeachtet bei den *Ägyptern*, die ja durch Jahrhunderte hindurch ein hauptsächlich den Erwerbstätigkeiten gewidmetes Leben geführt haben. — Im alten *Rom* war, so lange die kriegerische und erobernde Tätigkeit anhielt, der Familiendespotismus so ausgeprägt, als es nur denkbar ist; als aber der Kriegsstaat in den Industriestaat des Kaiserreichs überging, erklomm die Frau, wie wir schon wissen, eine hohe und freie Stellung, die ihr dann durch das ganze kriegerische Mittelalter hindurch wieder verloren ging[1]. — Unter den modernen Kulturvölkern hat die Frau in den *Vereinigten Staaten* eine Höhe der sozialen Stellung erreicht wie nirgends in *Europa*, und gerade die *Amerikaner* haben den kriegerischen Typus am meisten abgelegt und sind das Industrievolk par excellence geworden. An sie reihen sich in der Behandlung der Frau die modernen *Australier* und dann die *Engländer* an. Die *Australier* sind ein ganz ausschließlich industrielles Volk, und die *Engländer* führen ihre Kolonialkriege durch Söldner (arme Teufel, die ihre Haut gegen Bezahlung für die Plutokratie zu Markte tragen), während der tonangebende, besitzende *Engländer* kein Krieger ist, sondern ein Kaufmann. In *Deutschland* ist die Stellung der Frau verhältnismäßig niedriger, und gerade bei den *Deutschen* hat sich unter der Führung *Preußens* der kriegerische Geist besonders zäh erhalten[2]. —

(Reichtum) Wie die Industrie, so ist auch der Reichtum der Frau im allgemeinen günstig; zwar nicht in seinen Anfängen (Kaufehe), wohl aber, wenn er langsam und in steigendem Maße ein Volk durchdringt. Im großen ganzen läßt sich sagen: je ärmer das Leben, je härter der Kampf ums Dasein, je kümmerlicher die Mittel der Existenz, um so schwerer ist das Los der Frau. Wo dagegen Reichtum und

[1] Vgl. „Die Familie", 10. Kap., S. 213; vgl. Marianne Weber, „Ehefrau u. Mutter", S. 108 (Ägypter), S. 130 (Juden), S. 131 (Araber)

[2] Vgl. Eduard David, „Mutterschutz und Militarismus", in der „Neuen Generation", herausgegeben von Dr. Helene Stöcker, 1913, Nr. 6, S. 290

Luxus sich entwickeln, wo Kunst und Wissenschaft den Charakter veredeln und die Sitten mildern, da wird auch die Frau besser behandelt, und auch bei solchen Völkern, bei denen sie keineswegs als frei oder als dem Manne ebenbürtig gilt, wird sie dann wenigstens als kostbares Luxusobjekt gehätschelt.

(Sittliches Empfinden) — Mit wachsendem Reichtum, steigender Kultur verändert sich aber auch das sittliche Empfinden. An die Stelle des roh-naiven Egoismus tritt unter dem Einfluß der Künste und Wissenschaften, die die Phantasie befruchten, das Einempfinden, d. h. die Vorstellung von dem Gemütszustand des andern, als ein Motiv, das den Willen um so mehr vermenschlicht, je mehr zugleich der Kriegsstaat in den Industriestaat übergeht, d. h. je mehr sich der Mensch der Gewalttätigkeit entfremdet und an Verständigung und friedliche Verhandlung mit seinesgleichen gewöhnt. — Infolge dieser Gemütsumwandlung wird die Frau als Persönlichkeit anerkannt und geachtet, und dadurch wird der Boden für die romantische Liebe vorbereitet, die, wie kein anderes Gefühl, den Mann geneigt macht, die Frau als ein ebenbürtiges, gleichwertiges Wesen anzuerkennen. —

(Zahlenverhältnis der Geschlechter) — Eine mehr prosaische Ursache der Frauenstellung ist das Zahlenverhältnis der Geschlechter. Je stärker die Frauen an Zahl die Männer überwiegen, um so ungünstiger ist das Verhältnis für ihre soziale Stellung (eine Erfahrung, die man z. B. schon bei jedem Tanzvergnügen bestätigt finden kann). — Das Zahlenverhältnis der beiden Geschlechter ist keineswegs eine unveränderliche Größe, die sich bei allen Völkern etwa gleichbleibt[1]. So überwiegen z. B. bei den *Australiern*, bei den *Westeskimos*, bei manchen Indianerstämmen usw. die Männer; bei anderen Indianern, wie den *Brasilianern* auf *Hawaii*[2], bei vielen *Afrikanern* bilden dagegen die Frauen

[1]) Vgl. z. B. die Zusammenstellung bei Westermarck, Geschichte der Ehe, 21. Kapitel

[2]) Ellis, Reise durch Hawaii, S. 246

die Mehrzahl. — In *Deutschland* beträgt der Frauenüberschuß nicht weniger als eine Million; in *Amerika* dagegen waren lange Zeit die Frauen in der Minderzahl, da die Einwanderung dem neuen Weltteil mehr Männer als Frauen zuführte. Und auch dieser Umstand mag nicht unwesentlich dazu beigetragen haben, der *Amerikanerin* ihre — beinahe schon mehr als glänzende — Stellung zu verschaffen. —

(Form der Ehe) — Von großer Bedeutung für das Schicksal der Frau ist ferner die Form der Ehe und die Art der Eheschließung, die zwar hauptsächlich Folgen der ökonomischen Einrichtungen sind, aber nun ihrerseits wieder als wirkende Ursachen auftreten.

Mit der Polyandrie ist fast stets eine gute Stellung der Frauen verbunden. So lesen wir sogar von den „rohen *Todas*", die dazu noch ein Hirtenvolk sind: Den Männern und den Knaben bleibt alle härtere Arbeit überlassen, während „die Frauen nicht einmal vor die Türe gehen, um Wasser oder Holz zu holen, das ihnen von einem ihrer Gatten zugetragen wird"[1]). — Es ist das leicht zu verstehen, und ebenso begreiflich ist es, daß die Polygynie für die Frauen ungünstig ist. — Vorteilhaft für die Frau ist dagegen die Monogamie. Die Dauermonogamie ist günstiger für die Frau als die Paarungsehe, weil dem Mann verwehrt ist, die Frau jederzeit willkürlich aus dem Haus zu verjagen; sie ist aber der Frau insofern ungünstiger als die Paarungsehe, weil sie unter Umständen für ihr ganzes Leben dem häuslichen Despotismus eines verhaßten Mannes unentrinnbar verfallen ist.

Unvorteilhaft für die Frau ist die Tauschehe und die Kaufehe insofern, als sie in beiden Eheformen der Familie des Mannes ausgeliefert ist. Vorteilhaft ist für sie die Dienstehe, die das entgegengesetzte Resultat hat, und die Kaufehe wenigstens insoweit, als der bezahlte Kaufpreis dem Mann das leichtfertige Verstoßen der Frau entleidet. Günstig für die Frau ist in hohem Maße die Mitgiftehe, weil Reichtum Macht verleiht, und auch in der Ehe gewöhnlich derjenige Teil herrscht, der die größere Macht hat.

---

[1]) Ethnol. Soc. Transactions, N. S. VII, S. 242

(Religion und Recht) — Schließlich üben auch die religiösen und rechtlichen Anschauungen einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die soziale Stellung der Frauen aus. Religion und Recht können zwar keine neuen Kulturzustände hervorbringen, wohl aber üben sie auf die Kulturentwicklung die Wirkung aus, daß sie bestehenden Zuständen Halt und Festigkeit geben. In einer rasch vorwärtsschreitenden Zeit wirken also diese beiden konservativen Mächte zugleich entwicklungshemmend. Denn in solchen Zeiten legen sie sich wie ein fest erstarrender Zement um die wachsende Pflanze der Kultur, so daß diese das künstliche Mauerwerk zersprengen muß, wenn sie nicht verkrüppeln will. (Es gilt dann das Wort des Dichters: „Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort.") — In Zeiten des Sinkens der Frau sind ihr also Religion und Recht wohltätig, so z. B. als das Mutterrecht in das Vaterrecht überging. In Zeiten dagegen, wie den unseren, wo die Frau steigt, sind sie ihren Interessen entgegengerichtet. — Und zwar gilt dies besonders von denjenigen Religionen, die sich dem Fortschritt gegenüber immer mehr verhärten; während das Gesetz wenigstens im allgemeinen sich bemüht, den Tatsachen nachzuhinken [1]).

Ausblick

„Das Weib ist heute noch der schlimmste Feind des Weibes."
Henriette Fürth

Bringen wir nun diese Einsicht auf unsere jetzigen Verhältnisse in Anwendung und versuchen wir, der Frau das Horoskop für die Zukunft zu stellen, so liegt auf der Hand, daß ihr Los offenbar davon abhängig sein wird, in welcher Weise sich die genannten Ursachen künftighin gestalten und kombinieren. Darüber läßt sich etwa folgendes vermuten:

1. Nach dem ökonomischen Gesetz von der „Arbeitsvergesellschaftung" [2]) ist zu erwarten, daß die Vergesellschaftung wirtschaftlicher Familienfunktionen auch fürderhin

[1]) Vgl. z. B. Ad. Bernstein, Christiania, Die rechtliche Lage der Frau in Norwegen, Dokumente des Fortschritts, 5. Jahrg., 7. Heft, S. 499

[2]) „Phasen der Kultur", S. 254

noch zunehmen, daß also das Verhältnis: „Gesellschaft, Familie und Frau“ sich für die letztere immer günstiger gestalten wird.

2. Nach dem Entwicklungsgesetz der Differenzierung[1]) wird auch die Frauendifferenzierung zunehmen, denn die Arbeitsteilung ist ja nur eine Teilerscheinung des großartigen Kulturprozesses der Arbeitsvergesellschaftung.

Durch die Frauendifferenzierung wird die Frau ökonomisch selbständig, und damit steigt im allgemeinen unzweifelhaft ihre Macht und ihre soziale Bedeutung. Denn die ökonomische Selbständigkeit der Frau ist der einzige Weg, auf dem sie zur sozialen und politischen Gleichberechtigung mit dem Mann gelangen kann.

Aber die Übergangszeit ist für die Frau insofern ungünstig, als sie nun in das Erwerbsleben hinausgestoßen wird und trotzdem noch mit den Pflichten der Haushaltung belastet ist. Eine Entlastung kann nur dadurch stattfinden, daß der Kleinhaushalt der Familie durch irgendeine der vielen möglichen Formen des Großhaushaltes abgelöst wird. Eine Auflösung der Familie würde dadurch keineswegs in die Wege geleitet werden, vielmehr würde die Familie durch die Befreiung von der ökonomischen Belastung in eine höhere und reinere Form übergeführt werden[2]). Erst nach dieser Umwandlung kann die Frau der errungenen Selbständigkeit froh werden[3]). Bis dahin aber ist die gesamte Gesellschaftsordnung auf die differenzierte Frau überhaupt nicht eingerichtet, und so entstehen starke Gegenmächte und Widerstände gegen die Fortschritte der Frauendifferenzierung, die so groß werden können, daß die Frauenbewegung vorübergehend wieder rückläufig wird.

Von 1895—1907 hat allerdings die Zahl der erwerbstätigen Frauen um 60% zugenommen. Doch ist nach den Auseinandersetzungen, die Elisabeth Gnauck-Kühne in der Kölner Volkszeitung veröffentlicht hat, diese Zunahme nur den in der neuen Statistik besser erfaßten „Mithelfenden“

[1]) Vgl. „Phasen der Kultur“, S. 254

[2]) Vgl. „Die Familie“, S. 278ff.; vgl. insbesondere Hulda Maurenbrecher, „Das Allzuweibliche“, 5. Kapitel

[3]) Vgl. „Die Familie“, S. 306

zu verdanken, während die Zahl der hauptberuflich Erwerbstätigen von 20,6% (1895) auf 20,2% (1907) zurückgegangen ist. — Als eine der Ursachen dieses Rückgangs der Hauptberuflichen ist vielleicht die steigende Dienstbotennot zu betrachten, infolge deren viele Frauen der Mittelklasse nun die Arbeiten der Dienstboten übernehmen und dadurch im Haushalt eine volle Beschäftigung finden. Es muß allerdings fraglich erscheinen, ob bei zunehmender Kultur und Bildung die Frauen der Mittelklasse sich mit dieser Stellung zufriedengeben werden. Denn auf der anderen Seite kommt doch auch in Betracht, daß, wie Prof. Hanns Dorn in einer Untersuchung über „die Konkurrenz der Frauenarbeit und der Männerarbeit" gezeigt hat, durch die Mitarbeit der Frauen das Familieneinkommen mindestens um mehr als ein Drittel, durch die der Töchter um mehr als die Hälfte gesteigert wird, und daß die Wohnungs- und Ernährungsverhältnisse in den Haushalten mit erwerbenden Frauen ein bedeutend günstigeres Bild zeigen als die Haushalte mit berufslosen Frauen. „Wer den Lebenskreis der Frau auf Kirche, Küche und Kinder einengen will (heißt es treffend in dieser interessanten Studie), der beschränkt ihren Speisezettel auf Kartoffel, Knödel und Kaffee[1])." — Jedenfalls wird die Frauenbewegung, wie jede große Bewegung, von Rückschlägen nicht frei bleiben. Aber die Ursachen, die ihr zugrunde liegen, werden aller Wahrscheinlichkeit nach weiter wirken und so auch diese Bewegung trotz großer Widerstände schließlich zum Ziel führen. —

3. Mit dem Anwachsen der weiblichen Erwerbstätigkeit wird die Tätigkeit von Mann und Frau, wenn auch wohl nicht gleich, so doch gleichwertig, weil nun auch die Frau organisierte d. h. potenzierte Arbeit leistet; und dies wird um so mehr zur Hebung der Frau beitragen, als

4. der Kriegsstaat bei den Kulturvölkern in vollem Übergang zum Industrie- oder Arbeitsstaat begriffen ist. Bei allen Kulturvölkern tritt die industrielle Tätigkeit, die Arbeit „als die Quelle aller Güter und alles Guten", immer

[1]) Hanns Dorn, a. a. O.; vgl. besonders auch die wertvolle Abhandlung von Dr. Rosa Kempf, „Leben der jungen Fabrikmädchen in München", in den „Schriften des Vereins für Sozialpolitik".

mehr in den Vordergrund, während die kriegerische Tätigkeit als barbarisch und schädlich immer mehr verhaßt wird. Und in einem Land wie *Australien*, das in dieser Beziehung am weitesten voran ist, haben sich die Frauen, wie auch in *Norwegen*, *Finnland* usw. bereits die politische Gleichberechtigung mit den Männern errungen, und es ist wohl nur eine Frage der Zeit, daß die anderen Kulturländer darin nachfolgen.

5. Durch die neuen Produktionsmethoden, durch die Zunahme des Handels und Verkehrs, der heute schon alle Länder der Erde zu einer großen Arbeitsgemeinschaft verbindet, ist der Reichtum in starkem Steigen begriffen. Durch seine ungleiche Verteilung ist dieser Reichtum allerdings bis jetzt mehr zu einem Fluch als einem Segen für die Gesellschaft geworden. Die wachsende Demokratisierung der Gesellschaft muß aber immer mehr eine gerechtere und gleichmäßigere Verteilung des Reichtums in die Wege leiten, wodurch der Fluch in einen Segen verwandelt wird. Somit ist die Demokratisierung günstig für die Frau, weil sie den Wohlstand der großen Massen hebt.

6. Durch die Zersetzung der Familie und den dadurch bewirkten Mangel an Charaktererziehung ist augenblicklich zwar eine Zunahme der Verbrechen, namentlich der von Jugendlichen begangenen, hervorgerufen worden. Aber die Zunahme der erzieherischen Tätigkeit des Staates, die Fortschritte der pädagogischen Wissenschaft, die stets weiter um sich greifende Verbreitung der aufklärenden Wissenschaften, der gemütbildenden Künste, all das muß notwendig mit der Zeit die Sittenverfeinerung in immer breitere Volksschichten tragen. Ein Vergleich mit den rohen Zeiten des Mittelalters (Folter, Hexenbrennen, Grausamkeit, Alkoholismus) zeigt übrigens, welche Fortschritte in den letzten Jahrhunderten schon gemacht worden sind. Allerdings bleibt für die Volkserziehung das meiste noch zu tun.

7. Die Überzahl der Frauen rührt zum großen Teil von dem harten Daseinskampf her, der die Männer dezimiert, von der „männermordenden“ Arbeit. Mit der Differenzierung der Frauen wird die Arbeit der Männer auf ein vernünftiges Maß reduziert werden können, sobald auch die

Frau durch potenzierte Arbeit höhere Werte schafft. Und die Geschlechter werden sich an Zahl ausgleichen können, nicht durch die ungünstigen Bedingungen für die Frau, sondern durch die günstigeren Lebensbedingungen für den Mann. Bei der bäuerlichen Bevölkerung, wo die weibliche Beschäftigung der männlichen ähnlicher ist als in der Stadt, ist auch der Frauenüberschuß teils geringer, teils überhaupt nicht vorhanden.

8. Was die Form der Ehe betrifft, so geht die allgemeine Tendenz offensichtlich immer mehr nach der Monogamie, und zwar nach der reinen und der Absicht nach lebenslänglichen Monogamie, aber nicht mehr nach der absolut untrennbaren Dauermonogamie. Die reine und trennbare Monogamie[1]) ist aber für die Frau die allergünstigste Eheform, für den Fall, daß sie ökonomisch selbständig ist. Diese Eheform ist seit der Wiedereinführung der Ehetrennung tatsächlich in rascher Ausbreitung begriffen, ebenso wie ja auch die ökonomische Selbständigkeit der Frau durch die Zunahme der weiblichen Erwerbsarbeit. —

9. Der kirchliche Dogmenglaube, der in einem starren herdenmäßigen Konfessionalismus besteht, ist in zwar sehr langsamem, aber unaufhaltsamem Verfall begriffen; und eine neue Weltanschauung, eine soziale Religion, nicht zwar der Gleichheit, wohl aber der Gleichberechtigung, ist im Werden, die entschieden der Frau und allem, was in Unfreiheit und Knechtschaft lebt, förderlich ist, während der starre Kirchenglaube sich immer mehr aufs Land zurückzieht und dort zum Paganismus wird. — Und daß sich auch die modernen Gesetzbücher allmählich, wenn auch zögernd, den veränderten Zeitumständen anpassen und der Frau Rechte einräumen, die sie früher nie besessen hatte, haben wir schon anderen Ortes gesehen[2]).

Aus dem Gesagten wird also hervorgehen, daß die Mächte, die der Frau günstig sind, im Steigen, die entgegengesetzten im Fallen begriffen sind. Die neue Epoche, deren

[1]) Die Hagnochoristie, vgl. „Formen der Ehe", S. 66

[2]) Vgl. „Die Familie", S. 329

Anfänge wir heute erleben, wird aller Erwartung nach die Frau frei und gleichberechtigt sehen, Schulter an Schulter mit dem Mann höhere Kulturwerte schaffend. — Aber selbstverständlich liegt dieser Prognose die Voraussetzung zugrunde, daß die Kulturbewegung in der bisherigen Richtung weiter fortschreitet, daß sie nicht durch den Verfall der führenden Völker, durch Kriege oder sonstige äußere Einflüsse gestört oder gar rückfällig wird. Darüber aber eine Voraussagung aufzustellen, überschreitet, wie wir im siebenten Kapitel sehen werden, die Grenzen der induktiven Kulturwissenschaft, der „reinen" Soziologie. —

Sechstes Kapitel

Über die Labilität der geschlechtlichen Sitten

Im vorigen Kapitel suchten wir die wichtigsten Ursachen zusammenzustellen, die die soziale Stellung der Frau bedingen und die überhaupt die geschlechtlichen Sitten bei den verschiedenen Völkern beeinflussen. Da sie sehr zahlreich und mannigfaltig sind, kann man sich wohl denken, daß sie, je nach ihrer Kombination, das Geschlechtsleben bei verschiedenen Völkern, auch auf derselben Entwicklungsstufe, sehr verschieden gestalten. Zugleich aber bietet uns die Kenntnis der Ursachen das Mittel, die besonderen sexuologischen Zustände bei den einzelnen Völkern zu verstehen.

Wenn nun eine zukünftige Soziologie es unternehmen wird, eine solche Erklärung und Analyse für alle Völker der Erde durchzuführen, so wird die Erklärung aber doch in manchen einzelnen Fällen wahrscheinlich nicht vollkommen befriedigend ausfallen. Denn nicht selten halten Völker an den Nachwirkungen einer geschichtlichen Vergangenheit fest, die sich aus dem augenblicklichen Gesellschaftszustand nicht erklären lassen, sondern nur durch die Rekonstruktion der

früheren Entwicklung, die manchmal schwierig sein wird, für die aber in anderen Fällen gerade solche Überlebsel von der größten soziologischen Bedeutung sind.

Trotzdem wird man aber bei dem großen Material, das Ethnologie und Geschichte liefern, gerade bei vertieftem Studium immer wieder auf einzelne Fälle stoßen, die schwer oder gar nicht zu erklären sind. Wir sehen öfters, daß bei nahe verwandten Völkern, die unter genau denselben Bedingungen leben, doch sehr verschiedene geschlechtliche Sitten bestehen, ohne daß für diese Verschiedenheiten auch nur der mindeste Grund ersichtlich wäre. So sind z. B. die *Indianer* von *Kolumbien* im allgemeinen polygam, und nur die wildesten von ihnen, die *Otomaken*, sind nach Depons monogam[1]). — Von den *Indianern* der *Plains* sagt Dodge[2]): „Es gibt keinen einzigen Punkt, worin die Stämme der *Plains* sich so sehr voneinander unterscheiden als in der durchschnittlichen Keuschheit ihrer Weiber. Die *Heyennes* und die *Arrapahoes* bewohnen dasselbe Gebiet, leben in demselben Lager beisammen und sind eng und beständig miteinander verbündet. Die Männer der beiden Stämme sind in ihren Gewohnheiten bezüglich persönlicher Keuschheit ganz übereinstimmend, weichen aber in ihren Ansichten über Familienzucht und Weibertugend wesentlich voneinander ab. Bei den *Arrapahoes* wird die Untreue der Weiber nicht sonderlich beachtet, nicht einmal von deren Gatten. Unter den *Heyennes* würde die Entdeckung einer solchen sehr ernste Folgen, möglicherweise sogar den Tod für das Weib nach sich ziehen. Infolgedessen sind die *Heyenne*weiber zurückhaltend und bescheiden und können bezüglich der Keuschheit sich füglich mit den Weibern jedes anderen Volkes messen; die *Arrapahoe*weiber dagegen sind beinahe ohne Ausnahme liederlich."

Bei den Frauen der *Südandamanesen* ist nach Man[3]) das geschlechtliche Schamgefühl so hoch entwickelt, daß sie ihre Schamschürze niemals ablegen, auch nicht einmal vor anderen

---

[1]) Vgl. „Formen der Ehe", S. 51

[2]) Die Indianer des fernen Westens, S. 128f.

[3]) E. H. Man, On the Aboriginal Inhabitants of the Andaman Islands, London 1883, S. 110

Frauen; während die Männer dabei keine Verlegenheit empfinden und die Angehörigen eines benachbarten Stammes (die *Järawa*) völlig nackt gehen.

Solche und andere Fälle müssen uns auf den Gedanken bringen, daß die geschlechtlichen Sitten manches Mal schon durch geringfügige Ursachen — vielleicht das Beispiel einer hervorragenden Person oder dergleichen — geändert und beeinflußt werden können; daß sie einer gewissen „Labilität" unterworfen sind, die vielleicht mit der ebenfalls bis jetzt unberechenbaren Erscheinung der Mode verwandt ist.

In dieser Annahme wird man bestärkt, wenn man die oft überraschend jähen Wandlungen verfolgt, die die Geschlechtsmoral in der geschichtlichen Entwicklung aufweist. Eine solche merkwürdige Wandlung trat z. B. in *Italien* im 16., in *Frankreich* im 18. Jahrhundert ein.

Nach J. Burckhardt wird in *Italien* bis ins 16. Jahrhundert hinein „der betrogene Ehemann je nach Umständen ausgemalt als eine ohnehin von Hause aus lächerliche Person, oder als ein furchtbarer Rächer; ein drittes gibt es nicht, es sei denn, daß das Weib als böse und grausam und der Mann oder Liebhaber als unschuldiges Opfer geschildert werden soll. Man wird indes bemerken, daß Erzählungen dieser letzteren Art nicht eigentliche Novellen, sondern nur Schreckensbeispiele aus dem wirklichen Leben sind. Mit der Hispanisierung des italienischen Lebens im Verlauf des 16. Jahrhunderts nahm die in den Mitteln höchst gewaltsame Eifersucht vielleicht noch zu, doch muß man dieselbe unterscheiden von der schon vorher vorhandenen, im Geist der italienischen Renaissance selbst begründeten Vergeltung der Untreue. Mit der Abnahme des spanischen Kultureinflusses schlug dann die auf die Spitze getriebene Eifersucht gegen Ende des 17. Jahrhunderts in ihr Gegenteil um, in jene Gleichgültigkeit, welche den Cicisbeo als unentbehrliche Figur im Hause betrachtete und außerdem noch einen oder mehrere Geduldete (Patiti) sich gefallen ließ[1])."

Ein ähnlicher Umschwung fand in *Frankreich* im 18. Jahr-

[1]) J. Burckhardt, Kultur der Renaissance, II, S. 187

hundert statt. Marmontel schreibt darüber in seinen Contes moraux: „On parle du bon vieux temps. Autrefois une infidélité mettait le feu à la maison, l'on enfermait, l'on battait sa femme. Si l'époux usait de la liberté qu'il s'était reservée, sa triste et fidèle moitié était obligée de dévorer son injure, et de gémir au fond de son ménage comme dans une obscure prison. Si elle imitait son volage epoux, c'était avec des dangers terribles. Il n'y allait pas moins que de la vie pour son amant et pour elle-même. On avait eu la sottise d'attacher l'honneur d'un homme à la vertu de son épouse; et le mari, qui n'en était pas moins galant homme en cherchant fortune ailleurs, devenait le ridicule objet du mépris public au premier faux pas que faisait Madame. En honneur, je ne conçois pas comment dans ces siècles barbares on avait le courage d'épouser. Les noeuds de l'hymen étaient une chaîne. Aujourd'hui voyez la complaisance, la liberté, la paix régner au sein des familles. Si les époux s'aiment, à la bonne heure, ils vivent ensemble, ils sont heureux. S'ils cessent de s'aimer, ils se le disent en honnêtes gens, et se rendent l'un à l'autre la parole d'être fidèles. Ils cessent d'être amants; ils sont amis. C'est ce que j'appelle des mœurs sociales, des mœurs douces ...“[1])

Manchmal machen solche Wandlungen geradezu den Eindruck einer geistigen Epidemie; so z. B. das Auftreten der Knabenliebe im alten *Griechenland*, oder das meteorartige Aufflammen der Liebesleidenschaft zur Zeit der Minnesänger, oder die sexuelle Anarchie während des Directoires, oder die Flagellantenkrankheiten, die ja ebenfalls erotomanische Bewegung waren.

Auch in unserer Zeit bietet der amerikanische Feminismus ein Beispiel für die Labilität des Sexualempfindens. Allerdings lassen sich hier eine ganze Anzahl von Ursachen erkennen: Anfangs gab es in *Amerika* viel weniger Frauen als Männer, und so wurde von vorneherein der Wert der Frau gesteigert; dann ist *Amerika* ein rein industrielles Land, die kriegerische Tätigkeit spielt fast gar keine Rolle. Ferner hat dort die Frauendifferenzierung beinahe nur die obere

[1]) E. u. J. de Goncourt, La Femme au XVIII. Siécle, S. 129

Klasse ergriffen, während die proletarische Arbeit durch die Einwanderer besorgt wird. *Amerika* ist ferner das Land der Erbtöchter, die dort tonangebend sind. Der Mann geht ganz in Gelderwerb auf, die Frau hat die Möglichkeit, sich zu bilden und ist so ihrem Gatten geistig überlegen usw. Man würde es gut begreifen, daß die Geschlechter gleichberechtigt wären; aber der Masochismus der amerikanischen Männer, der aus der Frau die kriechend umschmeichelte Herrin macht, ist unverständlich, er hat den Charakter einer Epidemie, die eines Tages auftritt und eines anderen Tages wieder verschwindet.

Sehr deutlich macht sich die Labilität der sexuellen Auffassungen auch in der Geschichte der Prostitution bemerkbar. So sagt z. B. Ploß[1]): „Gerade in den zivilisierten Ländern haben sich wohl auf keinem Gebiet die jeweilig herrschenden Anschauungen so wesentlich geändert, als bei der gewerbsmäßigen Prostitution. Bald auf das äußerste geächtet und verfolgt, bald von den Fürsten, den Magistraten und dem Klerus ganz besonders geschützt und gefördert, dann wiederum nur eben geduldet und durch strenge Polizeimaßregeln im Zaume gehalten, hat sie doch ihre zähe Lebenskraft bewiesen, die sie bis heutigen Tages in Blüte hielt."

Aus diesen wenigen Beispielen wird schon hervorgehen, daß die geschlechtlichen Sitten einer außerordentlichen Biegsamkeit fähig sind, daß oft schon Einflüsse genügen, sie rapid umzuwandeln, die so gering sind, daß sie schwer nachgewiesen werden können. Im nahen Zusammenhang damit stehen andere wohlbekannte Erscheinungen: Die unzähligen Perversitäten, denen der geschlechtliche Instinkt ausgesetzt ist (vgl. z. B. Krafft-Ebings Psychopathia sexualis), und die enorme Mannigfaltigkeit der geschlechtlichen Sitten bei den verschiedenen Völkern. Denn, wie wir schon gesehen haben, kommen bei den verschiedenen Völkern fast alle geschlechtlichen Beziehungen vor, die überhaupt denkbar sind, während sonst jede Tierspezies irgendein bestimmtes konstantes Ge-

---

[1]) Das Weib, 5. Aufl., I, S. 441

schlechtsverhältnis kennt, das für sie charakteristisch ist und mehr oder weniger festgehalten wird[1]).

Wenn wir nun fragen, welches die tieferen Ursachen dieser merkwürdigen Veränderlichkeit sind, so wird uns darüber die Entwicklungsgeschichte der Liebe, die wir im ersten Kapitel darzustellen versuchten, Auskunft geben. Wir teilten dort die sexuellen Gefühle in primäre und sekundäre ein. Und wenn wir nun etwas schärfer hinsehen, so finden wir, daß es besonders die sekundären Triebe sind, die sich als „labil" erweisen. Diese sind ja nicht in der angeborenen Hirnstruktur begründet, sie wurzeln nicht in der Tiefe des Biologischen, sondern es sind spätere Kulturerrungenschaften, die dem ursprünglichen Triebleben aufgepflanzt wurden. Die sekundären Triebe sind, kurz gesagt, nicht angeboren, sondern angelernt. Und gerade so wie sie angelernt sind, so können sie unter Umständen auch abgelegt oder verändert werden. So kann z. B. das Gefühl der Körperscham in ganz kurzer Zeit, ja sogar für gewisse Gelegenheiten, abgelegt werden. Dieselbe junge Dame, die im gewöhnlichen Leben ihren Busen sorgfältig verhüllt, scheut sich nicht, ihre ganze Büste den Augen aller bloßzustellen, wenn sie einen Ball besucht. — Ähnlich labil ist das Gefühl der geschlechtlichen Eifersucht; wenn wir Romane von d'Annunzio, Paul Bourget, Prévost lesen, so werden die Qualen der Eifersucht mit einer Glut geschildert, daß man einen der tiefsten Urtriebe vor sich zu haben glaubt. Und die Sittengeschichte berichtet uns, daß z. B. in den noch gar nicht lange zurückgelegenen Zeiten des Absolutismus sich mancher Edelmann und Bürger hochgeehrt fühlte, wenn der Fürst seine Frau durch seine Gunst „auszeichnete".

Ich glaube also, daß die psychologische Ursache der „sexuellen Labilität" in der Veränderlichkeit der sekundären Charakterzüge zu suchen ist. Wie dem aber auch sein mag, jedenfalls hängt diese Labilität mit jener fast grenzenlosen Anpassungsfähigkeit zusammen, durch die der Mensch alle anderen Geschöpfe unendlich übertrifft. Da nun diese An-

[1]) Vgl. „Formen der Ehe", 3. Kapitel

passungsfähigkeit nicht bloß zu allen möglichen Entartungen, sondern auch zu jeder Vervollkommnung führen kann, so ist sie geradezu als das psychologische Fundament des Fortschritts zu betrachten. Und daß diese Biegsamkeit, diese Plastizität des menschlichen Charakters auch für den Fortschritt auf dem Gebiete der Geneonomie von großer Bedeutung sein kann, wird wohl ohne weiteres einleuchten. —

Auf der anderen Seite läßt der geschlechtliche Instinkt, dieser unergründliche Proteus, eine andere Erscheinung erkennen, die der Labilität gerade entgegengesetzt ist, nämlich einen gewissen Fanatismus, der an Heftigkeit vielleicht nur dem religiösen nachsteht. Voll Verachtung blickt jedes Volk auf andere, die anderen geschlechtlichen Sitten huldigen. Der polygame *Singhalese* vergleicht den monogamen *Wedda* einer gewissen monogamen Affenart, der perikleische *Grieche* konnte nicht genug Worte der Begeisterung für die Päderastie finden, deren bloße Vorstellung den normalen Menschen unserer Tage mit Ekel erfüllt. Bei der Besprechung der Polyandrie, wo mehrere Brüder eine Frau gemeinsam besitzen, vermögen es die wenigsten Berichterstatter, ihrem Abscheu nicht Ausdruck zu geben, und den gleichen Widerwillen erregen uns die Geschwisterehen, die bei den *Ägyptern* und *Persern* gebräuchlich waren, und mit denen wir den Begriff der Blutschande verbinden usw.

Während wir uns die Labilität des Geschlechtstriebes aus der hervorragenden Anpassungsfähigkeit des Menschen erklären können, geht wohl der geschlechtliche Fanatismus daraus hervor, daß der Mensch eine instinktive Ahnung hat von der ungeheuren Bedeutung des geschlechtlichen Verhältnisses für das Schicksal der Menschen und der Völker. Im Schoß des geschlechtlichen Verhältnisses werden die schwarzen und die weißen Lose nicht nur verteilt, sondern geschaffen; hier liegt die Wurzel alles Wohls und alles Wehs. Wenn daher dieser „Fanatismus“ erleuchtet wird durch die wissenschaftliche Erkenntnis, so wird er nicht minder als die geschlechtliche „Labilität“ für den Fortschritt und die Kulturbeherrschung dienstbar gemacht und nützlich werden können.

* * *

Wir haben nun die Phaseologie des Geschlechtslebens beendigt. Nachdem wir der Liebe, den Ehemotiven, der Frauenerwerbung, der Ehe und der Stellung der Frau je ein Kapitel gewidmet haben, um so das Verhältnis zwischen Mann und Frau von allen Seiten zu beleuchten, wäre der erste, der spezielle Teil unserer Aufgabe erledigt. Nun bleibt noch eine zweite, mehr allgemeine oder abstrakte Aufgabe, nämlich aus dem Phasenverlauf die Richtung zu ermitteln, in der sich der ganze Komplex von Erscheinungen bewegt, den wir in den vorhergehenden Kapiteln betrachtet haben. Dazu bedürfen wir einer bestimmten Methode. Diese Methode wollen wir im nächsten Kapitel auseinandersetzen, um sie dann im Schlußkapitel auf den besonderen Fall des Geschlechtsverhältnisses anzuwenden.

II
Allgemeiner Teil

Siebentes Kapitel

Die Methode der Phasen und der Richtungslinien[1])

Als den letzten Zweck der Wissenschaft hat Comte die Vorhersage künftigen Geschehens gelehrt. Dieser Gedanke war nur eine logisch notwendige Folge aus der Fundamentaleinsicht des Positivismus, daß alle unsere Erkenntnis relativ ist und daß wir eine absolute Erkenntnis niemals erlangen können; somit bleibt als einziger Wert alles Wissens der praktische Wert übrig: die Wirkung des Erkennens auf unser Handeln. Auf diesem Wege kam Comte zu seiner berühmt gewordenen Formel: „Savoir pour prévoir, prévoir pour prévenir."

Vielleicht wird man denken, daß in dieser Formel ein richtiger Gedanke zu einseitig hingestellt ist. Der Mensch hat ja einen natürlichen Wissensdrang, und die Befriedigung dieses Bedürfnisses an sich, d. h. ohne weitere Nebenabsichten, ist gewiß ebenso vernünftig wie z. B. die Befriedigung des ästhetischen Bedürfnisses durch die Kunst. Doch würde, so aufgefaßt, die Wissenschaft als ein zwar sehr edles Spiel, aber doch nur als ein Spiel betrachtet werden müssen. Ein Wissen, das niemals unser Handeln günstig oder nützlich beeinflussen könnte, würde offenbar in dieselbe Kategorie wie das Schachspielen oder der Sport zu verweisen sein.

---

[1]) F Müller-Lyer, „Die phaseologische Methode in der Soziologie", Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie, August 1912

Da nun aber das Leben so ernst und von so vielen Leiden bedrängt ist und da zugleich die Wissenschaft die höchste Kraft ist, durch die sich der Mensch des Leidens erwehren kann, so wird man wohl geneigt sein, zuzugeben, daß Comte in seiner Formel, wenn auch nicht den einzigen, so doch den höchsten Wert der Wissenschaft richtig angegeben und entdeckt hat, wenigstens den höchsten Wert einer reifen Wissenschaft.

So aufgefaßt, hat sich denn der Satz Comtes, wenn auch sehr langsam und allmählich, zu immer allgemeinerer Anerkennung durchgerungen. Es ist besonders eines der großen Verdienste W. Ostwalds, daß er die von Comte entdeckte Einsicht, zu der er wohl unabhängig von Comte und auf eigenen Wegen gelangt ist, in weite Kreise des denkenden Publikums verbreitete.

In dem Satze Comtes haben wir also ein Kriterium oder ein Maß, mit dem wir den Wert einer jeden Wissenschaft messen können. Wenden wir dieses Maß auf die einzelnen Wissenschaften an, so ist kein Zweifel, daß wir in der Mathematik, in der Astronomie, Physik, Chemie und Physiologie echte und reife Wissenschaften vor uns haben. Denn alle diese Wissenschaften haben ja zur Aufstellung von Gesetzen geführt, die eine bestimmte Voraussage gestatten und deren Einfluß auf das praktische Leben so überaus stark war, daß dadurch schließlich unsere gesamte Wirtschaft — die Grundlage unseres gesellschaftlichen Seins — vollständig revolutioniert worden ist. — Aber eine große Wissenschaft, die letzte in der Hierarchie und die gerade in unseren Tagen in den Mittelpunkt des wissenschaftlichen Denkens getreten ist, die Gesellschaftslehre oder Soziologie, sie muß zur Seite treten; mit jenem Maße gemessen, muß sie es sich gefallen lassen, nicht als eine echte und reife Wissenschaft betrachtet zu werden. — Die Frage, ob die Soziologie die Zukunft vorhersagen, ob sie die kommende Kultur voraussehen kann, wird man wohl kaum mit einem freudigen Ja beantworten wollen[1]). — Wenn wir die einzelnen Lehrbücher der

[1]) Vgl. z. B. Gustaf F. Steffen, „Der Weg zu sozialer Erkenntnis", Jena 1912, S. 206—219

Soziologie auf diesen Punkt hin prüfen, so finden wir zum Teil glänzende und großartige Verarbeitungen des geschichtlichen Stoffes; unsere Hoffnung aber, daß am Schlusse der Arbeit die Vergangenheit für die Zukunft fruchtbar gemacht werde, wird nicht erfüllt. Manche Soziologen halten es geradezu für unverträglich mit dem Ruf eines ernsten Wissenschafters, sich auf irgendwelche Voraussagen überhaupt einzulassen. Zumeist treffen wir allerdings in den Schlußkapiteln der Soziologien Ausblicke und Voraussagen, die aber oft nur Wunschideen des Autors sind und durchaus nicht streng logisch aus der Vergangenheit hervorgehen oder nach einer bestimmten Methode daraus abgeleitet wären. Ja, solche Lieblingsideen sind oft sehr deutlich bestimmt durch die Klassen- und Parteizugehörigkeit, durch Privatinteressen (selbstverständlich unbewußt), also durch Motive, die mit einer wissenschaftlichen Voraussage offenbar rein nichts zu tun haben. Daher stehen sich denn auch die Voraussagen der einzelnen Soziologen so oft diametral gegenüber.

Und doch ist es wohl mit der soziologischen Voraussage nicht so schlimm bestellt, wie es nach dem Gesagten scheinen möchte. Wir besitzen wenigstens eine Theorie, die es ermöglicht, gewisse Schlüsse in die Zukunft hinaus zu machen. Ich meine damit die Marxsche Theorie von der Hegemonie der Wirtschaft, oder (wie man gewöhnlich, aber wohl nicht ganz richtigt sagt) den „historischen Materialismus"[1]).

Allerdings wird die Richtigkeit der Marxschen Geschichtstheorie bis heute noch von vielen namhaften Gelehrten bestritten. Aber der Widerspruch richtet sich doch eigentlich nur gegen eine zu extreme Form der Theorie. In ihrer gemäßigten Form ist sie jetzt beinahe eine Selbstverständlichkeit geworden; sie lehrt dann nur, daß die Wirtschaft das Fundament ist, auf der sich die gesamte Kultur eines Volkes aufbaut; daß daher, auch entwicklungstheoretisch genommen,

[1]) Literaturzusammenstellungen über den historischen Materialismus bei Carl Grünberg, Wörterbuch der Volkswirtschaft, Jena 1906—1907, S. 923—924; K. Diehl, Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 3 Aufl., Jena 1909—1911, S. 604—606

der Wirtschaft die Hegemonie unter allen soziologischen Funktionen zukommt; daß jedesmal, wenn die Wirtschaft eine höhere Stufe erklommen hat, alle anderen soziologischen Funktionen (Familie, Staat, Wissen, Glauben, Moral, Recht, Kunst) sich auf der neuen Grundlage weiter entfalten und ebenfalls zu höheren Formen aufsteigen.

Schon in dieser gemäßigten Form, die wohl kaum zu bestreiten ist, gestattet die Marxsche Theorie tatsächlich, Schlüsse auf die Zukunft zu machen. Denn da unsere Wirtschaft in den letzten Zeiten eine höhere Stufe erschritten hat, als sie in der Geschichte je da war, so folgt, daß nun auch unsere gesamte Kultur sich umwandeln, d. h. sich auf der höheren Basis auch zu höheren Formen weiterentwickeln wird.

Aber wie beschaffen diese höheren Formen der zukünftigen Kultur sein werden, das vermag die Theorie in ihrer gemäßigten Abart nicht zu bestimmen. Eine solche Vorhersage glaubt dagegen der radikale Materialismus bis zu einem gewissen Grade wagen zu können. Nach dieser Meinung liefert nämlich die Wirtschaft nicht bloß die Bedingungen für die höhere Entwicklung der Kultur, sondern sie bestimmt auch die ganze übrige Kultur in allen Einzelheiten. In dieser Form ist die Theorie nicht nur keine Selbstverständlichkeit, sondern sie ist auch, wie wir später noch sehen werden, unbeweisbar und jedenfalls bis jetzt noch niemals bewiesen worden. Allerdings ist es richtig, daß das Wissen, das Fühlen, Denken, die ganze Lebensauffassung eines Individuums von den wirtschaftlichen Umständen stark beeinflußt werden. So z. B. ist ja in allen diesen Punkten die Klassenzugehörigkeit, die Berufsart innerhalb eines und desselben Volkes von offensichtlicher Wirkung. Denn die Wirtschaft bildet den wichtigsten Teil des Milieus, in dem das Individuum sein Leben einrichtet, und das Milieu hat einen gewaltigen Einfluß auf den menschlichen Charakter. Aber der menschliche Charakter ist nicht bloß und allein vom Milieu abhängig, sondern auch von seiner angeborenen Anlage. Wir müssen uns doch immer an die stillschweigende Voraussetzung aller Soziologie erinnern, daß die treibende Kraft der Kulturentwicklung nicht das Milieu ist, sondern das menschliche Gehirn, und zwar insofern,

als es mit anderen menschlichen Gehirnen in Wechselwirkung tritt. Die Wirtschaft ist keine metaphysische Entität, die vorausschreitet und die übrigen soziologischen Funktionen am Gängelband hinter sich dreinzieht, sondern der Mensch hat genau ebenso aus seinem mit besonderen und eigenartigen Spannkräften geladenen Zentralorgan die Wirtschaft entwickelt, wie er auch die übrige Kultur gemäß seiner angeborenen Eigenart in die Höhe geführt hat. D. h. mit anderen Worten: in jeder soziologischen Funktion liegt eine funktionseigene Gesetzmäßigkeit, die aus der wirtschaftlichen Entwicklung nicht erschöpfend erklärt werden kann[1]).

Für das Gebiet der Wissenschaft läßt sich diese Gesetzmäßigkeit sogar schon a priori aufzeigen. Es liegt auf der Hand, daß hier eine bestimmte Entdeckung nicht gemacht werden kann, so lange nicht andere Entdeckungen vorausgegangen sind. So kann z. B. die Algebra erst nach der Arithmetik, die Infinitesimalrechnung erst nach der Analysis erfunden werden. Und ganz allgemein hat uns Comte gezeigt, daß die verwickelteren Wissenschaften (z. B. Soziologie, Psychologie) erst nach den einfacheren (Mathematik, Astronomie) in Blüte treten konnten. Das gleiche trifft natürlich auch für die Technik zu. — Nicht anders ist es in der Kunst. Auf Haydn folgte Mozart, auf Mozart Beethoven, auf Beethoven Wagner. Diese Entwicklungsreihe lief ab, indem jeder folgende Meister auf dem Werk seines Vorgängers weiterbaute, rein nach kunstentwicklungseigenen Gesetzen und ohne daß sie durch immer neue wirtschaftliche Anstöße höher getrieben worden wäre. Und als, wie mir gesagt wurde, Professor Lamprecht eine größere Anzahl japanischer Bilder seinen Schülern vorlegte, mit der Aufgabe, sie sollten sie nach dem Alter ordnen, konnten diese die Aufgabe lösen bloß aus dem Vergleich der Bilder.

Wir sehen also hier auf dem Gebiet der Wissenschaft und Kunst, daß *ganze Entwicklungsreihen nach einer*

---

[1]) Vgl. P. Barth, „Die sogenannte materialistische Geschichtsphilosophie", Jahrb. f. Nation. Ök. und Statistik, 3. F., 2. Bd., Jena 1896 (besonders S. 17, 29); und besonders P. Barth, „Die Philosophie der Geschichte als Soziologie", I, Leipzig 1897, S. 303—376

inneren Gesetzmäßigkeit ablaufen, ohne daß die einzelnen Glieder der Reihe von immer neuen wirtschaftlichen Anstößen bestimmt würden. Allerdings müssen, damit solche Reihen ablaufen können, die wirtschaftlichen Bedingungen gegeben sein; gerade wie vielleicht ein Gewässer immer nur dann in Fluß kommen kann, wenn z. B. wieder eine Schleuse aufgezogen oder ein Hindernis beseitigt wird; aber nicht die Schleuse ist die Ursache der Bewegung, sondern die Gravitation des Wassers selbst[1]).

Und so ist es auf allen Gebieten der Kultur. Überall besteht ein bestimmter Fortschrittsmechanismus, vermittelst dessen sich Kulturformen um so später erst entwickeln, je weiter sie von dem Naturzustand entfernt sind; und die entfernteren Formen kommen dadurch zustande, daß nach einer für jede Funktion bestimmten Gesetzmäßigkeit auf den niederen Formen weitergebaut wird. Denn der menschliche Geist ist so beschaffen, daß er notwendig vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Konkreten zum Abstrakten, vom Besonderen zum Allgemeinen, vom Natürlichen zum Künstlichen und Künstlerischen usw. fortschreiten muß.

Doch sind dies nur theoretische Erwägungen gegen den radikalen Marxismus. Schlagender ist das praktische Experiment. Kein auch noch so scharfsinniger und gelehrter Marxist konnte mir aus der vollkommensten Kenntnis des ökonomischen Phasenverlaufs z. B. den geneonomischen Phasenverlauf ableiten oder voraussagen. Ich selbst stand, als ich schon den ökonomischen Phasenverlauf vollkommen beherrschte, jahrelang ratlos vor der Aufgabe, den geneonomischen Phasenverlauf, der doch wenigstens in den großen Epochen so klar auf der Hand liegt, aufzudecken. — Wenn also die Marxsche Theorie aus der Wirtschaft die übrigen soziologischen Funktionen nicht für die Vergangenheit ableiten kann, so kann sie es auch nicht für die Zukunft. D. h. sie kann nicht die höheren Formen angeben, denen unsere Kultur in der nächsten Zukunft zustreben wird. —

---

[1]) Vgl. F. Müller-Lyer, „Historische Reihen", Die Neue Zeit 1911, Nr. 52

Nun möchte ich eine Methode beschreiben, die vielleicht geeignet ist, die Marxsche Theorie zu ergänzen, und die übrigens wohl auch für sich einen gewissen selbständigen Wert beanspruchen darf.

Diese Methode, die ich die „Phaseologische Methode“ genannt habe und die man ebensogut auch als die „Methode der Richtungslinien“ bezeichnen könnte[1]), gründet sich ungefähr auf folgenden Gedankengang:

Die Geschichte, sagt Hegel, *lehrt nichts.* Denn in der Kulturentwicklung reiht sich eine Phase an die andere und keine gleicht der vorhergehenden, jede Phase ist neu. Die bloß die Vergangenheit beschreibende Geschichte kann uns also über die kommende Phase keinerlei Auskunft geben, oder höchstens eine auf Analogie ruhende, die leicht trügen kann. — Wenn wir aber die einzelnen Entwicklungsphasen in eine Reihe bringen und jede Phase mit der folgenden vergleichen, so erkennen wir die Richtung, in der sich die Entwicklung bewegt, und diese Richtung weist nun, unter Umständen mit großer Bestimmtheit, in die Zukunft hinaus. Denn nicht aufs Geratewohl schreitet die Kulturentwicklung fort, sondern nach bestimmten Richtungsgesetzen. Und so gut wie sich die Gesetzmäßigkeiten in der organischen Entwicklung nachweisen ließen (allerdings erst nach großen Vorarbeiten), wird dies auch für deren überorganische Fortsetzung, für die Kulturentwicklung, möglich sein. Ich meine also, daß die Richtungslinie uns aus dem chaotischen Stoff der Geschichte in das Reich der Soziologie emporheben kann.

Es sei gestattet, diese Behauptung, bevor ich die Methode genauer erkläre, durch ein Beispiel zu erläutern, das uns gerade in diesem Buch als ein zentrales Problem entgegengetreten ist. Ich meine damit die Frauenbewegung, d. h. die „Differenzierung“ der Frauen in Berufe. Über die Bedeutung dieser Bewegung herrscht auch jetzt noch lebhafter Streit. Die einen

[1]) Näheres über diese Methode in meinen Büchern: „Phasen der Kultur“, München 1908, S. IV—VI; „Der Sinn des Lebens und die Wissenschaft“, München 1910, S. 122—131; „Formen der Ehe, der Familie und der Verwandtschaft“, München 1911, S. 8—10; „Die Familie“, München 1912, S. 1—2

sehen darin eine für den Fortbestand der Rasse gefährliche Verirrung, der man mit allen Kräften entgegenarbeiten muß, die anderen halten sie für ein notwendiges Übel, und noch andere für einen großen Fortschritt, für den Beginn einer höheren Kulturära. — Nun wollen wir versuchen, dieses Problem der Methode der Richtungslinie zu unterziehen. Überblicken wir die gesamte Entwicklungsgeschichte der Differenzierung oder Arbeitsteilung, so zeigen sich in der Kulturentwicklung drei große Phasen oder Epochen: 1. die Epoche der geschlechtlichen Arbeitsteilung (zwischen Mann und Frau), die wir bei den Naturvölkern antreffen; 2. die Epoche der Differenzierung der Männer in Berufe, mit der die Zivilisation beginnt, und daran schließt sich, nachdem der letzte Mann von der Differenzierung erfaßt worden ist, in unserer Zeit 3. die Differenzierung der Frauen an, die bis jetzt schon etwa ein Drittel aller Frauen umfaßt. Die gesamte Kulturentwicklung ist also durchzogen von einer einheitlichen Richtungslinie (zunehmender Differenzierung), und diese Richtungslinie ist außerdem die geradlinige Fortsetzung der Differenzierung in der organischen Welt und erstreckt sich daher, mit dieser zusammengenommen, über Millionen von Jahren. — Dann ist die moderne Frauenbewegung nichts weiter als eine kleine Verlängerung einer seit fast unendlich langer Zeit sich immer verlängernden Richtungslinie der Arbeitsteilung. Suchen wir nun noch diese Richtungslinie kausal zu verstehen, so ergeben sich bestimmte Schlüsse für die Zukunft der Frauenbewegung, die ich jedoch nicht wiederholen will[1]).

Nach diesem Schema muß nun die gesamte Kulturentwicklung untersucht werden[2]), aber nicht zunächst als ein Ganzes, sondern auf allen ihren Einzelgebieten. Denn erst nach der Analyse des Ganzen kann die Synthese des Ganzen gewagt werden.

Wir zerlegen also das Gesamtgebiet der Kultur in die Einzelgebiete, deren wichtigste wohl diese sind: Wirtschaft, Familie, Staat, Glauben und Wissen, Moral, Recht und Kunst,

---

[1]) Vgl. auch „Phasen der Kultur", S. 196—331

[2]) Vgl. „Der Sinn des Lebens und die Wissenschaft", 25. Kapitel

(Und auch diese Einzelgebiete werden, je nach Bedürfnis, wieder in Unterabteilungen gespalten.)

Auf jedem dieser Einzelgebiete verfolgen wir nun den gesamten Verlauf, den die Entwicklung von den untersten uns bekannten Zuständen bis auf unsere Tage genommen hat, und zerlegen die ganze Strecke in eine Folge von Perioden oder Phasen. Vergleichen wir dann jede Phase mit der nächstfolgenden, so entdecken wir die Richtungslinien des Kulturfortschritts, die sich durch den ganzen Phasenverlauf hindurchziehen und die Richtung angeben, in der sich die Kultur weiterbewegt.

Und aus diesen Richtungslinien können unter Umständen — nämlich, wenn es gelingt, die Bewegung kausal zu erfassen — dann die Richtungsgesetze abgeleitet werden.

Also, um zusammenzufassen: *Wir schreiten von den Kulturphasen zu den Richtungslinien weiter, von den Richtungslinien zu den Richtungs- oder Entwicklungsgesetzen.* —

Damit ist aber die Aufgabe noch nicht beendigt. Gesetzt, wir hätten auf allen Einzelgebieten die Richtungslinien gefunden, so müssen wir sie nun noch untereinander vergleichen, um so ihre Wechselwirkungen, d. h. die Zusammenhänge zwischen den einzelnen soziologischen Funktionen feststellen zu können und so die „interfunktionellen Gesetzmäßigkeiten“ zu finden. Das Gebiet der interfunktionellen Beziehungen ist außerordentlich groß und verwickelt; denn jede soziologische Funktion ist von jeder anderen in irgendeiner Weise abhängig. So ist z. B. die Kunst abhängig von dem Zustande der Wirtschaft, der Technik, der Familie, der Erziehung, des Staates, der Religion, des Wissens, der Moral usw. (und umgekehrt). Die Familie ist wieder eine Funktion der Wirtschaft, des Staates, des Rechtes, der Moral, der äußeren Politik usw. usw. Wollten wir alle diese Abhängigkeiten aufzählen, so könnte es in übersichtlicher Weise kaum anders geschehen, als in Form einer großen Tabelle. Damit begreift man nun, daß die Marxsche Theorie, die nur die Abhängigkeit der übrigen soziologischen Funktionen von der Wirtschaft (allerdings die

allerwichtigste der interfunktionellen Beziehungen) ins Auge faßt, auch nur einen sehr kleinen Teil der Soziologie vorstellen kann, und daß diese Theorie sich außerdem auf einem Feld bewegt, wo die Verwicklung so groß ist, daß es nur nach langwierigen, gründlichen und ganz systematischen Vorarbeiten möglich sein wird (wenn es möglich sein wird), alle Zusammenhänge zu beherrschen. Wir haben da gleichsam ein ungeheures Gewebe von Richtungslinien vor uns; ziehen wir nun an irgendeinem Faden, z. B. an dem „Faden" Wirtschaft, so sehen wir, daß sich beinahe alle anderen Fäden bewegen; denn mit der Wirtschaft hängt ja alles zusammen. Ziehen wir aber jetzt an dem „Faden" Wissenschaft, so findet abermals ungefähr dasselbe statt. Ist nun die Wirtschaft das primäre oder die Wissenschaft? — Offenbar, so wird man sagen — und das war die Lehre Comtes, Hegels, Buckles usw. — die Wissenschaft, denn was ist denn die Wirtschaft anderes als angewandtes Wissen? Ist der Ackerbau nicht angewandte Botanik, wie die Viehzucht angewandte Zoologie? War die Dampfmaschine, die die moderne Wirtschaft revolutioniert hat, nicht die Frucht der Fortschritte der Physik? usw. — Wenn wir nun aber genauer hinsehen, so müssen wir doch zugeben, daß die Wissenschaft nur dann einen so großen Einfluß ausüben kann, wenn sie zuvor — Wirtschaft geworden ist. Wissenschaftliche Fortschritte der höchsten Art üben, so lange sie aus den Werkstätten der Denker und Erfinder nicht auf den Markt der Güterproduktion herabgestiegen sind, niemals einen so großen Einfluß auf die gesamte Kultur aus wie der Ackerbau, die Dampfmaschine usw. Wenn wir also die Marxsche Theorie in ihrer gemäßigten Form als richtig befinden müssen, so dürfte aber dieselbe Theorie in ihrer radikalen Form, zum mindesten gesagt, ganz unbeweisbar sein. Denn der Kulturfortschritt kriecht auf tausend Füßen, und es liegt auf der Hand, daß ein Fortschritt auf irgendeinem Kulturgebiet auch Fortschritte auf anderen mit sich ziehen muß. — Unter den soziologischen Erscheinungen steht eben eine jede geradezu mit jeder anderen in irgendeinem Zusammenhang; und alle diese Zusammenhänge aufzudecken, wird nicht leicht sein.

Doch schwierige und unlösliche Aufgaben gab es und gibt es in allen Wissenschaften. Wir wollen uns daher nicht länger bei diesen Schwierigkeiten aufhalten, sondern vielmehr erwägen, was jetzt schon die Phasenmethode für die Soziologie zu leisten imstande ist.

1. Ein erster Vorteil ist, daß die phaseologische Methode in das ungeheure Chaos des geschichtlichen Stoffes *Ordnung* bringt; daß sie es ermöglicht, eine einheitliche *Systematik* der soziologischen Erscheinungen herzustellen. Gerade wie z. B. in den Naturwissenschaften aus der (beschreibenden) Botanik und Zoologie eine (induktive) Biologie erst hervorgehen konnte, nachdem der Stoff systematisiert war (Linné, de Candolle usw.), geradeso kann auch die eigentliche soziologische Arbeit erst dann einsetzen, wenn vorher der gesamte Stoff geordnet, d. h. in ein einheitliches System eingegliedert worden ist. — In der Soziologie hat aber ein System noch mehr zu bedeuten. Gerade weil die soziologischen Erscheinungen alle miteinander im Zusammenhang sind, besteht die soziologische Erkenntnis zum großen Teil in der Einsicht in diese Zusammenhänge, die nur durch ein einheitliches, alles umfassendes System klargestellt werden können. (Erst ein solches System wird es z. B. ermöglichen, die Marxsche Theorie, soweit es überhaupt tunlich ist, durch das ganze Gebiet hindurch einer „systematischen" Prüfung zu unterwerfen.) Daß aber die Phasenmethode Ordnung und Systematisierung tatsächlich schaffen kann, dies Eine wenigstens glaube ich in meinen früher genannten Büchern über die Ökonomie und Geneonomie unwiderleglich gezeigt zu haben. — Durch die systematische Fragestellung, zu der uns die Methode zwingt, bringt sie uns aber auch zu einer Menge neuer Fragestellungen, auf die wir ohne die Methode nicht so leicht gekommen wären; sie hat also auch einen *heuristischen* Wert.

2. Wenn die *Phaseneinteilung* es ermöglicht, den Stoff zu systematisieren und so ein *Zwischenglied* zwischen der rein beschreibenden (Geschichte, Ethnographie usw.) und der eigentlich induktiven Sozialwissenschaft, der Soziologie, herzustellen, so darf man von den Richtungslinien behaupten,

daß sie uns schon hoch über den geschichtlichen Stoff in das Reich der Soziologie hinaufführen. Mag man Soziologie de- finieren wie man will, ein System der Richtungslinien, auf denen die großen „Völkergedanken" ihre Entwicklungsbahn wandeln, ist sicherlich kein geschichtliches, sondern bereits ein rein soziologisches Gebilde.

Von den Richtungslinien möchte ich hier noch sagen, daß eine solche Linie um so wertvoller ist, einen je größeren Zeitraum sie überspannt. Nichts orientiert meist (nicht immer!) so schnell über die Richtung einer Entwicklung als ein Vergleich sehr weit voneinander entfernt liegender Phasen; namentlich der Vergleich der alleruntersten mit der aller- höchsten Kulturstufe. — Dazu kommt noch eine besondere Eigenheit der Richtungslinien: sie streben nicht in unentwegten Geraden ihrem Ziel zu, sondern gleichsam wie das Licht in transversalen Wellenlinien. Mit anderen Worten, der Kultur- fortschritt unterliegt dem „Gesetz des Rhythmus", d. h. er unterliegt häufig Rückschlägen und Stillständen. Auf einen großen Schritt nach vorwärts folgt ganz gesetzmäßig ein klei- nerer Schritt nach rückwärts oder seitwärts, auf einen jähen Aufstieg eine Pause usw. Eine „historische Idee" dringt bei- nahe niemals beim ersten Auftauchen durch, sie muß viele Male an den Köpfen anpochen, viele Male zurückgewiesen werden, immer wieder neue, höhere Formen annehmen, bis sie endlich Wirklichkeit wird[1]. Bis dahin aber wechseln Aktion und Reaktion; und während jeder Reaktion trium- phieren die Fortschrittsgegner und bringen die Fortschritts- freunde in Verwirrung durch die Behauptung, daß die Idee, wie die Geschichte zeige, „veraltet" sei. Aber die Sozio- logie zeigt dann gerade das Gegenteil. Der Soziologe weiß, daß gerade die Ideen, die hartnäckig immer wiederkehren, trotzdem sie immer wieder niedergeschlagen werden, daß diese „historischen Ideen" auf den gesetzmäßigen Takt siegreicher Richtungslinien gestimmt sind. —

Aus dieser Betrachtung wird hervorgehen, von welch

[1]) So hat man z. B. Darwin über 60 Vorgänger nachgerechnet. Näheres bei Alfred Vierkandt, Die Stetigkeit im Kulturwandel, Leipzig 1908.

unermeßlicher Bedeutung für die Soziologie die Kenntnis der vorgeschichtlichen Phasen ist. Denn die von der Geschichte beleuchteten Strecken der Richtungslinien sind oft so kurz, daß sie unerkennbar sind, wenn sie nicht als Fortsetzungen vorhergehender Entwicklungen aufgefaßt werden können. Daher war es denn nicht einmal einem so großen Historiker wie Ranke beschieden, auch nur die fundamentalste aller Richtungslinien zu sehen, nämlich zu erkennen, daß der Kulturprozeß eine fortschreitende Bewegung, eine Entwicklung darstellt.

3. Aus dieser Betrachtung wird aber auch hervorgehen, in welcher Weise die Methode der Richtungslinien die *gesamte Vergangenheit für das Verständnis der Gegenwart und der Zukunft fruchtbar machen kann.* Die Zustände, unter denen wir gegenwärtig leben, lernen wir nun begreifen als die augenblicklich letzten, aber immer vorwärtsdrängenden Glieder fast unendlich langer Entwicklungsreihen. Und nun vermögen wir es, die Entwicklung jeder historischen Reihe mit vollem Bewußtsein und wachsendem Verständnis zu verfolgen. Die Bewußtwerdung der Kulturbewegung ist aber, wie ich anderen Ortes zu zeigen versuchte[1]), der erste Schritt zur — Kulturbeherrschung, zum „Aktivismus", durch den der Mensch, der bis dahin nur ein historisches Objekt war, nun Subjekt seiner Geschichte wird.

4. Und damit komme ich nun auf die eingangs gestellte Frage zurück: Kann die Soziologie, wenn sie auf die phaseologische Methode gestellt wird, die Zukunft vorhersagen?

Falls mit dieser Frage eine bedingungslose Voraussicht gemeint ist, so wäre sie geradezu absurd. Denn die Voraussagen aller induktiven Wissenschaften gelten nur unter bestimmten Bedingungen oder Voraussetzungen. So kann der Zoologe aus der Raupe den Schmetterling voraussagen, der daraus einst hervorgehen wird, der Botaniker kann aus der Blüte erkennen, ob sie ein Apfel oder eine Birne werden wird. Aber ob im einzelnen Fall die Raupe nicht durch Frost oder Nahrungsmangel, die Blüte nicht durch einen

---

[1]) „Der Sinn des Lebens und die Wissenschaft", 15., 16. u. 26. Kap.

Wurm umkommen wird, das kann kein Naturforscher voraussagen. Sogar die astronomischen Vorhersagen, die doch wegen ihrer mathematischen Sicherheit sprichwörtlich sind, gelten nur unter der Voraussetzung, daß nicht ein kosmischer Kataklysmus eintritt. Die soziologischen Richtungslinien bewegen sich aber nicht wie die Planetenbahnen im freien Raum, sondern sie gehen durch die Köpfe der Menschen; sie sind abhängig von den Schicksalen der Individuen und der Völker. Die Völker können entarten, an sozialen Krankheiten dahinsiechen, durch Kriege und Seuchen in den Verfall getrieben werden, und alle diese äußerlichen Ereignisse, deren Beschreibung Sache der „Weltgeschichte“ ist, spotten natürlich aller Voraussicht.

Aber eine unbedingte soziologische Voraussicht wäre auch nicht einmal nützlich, sondern geradezu schädlich, weil sie uns dem Fatalismus und der Untätigkeit in die Arme treiben würde; gerade wie es bei dem Einzelnen der Fall sein müßte, wenn ihm durch ein Orakel sein Lebensschicksal bis ins einzelne hinein prophezeit wäre.

Was wir also von der Soziologie verlangen, sind keine Orakel, sondern, daß sie uns zeige, *welches die höheren Kulturformen sind, denen die Entwicklung unter der Bedingung, daß sie nicht gestört oder zerstört wird, zustrebt.* Und dies kann, wie ich glaube, die auf die phaseologische Methode gegründete Soziologie, und zwar in folgender Weise: Wenn wir nämlich alle die Phasen, die der Kulturprozeß seit Jahrhunderttausenden durchlaufen hat, miteinander vergleichen, *so gelangen wir zu Maßstäben, die uns zeigen, was überhaupt im soziologischen Sinn niedere und was höhere Formen sind. Und wenn wir diese Maßstäbe auch in die Zukunft hinein anlegen, so können wir Schlüsse machen auf die höheren Zukunftszustände, nach denen die Entwicklung hinstrebt.* — An die Stelle willkürlicher Vorstellungen, die man sich bis jetzt über die kommende Kultur gemacht hatte und die weit häufiger nach rückwärts als nach vorwärts wiesen, setzt also die Phasenmethode wissenschaftlich erkannte Zielphasen; oder, da dies vielleicht zu viel gesagt ist, sie zeigt uns die Richtung, in der sich die einzelnen Kulturerscheinungen bewegen,

und gibt uns so die Mittel an die Hand, die im statu nascendi befindliche Entwicklung zu verstehen und zu erleichtern. Und auf diesem Wege kann die Soziologie eine echte Wissenschaft im Sinne Comtes werden.

Achtes Kapitel

Die Richtungslinie in der Entwicklung des Geschlechtsverhältnisses

„Nur wer die Stärke und die Richtlinien der wirkenden Kräfte der Vergangenheit kennt, vermag die Möglichkeiten der Zukunft zu ermessen.“
Paul Barth

Die soeben beschriebene Methode in die Soziologie einzuführen, ist der wissenschaftliche Hauptzweck meiner „Entwicklungsstufen der Menschheit“. Wir stehen also jetzt, am Schlusse dieses Bandes, vor der Aufgabe, diese Methode auf den besonderen Fall des Geschlechtsverhältnisses anzuwenden. Während aber auf manchen Kulturgebieten, wie z. B. in der Entwicklung der Wirtschaft oder des menschlichen Verstandes, eine klare innere Logik waltet und die Richtungslinie leicht zu erkennen ist, erheben sich gegen eine methodische Bearbeitung des Geschlechtsverhältnisses mancherlei Schwierigkeiten, die wir zuvor ins Auge fassen wollen.

Zunächst stellt ja das sexuologische Rohmaterial, das uns aus der Völkerkunde und Geschichte zusammenfließt, ein Chaos dar, in dem man vergeblich nach einer Richtungslinie oder einem Gesetz forschen wird. Dieses Chaos haben wir in den früheren Kapiteln so weit in eine phaseologische Ordnung zu bringen gesucht, daß es allerdings jetzt möglich erscheint, durch eine Vergleichung der Phasen die Richtung der Bewegung festzustellen und der Entwicklungslinie zu folgen.

Aber auch innerhalb derselben Phase finden wir bei den einzelnen Völkern je nach dem Milieu und wohl auch der Rasse noch mannigfaltige Verschiedenheiten. Diese Verschiedenheiten, die wir aus der Kombination der „allgemeinen Ursachen", die das Geschlechtsleben beeinflussen, zu erklären suchten, sind jedoch keineswegs so groß, daß nicht neben ihnen die charakteristischen Merkmale der Phase bei der Mehrzahl der Völker als das hervorstechende Gemeinschaftliche den Entwicklungsweg deutlich erkennen ließen.

Doch nicht nur zwischen den einzelnen Völkern derselben Phase, sondern auch zwischen den einzelnen Klassen eines und desselben Volkes zeigen sich Verschiedenheiten in den sexualen Sitten und Auffassungen. So z. B. finden wir in *Tibet* bei den Reichen Polygynie, bei den Armen Polyandrie, und den Priestern scheint die freie Liebe gestattet zu sein. In der Renaissance und während der galanten Zeit waren die Sitten bei den Bauern andere als in der Aristokratie oder im Bürgertum, und ebenso herrschen in unserer Zeit in den einzelnen Klassen (Arbeiter, Mittelstand, Plutokratie) mannigfache Unterschiede.

Diese Verschiedenheiten rühren davon her, daß die einzelnen Klassen eines Volkes unter verschiedenen Kulturzuständen leben, und entwicklungsgeschichtlich genommen, sind auch diese Zustände wieder Entwicklungsphasen. Ein modernes Volk zeigt im Nebeneinander bei den einzelnen Klassen die Stufen, die die Entwicklung nacheinander zurückgelegt hat. So ist z. B. die Landbevölkerung besonders in geistiger Beziehung auf einer tieferen Entwicklungsstufe stehen geblieben, die die Stadtbevölkerung zum großen Teil schon überwunden hat usw. Oft sind es die höheren Klassen, die die Kultur weiterführen, aber keineswegs immer. So übernahm z. B. in der französischen Revolution die Mittelschicht die Führung, während die Aristokratie der Sittenlosigkeit verfallen war. Und in unserer Zeit scheint die Führung immer mehr von dem Bürgerstand auf die Arbeiter überzugehen.

Wenn wir nun aber die Aufgabe haben, die Richtung der Entwicklung festzustellen, so ist es ganz unnötig, auf alle diese Einzelheiten einzugehen; es genügt völlig, daß wir die

Höhenlinie der Entwicklung verfolgen; es genügt, die wichtigsten Fortschritte der einzelnen Phasen zu vergleichen, gerade, wie wir bei der Feststellung der Silhouette einer Bergkette nur die Spitzen der einzelnen Berge in Betracht ziehen, von den übrigen Erhebungen und Vertiefungen aber „abstrahieren“.

Und ebenso werden wir die Rückfälle, die in der Entwicklung des Geschlechtslebens so zahlreich auftreten, für unseren Zweck außer Betracht lassen können. Wir wissen ja, daß der Fortschritt der Kultur immer wieder von Reaktionen und Rückfällen unterbrochen wird. Zwei Schritte vorwärts, einen Schritt rückwärts, das ist eigentlich die Regel. Und die Reaktion ist meist um so größer, je rascher die Aktion, der Fortschritt war. Denn der Mensch braucht Zeit, um sich in neue Zustände einzugewöhnen, und er wehrt sich instinktiv gegen alle allzuraschen Änderungen, die ihn aus seinen Gewohnheiten herausreißen.

Auch auf diese Einzelheiten brauchen wir nicht einzugehen, wenn wir die Richtung der Bewegung im großen ganzen festzustellen suchen. Denn die Frage kann selbstverständlich hier nur im großen ganzen ins Auge gefaßt werden. Glücklicherweise treten aber in der Geschichte des Geschlechtslebens die allgemeinen Umrisse der Entwicklung so klar hervor, daß wir auf alle die erwähnten Einzelheiten keine Rücksicht zu nehmen brauchen. Es ist ja meist leichter, einen Gegenstand im großen zu erfassen, als ihn in allen seinen Einzelheiten zu verstehen; und besonders in den Anfängen einer Wissenschaft wird es sich darum handeln, zuerst synthetische Gesamteindrücke zu gewinnen und diesen dann später erst die in alle Einzelheiten dringende exakte Analyse folgen zu lassen.

Die Richtungslinie, die uns hier beschäftigt, soll also nur im großen ganzen betrachtet werden. Wenn wir nochmals die gesamte Entwicklung der geschlechtlichen Beziehungen vor unseren Augen vorüberziehen lassen, namentlich, wenn wir den Anfangspunkt mit dem (bisherigen) Endpunkt vergleichen, so können wir uns wohl kaum dem erhebenden Eindruck verschließen, daß hier eine großartige Bewegung von tierisch-

rohen zu höheren und reineren menschlichen Formen stattgefunden hat, d. h. daß wir eine Entwicklung vor uns haben, die nicht aufs Geratewohl hin und her schwankt, sondern, wenn auch unter vielen Rückschlägen, Stillständen und Verirrungen, doch aber nach einem inneren Gesetz und nach einer bestimmten Richtung fortschreitet.

Doch welches ist die Richtung, in der sich die Entwicklung des Sexualverhältnisses bewegt?

Wenn wir die einzelnen Phasen miteinander vergleichen, so finden wir, daß die geneonomischen Erscheinungen in ganz auffallender Abhängigkeit stehen von der Entwicklung der Ökonomie[1]).

Der Marxsche Ökonomismus hat sich auf dem Gebiete der Geneonomie geradezu glänzend bewährt, wie dies von Ernst Große[2]), Heinrich Cunow[3]), Eduard Fuchs[4]) u. a. schon früher in unwiderlegbarer Weise nachgewiesen worden ist.

Wenn nun die geneonomische Entwicklung abhängig ist von der ökonomischen Entwicklung, so muß offenbar die Richtungslinie der Geneonomie in einem bestimmten Abhängigkeitsverhältnis zu der Richtungslinie der Ökonomie stehen; und da die ökonomische Gesamtentwicklung ein sehr klares Richtungsgesetz ergibt, so dürfen wir erwarten, daß wir daraus auch ein geneonomisches Richtungsgesetz werden ableiten können.

Dies ist in der Tat der Fall. Das allgemeinste wirtschaftliche Entwicklungsgesetz ist das Gesetz von der Vergesellschaftung der Arbeit[5]). Und daraus leitet sich das allgemeinste geneonomische Entwicklungsgesetz ab. Es heißt: Die Kulturbewegung schreitet vom Geneonomischen zum Sozialen fort. Denn je höher die Gesellschaft organisiert

---

[1]) Vgl. den 4. Band der Entwicklungsstufen der Menscheit „Die Familie".

[2]) Vgl. Große, „Die Formen der Wirtschaft und die Formen der Familie", Freiburg i. B. 1896

[3]) Heinrich Cunow, „Die ökonomischen Grundlagen der Mutterherrschaft", Neue Zeit, 16. Jahrg., 1. Bd.

[4]) Eduard Fuchs, „Illustrierte Sittengeschichte", München 1909

[5]) „Phasen der Kultur", S. 250ff.

ist, um so mehr Funktionen entreißt sie den geneonomischen Organisationen (Verwandtschaft, Sippe, Familie) und verwandelt sie in gesellschaftliche. Daher wandeln sich die Beziehungen der Individuen aus geneonomischen immer mehr in soziale um.

Während die sozialen Gruppierungen immer höhere und immer künstlicher gefügte Formen annehmen, schreiten zugleich die geneonomischen Gruppierungen zurück. Und da mit wachsender Vervollkommnung der Gesellschaft auch die materielle Macht und die geistige Kraft des Individuums stetig zunimmt, so ist es nur eine andere Form des Gesetzes, zu sagen: Die Kulturbewegung schreitet vom Tierischen, Herdenmäßigen zum Individuellen, zum Persönlichen fort.

Nach diesem Gesetz (das wir später in einem folgenden Buche genauer zu prüfen und zu begründen haben werden) könnte es nun scheinen, daß in der Tat die geneonomische Entwicklung nichts anderes wäre als eine Folge der wirtschaftlichen Entwicklung. Aber damit würden wir der geneonomischen und überhaupt der Kulturentwicklung nicht im entferntesten gerecht geworden sein. Wie wir im vorigen Kapitel sahen, ist der Schöpfer aller Kultur nicht die „Wirtschaft", sondern natürlich der Mensch; und der Mensch ist auch der Schöpfer der Wirtschaft. Er ist nicht der willenlose Sklave der Wirtschaft, oder gar ihr Abklatsch, sondern er schafft die Wirtschaft, wie er die Kultur schafft: nach den ihm eingeborenen Triebkräften und Anlagen, deren Entfaltung eben das ist, was wir Kultur nennen. Mit anderen Worten: der Demiurg der gesamten Kulturbewegung ist — physiologisch ausgedrückt — das mit bestimmten Spannkräften geladene menschliche Gehirn; oder genauer: die Millionen Gehirne derer, die durch Zusammen- und Wechselwirkung den Zauberbau der Kultur aufgerichtet haben.

Hinter und unter der Soziologie steht die Psychologie. Und diese sagt uns, daß der Mensch nicht bloß die Wirtschaft ins Leben ruft, sondern auch die Wissenschaft, die Kunst, die Geneonomie usw., wenn es auch allerdings richtig ist, daß er sich nur diejenige Kultur leisten kann, die ihm

seine ökonomischen Mittel gestatten. Daher sind die Kunst, die Wissenschaft, die Geneonomie nicht etwa bloße „Spiegelungen“ des Wirtschaftslebens, sondern sie führen selbst wieder ein selbständiges Leben, sie entwickeln sich gerade wie die Wirtschaft nach einer inneren — psychologischen Gesetzmäßigkeit[1]). — Für diese Theorie sprechen auch besonders deutlich die Vorwegnahmen, die in kühnen Geistern so häufig entstehen und die man vielleicht als „*soziologische Antizipationen*“ bezeichnen könnte. So z. B. hatte Fichte schon vor hundert Jahren die Loslösung der Erziehung aus der Familie gefordert; und die Romantiker (die Schlegel, Karoline Michaelis, Tieck usw.) hatten die moderne Auffassung der Liebe schon auf den Schild gehoben, lange bevor die moderne Wirtschaft, die Frauendifferenzierung usw. entstanden waren[2]).

Ganz gewiß, die Geneonomie *folgt* der Ökonomie, aber nicht so, wie der Wagen dem Pferd, sondern so, wie etwa den Armen eines Kletterers dessen ganzer übriger Körper nachfolgt.

Die Geneonomie, respektive im besonderen hier das Sexualverhältnis, entwickelt sich also — ebenso wie die Wirtschaft — nach einer *inneren Gesetzmäßigkeit*; und wenn wir den Verlauf psychologisch verfolgen, kommen wir erst auf die in der Tiefe liegende Richtungslinie des Sexualverhältnisses — auf die Entwicklung des *menschlichen Willens*. Diese Entwicklungslinie nun können wir durch die Formel charakterisieren:

vom Instinkt zur Willenshandlung,

d. h. *die Entwicklung des Willens schreitet fort vom instinktiven zum bewußten (ziel- und zwecksetzenden) Handeln.*

---

[1]) In seinem vortrefflichen Buch: „Höherentwicklung und Menschenökonomie“ (Leipzig 1911, S. 425) sagt Rudolf Goldscheid: „Die Bevölkerungsverhältnisse einer Nation sind nicht *lediglich* das Ergebnis der herrschenden Wirtschaftsform, sondern *zugleich* das Produkt der wissenschaftlichen Gesamterkenntnis und der Stufe der Hirnevolution, zu der sich eine Zeit emporgerungen hat.“ Dieser Satz gilt nach meiner Ansicht ganz allgemein für jedes Kulturgebiet. —

[2]) Vgl. die geistvolle Einleitung von Helene Stöcker zu den „Briefen der Karoline Michaelis“; vgl. auch Lamprecht, Deutsche Geschichte, 8. Bd., S. 293

Diese Willensentwicklung ist einfach die geradlinige Fortsetzung einer sich über Millionen Jahre hin erstreckenden älteren Bewegung, nämlich der organischen, der biologischen Entwicklung: Alles tierische Leben beginnt mit der Reflexbewegung, und auf dem Reflex ist das gesamte psychische Leben aufgebaut. Denn die Reflexe setzen sich zu Instinkten oder Trieben zusammen; und auf den untersten Stufen des tierischen Lebens ist der Reflex alles. Aber schon frühe tritt ein intellektuales Moment hinzu, die Mneme, das Gedächtnis, d. h. die Empfänglichkeit für Erinnerungsbilder oder Engramme. Die Beziehungen, die diese Erinnerungsbilder zueinander eingehen, nennen wir in ihrer Gesamtheit den Intellekt. Der Intellekt, der die Erfahrungen der Vergangenheit zur Erfassung der Zukunft verwertet, wird nun eine der gewaltigsten Waffen im Kampf ums Dasein, und je reicher er sich entfaltet, um so mehr werden die Handlungen, die früher rein instinktiv waren, nun zweck- und zielbewußte Willenshandlungen.

Wenden wir nun diese Theorie auf das Sexualverhältnis des Menschen an, so werden wir sagen:

Mit wachsender Kultur werden die ursprünglich (biologisch angelegten) rein animalischen Sexualinstinkte von einem immer reicher werdenden Vorstellungsleben überlagert; und das Geschlechtsleben wird infolgedessen von einer zunehmenden Durchgeistigung durchdrungen.

Dieser Satz ist, wie wir glauben, der psychologische Schlüssel zum Verständnis der gesamten Sexualentwicklung; er erschließt klar die Richtungslinie, die den Phasenverlauf von den ersten Anfängen der Kultur bis auf unsere Tage durchzieht.

Um dies einzusehen, müssen wir aber die allgemein gefaßte Formel mit Inhalt füllen, wir müssen die Erscheinungsweisen dieser Durchgeistigung in ihren wichtigsten Zügen namhaft machen und wollen zu diesem Zweck nun nochmals die ganze Entwicklung in aller Kürze an unseren Augen vorüberziehen lassen.

I. Primitive Liebe

Ursprünglich ist die geschlechtliche Liebe rein instinktiv und ganz tierähnlich, sie besteht im wesentlichen aus der physischen Anziehung, d. h. dem Begattungstrieb und dem Muttertrieb (zu denen noch die sozialen Triebe[1]) unterstützend hinzutreten), und ist bar aller höheren geistigen Regungen. Aber zu diesem rein animalischen Grundstock gesellen sich immer mehr Vorstellungen, die zu neuen „überorganischen" Willensmotiven werden:

So ist z. B. klar, daß es offenbar eine Zeit gegeben haben muß, wo es den Menschen (ebenso wie den Tieren) unbekannt war, daß der Begattungsakt die Ursache der viele Monate später erfolgenden Geburt ist. Die Begattung geschah rein instinktiv, ohne das Bewußtsein der Folgen. Niedere Naturvölker glauben noch heute, daß die Befruchtung nicht bloß durch die Einwirkung des Mannes, sondern auch durch die Berührung der Frau mit Blumen oder Tieren, durch Sonnenstrahlen, Geisterwesen usw. zustande kommen könne. Und es sollen sogar noch Völker existieren, die, wie z. B. die *australischen Arunta*, den Zusammenhang von Begattung und Befruchtung überhaupt nicht kennen. Ob dies in der Tat heute noch der Fall ist, ist für unsere Frage gleichgültig. Jedenfalls konnte die Wertschätzung der Erzeugerschaft erst dann entstehen, nachdem die primitive „Physiologie" so weit fortgeschritten war, daß die Vorstellungen „Begattung" und „Geburt" im Bewußtsein miteinander in Verbindung getreten waren und der Intellekt um eine bestimmte neue Vorstellung reicher geworden war. — Auch die Mutterliebe, so tief und leidenschaftlich sie von allem Anfang an als Mutterinstinkt im weiblichen Willen angelegt war, ging doch ursprünglich nicht bloß zum eigenen Kind, sondern (gerade wie auch bei vielen höheren Tieren) zum Kind überhaupt. Daher die (verhältnismäßige) Gleichgültigkeit der primitiven Mutter gegen die Wirklichkeit der physiologischen Mutterschaft und ihre auffallende Geneigtheit, Kinder auszutauschen oder zu adoptieren

[1]) Vgl. „Sinn des Lebens", 10. Kapitel

und diese von anderen erzeugten Kinder mit derselben Liebe und Sorgfalt aufzuziehen wie die eigenen. Erst später, als infolge wachsenden Besitzes die Vorstellungen des Mein und Dein schärfer ausgebildet waren, begann sich auch die Mutterliebe auf das eigene Kind einzuschränken und von den Kindern anderer mehr und mehr abzuwenden.

Auch das Gefühl der geschlechtlichen Scham konnte auf der ursprünglichen Stufe des reinen Instinktlebens nicht vorhanden sein; denn Instinkte vollziehen sich ohne alles Schämen. Das Gefühl der geschlechtlichen Scham sowie der Körperscham überhaupt ist nicht primär; der ursprüngliche, natürliche Zustand des Menschen ist offenbar die Nacktheit, und die verschiedenen Arten der Körperscham entstanden erst, als Schmuck und Kleidung erfunden waren. — Dagegen ist es wahrscheinlich, daß der sogenannte „weibliche Abwehrtrieb" schon in dem Grundstock der primitiven Instinkte vorhanden gewesen ist und daß sich an diesen später das weibliche Schamgefühl angeschlossen hat. Wenigstens ist der weibliche Abwehrtrieb (der das Begehren des Männchens steigert und zugleich nur die Männchen mit starkem Geschlechtstrieb ausliest) bei den höheren Tieren sehr weit verbreitet.

Allerdings ist auch die sexuelle Eifersucht bei höheren Tieren weit verbreitet, trotzdem halten wir sie nicht für primär. Sie fehlt bei vielen Naturvölkern vollständig, bei denen die Besitzeifersucht schon sehr stark entwickelt ist. Infolge der geschlechtlichen Arbeitsteilung entsteht eine Symbiose, bei der die Frau eine wirtschaftliche Notwendigkeit für den Mann ist. Der jedem Abhängigkeitsverhältnis zugrunde liegende Antagonismus wird auf dieser Entwicklungsstufe einfach nach dem Recht des Stärkeren, d. h. rein instinktiv entschieden, die primitive Ehe ist die Unterwerfung der Frau unter den Willen des Mannes. Sie ist eine wirtschaftliche Einrichtung. Die Ökonomie ist Selbsterhaltungstrieb, und der Selbsterhaltungstrieb ist im allgemeinen stärker als der Geschlechtstrieb. —

So ist also der primäre Grundstock der ursprünglichen Sexualinstinkte sehr einfach und aller höheren Regungen bar.

Erst die sekundären Gefühle gaben dem Geschlechtsverhältnis den menschlichen Charakter. Und diese Vermenschlichung ist zu verdanken der fortschreitenden Bewußtseinserweiterung.

II. Familiale Epoche

In der Familialen Epoche sind die sekundären, d. h. durch den Intellekt vermittelten Liebesgefühle bereits zu hoher Entwicklung gediehen; selbstverständlich sind sie nicht plötzlich, sondern allmählich entstanden, und zwar lassen sich die Anfänge dieser Entstehung allenthalben schon bei den Naturvölkern verfolgen.

Zu den wichtigsten dieser sekundären Liebesgefühle gehören die geschlechtliche Eifersucht und die individuelle Liebesleidenschaft (die sogenannte romantische Liebe). Und die Entstehung auch dieser Gefühle ist zurückzuführen auf eine Bewußtseinserweiterung, auf eine Bereicherung des Vorstellungslebens, auf eine Durchgeistigung der Instinkte.

Vorbereitet war die sexuelle Eifersucht durch die Besitzeifersucht, die schon durch die primitive Ehe geweckt, durch die Kaufehe verstärkt worden war. Aber ihre eigentliche Entstehung verdankt sie wohl der Anerkennung der Frau als einer Persönlichkeit und außerdem der Erweiterung des Ekelgefühls. Das Ekelgefühl ist zwar selbstverständlich auch bei primitiven Menschen vorhanden, aber nur äußerst schwach ausgebildet[1]). Die Ekelhaftigkeit einer Menge von Dingen kommt dem Primitiven gar nicht zum Bewußtsein, er weiß nichts davon, daß sie bei intensiver Bewußtwerdung, d. h. aus dem Chaos der Erscheinungen herausgenommen und für sich betrachtet Unlust und Widerwillen hervorrufen. Nach Spinoza und anderen Philosophen hat aber gerade das Ekelgefühl die sexuelle Eifersucht wachgerufen, die nach dieser Ansicht hauptsächlich eine Folge der Vorstellung ist, daß

---

[1]) Vgl. z. B. die Speisekarte des primitiven Menschen in „Phasen der Kultur", S. 50

der geliebte Gegenstand durch die Liebe eines anderen physisch besudelt wird. Auf dem Ekelgefühl allein dürfte aber die sexuelle Eifersucht doch nicht beruhen. Es kommt hinzu die Kränkung der Eitelkeit oder des Stolzes, die darin liegt, daß ein anderer vorgezogen oder mindestens gleichgestellt wird. Um aber diese Kränkung fühlbar zu machen, muß die Frau bereits als eine „Persönlichkeit" vorgestellt werden, von der gewählt zu werden als ein Vorzug gilt. So lange die Frau mehr als eine Sache, denn als eine Person angesehen wurde, konnte ihre Wahl als solche gleichgültig sein.

Eine andere Quelle, aus der die sexuelle Eifersucht gespeist wurde, war dann das Kind, sobald der Mann den Zusammenhang zwischen Begattung und Geburt erkannt hatte und die Unterscheidung zwischen dem Mein und Dein schärfer geworden war. — Es sind also ganz bestimmte neu auftretende Vorstellungen, die zur Entstehung der sexuellen Eifersucht Veranlassung gegeben haben.

Und das gleiche läßt sich von der Wertschätzung der Keuschheit sagen. Denn die Wertschätzung der Keuschheit — soweit sie nicht auf rein theologischen Voraussetzungen beruht — ist offenbar ein Ausfluß der sexuellen Eifersucht; sie wird geschätzt als die feste Burg gegen den hinterlistig ausgeführten Vertrauensbruch, gegen die Untreue.

Auch für die Entstehung der individualen oder romantischen Liebe gab die Bereicherung, Vertiefung des Bewußtseins den Grund und Boden ab; und zwar vor allem die Erweiterung des ästhetischen Bewußtseins. Der Schönheitssinn ist zwar auch beim Naturmenschen vorhanden, aber ungemein schwach entwickelt. Wir wissen ja, daß z. B. der Sinn für den Zauber des Hochgebirges (Petrarca, Rousseau) noch ganz neuen Datums ist, und der Tourist in den Alpenländern ist immer wieder erstaunt über die absolute Gleichgültigkeit, die der Bauersmann den rein ästhetischen Reizen der Natur entgegenbringt.

So konnte auch die Schönheit der Frau erst auf einer schon ziemlich hohen Kulturstufe entdeckt werden; nämlich erst dann, als der Mensch sich so weit aus der Notdurft er-

hoben hatte, daß er auch an dem nicht weiter nützlichen Genuß von Linie, Farbe und Form Freude empfand; kurz, als sein Bewußtsein mit den rein ästhetischen Empfindungen bekannt und bereichert worden war. — Zu der ästhetischen kam dann noch eine moralische Bewußtseinserweiterung. Ursprünglich sah der Mann in der Frau nicht ein Subjekt, sondern ein Objekt, und zwar vor allem ein Geschlechtsobjekt. In vielen Sprachen bedeutet das Wort für Weib ursprünglich nur den weiblichen Geschlechtsteil; so z. B. das Wort nekewoh im Hebräischen; ebenso im Indogermanischen ist gena (altind.), gyne (griech.), muoder (altd.) = Gebärerin; bulgarisch Matka = Bauch; serbisch materna = Gebärmutter, Bauch[1]).

Erst langsam und allmählich wird dieses Bild des bloßen Geschlechtswesens im männlichen Bewußtsein ergänzt und bereichert, und sehr spät taucht die Frau als ein bestimmtes Individuum in der Gesamtheit ihrer physischen, geistigen und moralischen Eigenschaften, als eine Persönlichkeit vor dem inneren Auge des Mannes auf. Die logische Folge dieser Bewußtseinsbereicherung ist es dann, daß die Liebe, die vorher generell war, jetzt individuell wird. Denn die physische (animalische) Liebe geht zu jedem vollkräftigen Individuum des anderen Geschlechts, die personale Liebe dagegen wählt aus allen eine einzige Persönlichkeit heraus. —

Auch im Schamgefühl liegt ein ästhetisches Moment, das aber in dem verschwommen anschauenden primitiven Bewußtsein noch nicht zur Wirkung kommen konnte. Gewisse Körperfunktionen, Körperteile, Bewegungen und Handlungen sind entschieden weniger ästhetisch als andere, das entwickeltere Bewußtsein macht daher hier scharfe Unterschiede. Außerdem ist ja das allgemeine (soziale) Schamgefühl natürlich auch beim Naturmenschen (vielleicht sogar bei gesellig lebenden Tieren) schon vorhanden, und es kommt noch (wie früher schon erwähnt) hinzu, daß bei den meisten höheren Tieren die Weibchen einen sexuellen Abwehr-

[1]) Vgl. Friedr. S. Kraufs, Folkloristisches von der Mutterschaft. (In Adele Schreibers „Mutterschaft", Langen, München 1912)

instinkt zeigen, der auch bei der Frau nicht fehlt. Ein sexuelles Schamgefühl dagegen ist im Instinkt sicherlich nicht angelegt, wenngleich es schon bei Naturvölkern vielfach angedeutet ist.

Die höchste Entwicklung erreichte das Gefühl der Körperscham, als die Kultur aus wärmeren Gegenden nach dem Norden ausgewandert war, und es entartete hier, besonders wohl durch die Gewohnheit, Kleider zu tragen, vielfach in sinnlose Prüderie.

Überhaupt gelangten die sekundären Liebesgefühle in der Familialen Epoche vielfach auch in ein ungesundes und einseitiges Übermaß der Entwicklung, in eine richtige „Orthogenese" hinein, die nur durch den äußeren Druck, der diese Periode auszeichnet, verursacht wurde und bei fortschreitender Kultur kaum von Bestand sein wird. Denn die Familiale Epoche war zugleich das Zeitalter des höchsten Zwangs, der Hörigkeit und Sklaverei, der Kriege und der gewalttätigen Eroberung. Der Geist der Herrschaft und der Knechtschaft lastete schwer auf ihr.

Aber die weiterschreitende Bewußtseinserweiterung läßt den Menschen erkennen, daß die freie Selbstbestimmung und Willensentfaltung das höchste Gut der zum Selbstbewußtsein erwachten Persönlichkeit ist, und daß die wahre Kultur nicht in der Verstümmelung und Unterdrückung, sondern in der Leitung und Veredlung der Naturtriebe liegt.

In der jetzt beginnenden Personalen Epoche dehnt sich dies Erwachen der Persönlichkeit durch Bewußtseinserweiterung auf immer weitere Gesellschaftskreise aus, namentlich auch auf diejenigen, die in der Familialen Epoche unterdrückt waren, ohne davon ein anderes Gefühl gehabt zu haben als das der Selbstverständlichkeit. Und zu diesen gehören besonders auch die Frauen.

III. Personale Epoche

So wie der Mensch im allgemeinen von der Gesellschaft, in der er lebt, abhängig ist, so sind auch die beiden Geschlechter aufeinander angewiesen, Mann und Frau sind voneinander physiologisch und psychologisch abhängig. Ein

jedes Abhängigkeitsverhältnis führt einen Antagonismus in sich, der in irgendeiner Weise einer Lösung, einem Ausgleich zustrebt. So wird z. B. der Gegensatz „Individuum und Gesellschaft“ dann ausgeglichen, wenn die Abhängigkeit von vernünftigen Mitmenschen ein größeres Maß von Freiheit gewährt als die Abhängigkeit von der vernunftlosen Natur. Der Gegensatz: Mann und Frau kann nur in der vollendeten Gleichberechtigung (nicht Gleichheit) der beiden Geschlechter seine Lösung finden — bis dahin bleibt er Kampf, und dieser Kampf zwischen Mann und Frau zieht sich durch die ganze geneonomische Entwicklung hindurch.

Er führte gleich in der Frühverwandtschaftlichen Phase mit der Entstehung der Sonderehe zur Verknechtung der Frau, die sich aber später davon immer wieder zu befreien suchte, sobald ihr die Umstände günstig waren. Dies war nur zweimal der Fall, in der Hochverwandtschaftlichen und in der Spätfamilialen Phase. In dieser letzteren Phase werden die Aussichten für sie so günstig, daß es scheinen muß, als ob in der jetzt anbrechenden Frühpersonalen Phase das Ziel erreicht und der jahrtausendelange Kampf in der sexualen Gleichberechtigung sein Ende finden könnte. Und zwar sind diese Bedingungen gegeben ganz besonders durch die *Trennung von Liebe und Wirtschaft.*

Die Verbindung von Liebe und Wirtschaft war schon durch die primitive Ehe, d. h. eigentlich durch die geschlechtliche Arbeitsteilung eine Notwendigkeit geworden. Dadurch war die Abhängigkeit des weiblichen Willens vom männlichen eine doppelte geworden: eine ökonomische und eine geneonomische. Und diese Abhängigkeit verblieb fast durch die ganze Kulturentwicklung bestehen. Erst in der Spätfamilialen Phase beginnt — mit der Differenzierung der Frauen — die Liebe sich aus den Fesseln der Wirtschaft freizumachen, und jener ewige Kampf, der sich durch Jahrtausende hingezogen und täglich von Millionen Streitern und Streiterinnen geführt wurde, scheint damit wenigstens auf dem ökonomischen Schlachtfeld, das weitaus das rohere und verrohendere war, einem Ende entgegenzugehen.

Was aber zu diesem Gegensatz führte und zu dessen

Beendigung, das waren nicht bloß die wirtschaftlichen Verhältnisse, sondern es waren im Grund genommen die Willen und die Einsichten der beteiligten Personen.

Denn mit zunehmender Bewußtseinserweiterung erwacht auch das Selbstbewußtsein — das Selbstbewußtsein der Frau, — die damit zur Persönlichkeit wird. Und zugleich kommt es zu einer Bewußtseinserweiterung beim Mann: nachdem die Frau bis dahin nur als ein untergeordnetes Objekt der eigenen Begierden vorhanden war, tritt sie jetzt im Bewußtsein des Mannes auch als ein Subjekt auf; d. h. als ein Wesen, das ebenso empfindet, fühlt und will wie der Mann. Und zwar geschieht diese wunderbare Umwandlung durch das sogenannte Einempfinden oder Mitempfinden, d. h. durch eine Bereicherung des Bewußtseins, das nun auch um die inneren Empfindungen anderer weiß, sie zu Vorstellungen der eigenen Person und damit zu Motiven des eigenen Handelns macht. Denn der Mitempfindende fühlt sich im Unterdrückten selbst unterdrückt, im Knechte verknechtet.

Und dieser ganze Vorgang beruht offenbar auf einer Bereicherung des Vorstellungslebens — des Intellekts.

Dieselbe Beeinflussung des Trieblebens durch den Intellekt, dieselbe Vermenschlichung oder Durchgeistigung der Instinktanlage, die das Verhältnis zwischen Mann und Frau veredelte, dehnt sich auch auf das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern aus.

Gerade wie die Frau, so wird nun auch das Kind durch Einempfinden ein in seiner Eigenart begriffenes Wesen. Und die früher so rohe Erziehung, deren Hauptmittel die Prügelstrafe war, weicht nun der milden Pädagogik der Spätfamilialen Phase.

Ferner: Der Begattungsinstinkt, der früher rein tierisch, fast mechanisch sich auswirkte, wird jetzt rationalisiert, d. h. vernünftigt. Der primitive Mensch vollzieht die Begattung rein instinktiv, d. h. ohne an die Folgen zu denken, ja sogar (in einer ganz frühen Periode), ohne die Folgen überhaupt zu wissen. Aber die zunehmende Bewußtseinserweiterung bewirkt es, daß nun immer mehr Zu-

kunftsvorstellungen im Bewußtsein auftreten, während das Bewußtsein des primitiven Menschen fast ausschließlich mit Gegenwartsvorstellungen ausgefüllt ist, d. h. mit solchen Vorstellungen, die sich bloß auf die allernächste Zukunft beziehen. Der Naturmensch ist das Kind des Augenblicks. — Indem aber der Kulturmensch sich auch die weiter entfernteren Folgen ausmalt und diese weiteren Zukunftsvorstellungen in seine Vorstellungsdynamik einstellt, muß in seinem Bewußtsein notwendig auch das zukünftige Schicksal seiner Kinder auftauchen, und die Bilder, die auf diese Weise entstehen, müssen ihn unter Umständen in hohem Grade beunruhigen. Die Folge dieser „Verfeinerung der Kindesliebe" (Brentano) ist, daß er das Geschlechtsleben „rationalisiert", d. h. in der Weise regelt, daß er nicht mehr Kinder erzeugt, als er menschen- und kulturwürdig auferziehen kann. Freilich kommt eine Regulierung der Bevölkerung auch bei Naturvölkern vor; doch auch hier zeigt sich wieder der Unterschied zwischen dem vorstellungsarmen Epimetheus und dem vorstellungsreichen Prometheus. Denn nur in seltenen Fällen gebrauchen Naturvölker Vorbeugungsmittel, während bei ihnen die Aussetzung und der Mord der Kinder weit verbreitet sind.

Schließlich gelangt das immer reicher sich entwickelnde Bewußtsein zu dem Gedanken — der der wichtigste in der Geneonomie ist, zugleich aber am meisten den im Moment aufgehenden Instinkt überschreitet und am weitesten in die Zukunft weist — auf den Gedanken der Eugenie, der bewußten Zuchtwahl. Nach diesem Gedanken ist diejenige eheliche Verbindung moralisch am höchsten zu werten, die den besten, d. h. gesundesten, kräftigsten und schönsten Nachwuchs ergibt. Allerdings wird eine lange Zeit vergehen, bis diese Erkenntnis zur Verwirklichung kommt. Aber ihre Logik ist so zwingend, daß sie wohl immer mehr eine Denknotwendigkeit werden und schließlich alle geneonomischen Werte auf einen anderen Nenner abstimmen wird. Es ist jedenfalls vollkommen klar, daß dieser Fortschritt in der Richtung einer stetig sich erweiternden Bewußtwerdung liegen muß.

Wenn wir nun in dieser Weise — vom sozial-psychologischen Standpunkt aus — die Entwicklung Schritt für Schritt verfolgen, so erkennen wir, daß mit wachsender Kultur

1. das Vorstellungsleben immer mehr bereichert wird, daß infolgedessen

2. der Wille eine immer feiner werdende Reizempfänglichkeit (von der Außenwelt her) und

3. eine immer ausgedehntere Aktionsfähigkeit (auf die Außenwelt hin) erlangt;

daß also die Beziehungen zwischen dem menschlichen Willen und der Welt immer zahlreicher und mannigfaltiger werden. Und der Vermittler zwischen Welt und Wille ist der Intellekt.

Diese psychologische Richtungslinie läßt sich aber nicht bloß für den besonderen Fall des Geschlechtsverhältnisses, sondern für die gesamte Kulturentwicklung nachweisen; mit anderen Worten: durch zunehmende Bewußtwerdung findet eine steigende Rationalisierung und Vermenschlichung der Welt statt, die der wachsenden Entfaltung des menschlichen Willens zu danken und in letzter Linie durch die Entwicklung des intellektuellen Geisteslebens und der dadurch bewirkten Veredlung des Instinktlebens verursacht wird.

Dies allgemeine „Gesetz der Bewußtwerdung" haben wir schon anderwärts besprochen[1]). Von einem Entwicklungsgesetz dürfen wir auch tatsächlich sprechen, weil wir die Richtungslinie kausal zu begreifen vermögen: Die stetige Bereicherung des Intellekts ist einfach eine Folge der sozialen Akkumulation geistiger Errungenschaften, die beim Menschen durch die Sprache gewährleistet ist. Indem nämlich der Mensch in geselligen Verbänden lebt und durch die Sprache die Gabe der Mitteilung besitzt, kann das einzelne Individuum seine Erfahrungen zum gesellschaftlichen Gemeingut machen. Jede neue Erfahrung, Erfindung oder Denkweise, die ein genialer Kopf oder ein günstiger Zufall der Menschheit geschenkt hat, wird dadurch auf alle folgenden Geschlechter übertragbar. Indem eine jede Generation die Lehrerin der folgenden wird,

---

[1]) Vgl. „Der Sinn des Lebens", 26. Kapitel

häuft sich der Ideen- und Gedankenreichtum immer mehr an und kann durch die Sprache auf jedes einzelne Individuum übertragen werden.

So findet also, durch die Sprache, eine fortwährende Bereicherung des Intellekts statt. Diese intellektuale Entwicklung ist so offensichtlich, daß sie bis jetzt von keinem Soziologen je angefochten worden wäre. Bezweifelt hat man aber ziemlich allgemein, daß es auch eine moralische Entwicklung, einen Fortschritt auf dem Gebiet der Sittlichkeit gäbe. Man hat vergessen, daß eine neue Vorstellung ein neues Willensmotiv wird, und daß eine neue Denkweise auch dem Willen ein neues Betätigungsfeld eröffnet, daß somit auch auf dem moralischen Gebiet der Fortschritt sich vom instinktiven zum bewußten zukunftumspannenden Willenshandeln weiterführt. —

Wir erkennen also, daß unter oder hinter der ökonomischen Entwicklung eine noch tiefere verborgen liegt, die sozial-psychologische Entwicklung, die Entfaltung des menschlichen Willens, oder genauer: die Wechselwirkung zwischen Welt und Wille. Fassen wir das Gesagte zusammen und erinnern wir uns an die in den „Phasen der Kultur" dargelegte Fortschrittstheorie, so kommen wir zu folgender Betrachtung:

Das treibende Element der Kulturentwicklung ist der menschliche Wille;

entwickelt wird der Wille durch die Wechselwirkung mit dem Milieu;

der Vermittler dieser Wechselwirkung ist der Intellekt, denn der Wille ist blind;

im Intellekt findet eine Akkumulation von geistigen Errungenschaften durch die Sprache statt, eine stetige Bereicherung und Vertiefung des Bewußtseins;

damit aber diese Bewußtseinserweiterung tatsächlich stattfinden kann, bedarf es (besonders in den Anfängen der Kultur) der Milieuänderung und der Gruppenberührung[1]);

die Bewußtseinserweiterung bewirkt wirtschaftliche Fortschritte;

[1]) Näheres in „Phasen der Kultur", S. 302ff.

auf Grundlage der wirtschaftlichen Fortschritte entwickeln sich dann die übrigen soziologischen Funktionen (Marxsche Theorie).

So entsteht Phase um Phase. Aber eine jede Phase ist nicht bloß eine Spiegelung der augenblicklichen wirtschaftlichen Produktionsweisen, sondern sie ist zugleich auch der Ausdruck der bis dahin erreichten geistigen Entwicklung, die in allen vorhergehenden Phasen von unzähligen wollenden, denkenden und sprechenden Individuen erschaffen worden ist. —

Von diesem Standpunkt aus wird man auch nicht denken (was manche Marxisten wenigstens in der Theorie behaupten), daß, sobald einmal eine neue höhere Stufe der Wirtschaft erreicht ist, die gesamte Entwicklung auf den übrigen Kulturgebieten nun von selbst kommen werde ohne unser Zutun, daß man den Fortschritt nun ruhig der Dialektik der geschichtlichen Entwicklung überlassen könne, daß nun alles heranreife wie im Herbst die Pflaume am Baume, und man die Hände quietistisch in den Schoß legen dürfe. Das ist ein sehr gefährlicher Irrtum. Die Kultur schwebt nicht über den Menschen in der Luft, sondern in den Köpfen der Menschen wird sie erschaffen, und in diesen Köpfen werden die Kämpfe um den Fortschritt der Kultur ausgefochten. Um die neue Kulturstufe zu erklimmen, werden große Anstrengungen geleistet und heftige Kämpfe durchgefochten werden müssen.

Denn die Hindernisse und Schwierigkeiten, die sich der neuen Kultur entgegenstemmen, sind außerordentlich groß und zahlreich. Zu überwinden ist die fast unerschütterliche Stumpfheit und Konservativität des Durchschnittsmenschen, der zäh an dem Hergebrachten festhält; zu überwinden ist eine fast allmächtige und durchaus reaktionäre Oligarchie und die in ihrem Bann oder Sold stehende Intelligenz; zu überwinden ist die internationale Anarchie, infolge deren die führenden Völker, statt ihre Kulturaufgaben zu erfüllen, ihre Kräfte in sinnlosem Wettrüsten vergeuden; zu überwinden ist das veraltete Distributionssystem, das auf der unbegrenzten Erbfolge beruht, zu überwinden die familiale Erziehung, die das Individuum zum antisozialen Egoisten verbildet usw. usw. Und was das schwierigste ist, alle diese Kämpfe müssen, wie wir

später bei der Behandlung des sozialen Problems sehen werden, zu gleicher Zeit und von allen Seiten her geführt werden. Denn eine jede einzelne Kultureinrichtung steht mit allen anderen in zäher Verknüpfung, und der Fortschritt auf dem einen Gebiet bleibt meist unmöglich, so lange nicht auf den anderen Gebieten parallele Fortschritte gemacht werden. Wenn wir alle diese Schwierigkeiten überlegen und zugleich bedenken, daß die Spätfamiliale Phase eine kritische Phase erster Ordnung ist, an der bis jetzt alle Völker, die sie erreichten, gescheitert sind[1]), so werden wir nicht daran zweifeln, daß die neue Kulturstufe nur durch die höchste Kraftentfaltung erstiegen werden kann. — Glücklicherweise aber stehen allen diesen Hemmnissen auch starke Kräfte gegenüber. Die modernen Kulturvölker sind zweifellos in einem großartigen Aufschwung begriffen. Ihre Kraft ist noch ungebrochen, und ihre Kulturarbeit wird gefördert durch die moderne Wissenschaft, während die antiken Völker im Dunkel ihrer Unwissenheit verkommen mußten. Doch auch unter den günstigsten Umständen kann die neue Kultur nicht durch einen Sprung, sondern nur allmählich Schritt um Schritt errungen werden. Denn eine jede Generation fügt dem ungeheuren Kulturerbe, das die Menschheit in ungezählten Jahrtausenden aufgehäuft hat, immer nur einen verhältnismäßig kleinen Beitrag hinzu; Kulturerhöhungen großer, ja epochemachender Art können daher auch nur durch die Arbeit vieler Generationen geleistet werden.

* * *

Damit schließe ich die Soziologie des Geschlechtsverhältnisses und beginne im nächsten Buch die Soziologie des Generationsverhältnisses, die unter dem Titel erscheinen wird:

Die Zähmung der Nornen,

eine Soziologie der Zuchtwahl, der Erziehung und der Erbfolge.

---

[1]) Vgl. „Der Sinn des Lebens“, S. 195

Namen= und Sachregister



Gesamtplan der Bücherfolge:

Der I. Band: *„Der Sinn des Lebens und die Wissenschaft. Grundlinien einer Volksphilosophie"* (erschienen München, I. F. Lehmann 1910) stellt die Vorrede zu dem gesamten Werke dar;

der II. Band: *„Phasen der Kultur und Richtungslinien des Fortschritts"* (ebenda 1908) behandelt die wirtschaftliche Entwicklung;

der III. bis VII. Band, nämlich:
„Formen der Ehe, der Familie und der Verwandtschaft" (ebenda 1911),
„Die Familie" (ebenda 1912),
„Phasen der Liebe. Eine Soziologie des Verhältnisses der Geschlechter" (München, Albert Langen 1913),
„Die Zähmung der Nornen. Eine Soziologie der Zuchtwahl, der Erziehung und der Erbfolge",
„Soziologie des Alters, der Verwandtschaft und das geneonomische Entwicklungsgesetz",
behandeln die Soziologie der Fortpflanzung, d. h. die geneonomische Entwicklung;

der VIII. Band: *„Der Staat"*, die Entwicklung der sozialen Organisation von der Horde bis zum modernen Großstaat;

der IX. Band: *„Die Geschichte des menschlichen Verstandes"*, d. h. die Entwicklung der Sprache, des Wissens, des religiösen und philosophischen Glaubens;

der X. Band: *„Die Entwicklung der Moral, des Rechts und der Kunst."*

Ein Schlußband wird die gesamten Richtungslinien und allgemeinen Gesetzmäßigkeiten zusammenfassen, die bis jetzt in der Kulturentwicklung zu erkennen sind.

Jeder Band bildet ein für sich selbständiges Ganzes.

(Besprechungen auf der nächsten Seite)

AUSZÜGE AUS DEN BESPRECHUNGEN:

Über die bisher erschienenen Bücher im ganzen

Wilhelm Ostwald (Annalen der Natur- und Kulturphilosophie. 12. Bd. S. 212): Wir haben es hier mit einem großangelegten und, wie gleich hervorgehoben werden soll, trefflich durchgeführten Gesamtwerk zu tun, welches sich die Aufgabe stellt, die Soziologie in ihrem ganzen Umfange wissenschaftlich klarzulegen und exakt zu begründen. Der leitende Gedanke ist hierbei der, daß die Tatsachen der Vergangenheit und Gegenwart benutzt werden sollen, um allgemeine soziologische Gesetze — der Verfasser nennt sie die Richtlinien des Fortschritts — ausfindig zu machen, mit deren Hilfe dann die vorauszusehende weitere Entwicklung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse bestimmt werden kann. Es braucht nicht hervorgehoben zu werden, daß dieses Verfahren durchaus als das wissenschaftliche, ja das einzig wissenschaftliche anerkannt werden muß . . . der Leser sollte aus diesem kurzen Bericht die Überzeugung gewinnen, daß er sicherlich, sowie er nur einigermaßen ein Interesse für die Probleme der Soziologie selbst besitzt, die Verpflichtung anerkennen muß, sich diese großzügige Zusammenfassung der Probleme und diese Darlegung ihrer Lösungen, soweit sich solche gegenwärtig übersehen lassen, zu sorgfältigem Studium zu beschaffen.

„Der Sinn des Lebens"

Berliner Tageblatt (11. IX. 1911): Es gibt Lektüre, die amüsiert, die spannt — aber auch solche, die beglückt, die einen innern Jubel löst, durch die man fühlbar reicher geworden, reicher an Einsicht, reicher an eigenem Wert, denn man fühlt sich um ein Stück gescheiter und froher dabei geworden. Man weiß jetzt Neues, und was man schon früher wußte, ist nun in ein helleres Licht gerückt. So erging es mir durch Müller-Lyers „Sinn des Lebens".
B. v. Suttner

Biologisches Zentralblatt (XXX. Bd. Nr. 24. S. 802): . . . und gehört die „Antwort der Naturwissenschaft" auf das Lebensproblem wohl zum hervorragendsten, was von naturwissenschaftlicher Seite über diesen Gegenstand geschrieben wurde. . . . . Die allgemeinen Ergebnisse der Naturwissenschaften liegen hier vor in einer gedrängten Form, wie sie nur ein Forscher geben kann, der sein Thema vollkommen beherrscht.
Prof. Dr. A. Maurizio

The Sociological Review (April 1913): Das mehrbändige Werk über die Entwicklung der Menschheit, zu dem dieses Buch die Einleitung ist, stellt Dr. Müller-Lyer auf eine Stufe mit Comte, Buckle, Spencer und anderen großen Soziologen, die ein kosmisches Gedankengebäude auf positivistischer Basis aufgebaut haben.

„Phasen der Kultur"

Allgemeine Zeitung, München (17. VII. 1909): Es setzt keine Fachbildung voraus, und so wird es, wie wenige seiner Mitbewerber, dazu geeignet sein, die gebildeten Laien in die heute wichtigste aller Wissenschaften, die Soziologie, einzuführen. Franz Oppenheimer

Der Bibliothekar (2. II. 1910): Selten dürfte ein streng wissenschaftliches Buch in so anziehender und leichtverständlicher Weise geschrieben sein.

„Formen der Ehe"

Ethische Kultur (1. XII. 1911): Was bereits bei der Prüfung der ersten beiden Bände dem Leser erfreulich in die Augen sprang, nämlich die außerordentliche Klarheit und die geniale Geschicklichkeit, die schwierigsten Probleme der Soziologie durch Teilung und Ordnung des fast unübersehbaren Stoffs auch einem Laienverstand klarzulegen, das dürfen wir auch diesem handlichen Büchlein nachrühmen. R. P.

Literaturbeilage der preußischen Schulzeitung (25. X. 1911): Im einzelnen auf den reichen Inhalt des Buches einzugehen, ist unmöglich. Jeder Satz darin ist wichtig. Lichtvolle Klarheit herrscht in der ganzen Darstellung, so daß die Lektüre spannend ist, wie die eines guten Romanes. Niemand, der zu einer vertieften Auffassung der Gesellschaft und ihrer Entwicklung gelangen will, darf dies Buch übersehen. Dr. Otto Gramzow, Charlottenburg

„Die Familie"

Heinrich Cunow (Zur Urgeschichte der Ehe und Familie, S. 21, Stuttgart 1912): Wie aus den obigen Darstellungen hervorgeht, ist es in Anbetracht des heute auf dem Gebiet der Familiengeschichtsforschung herrschenden Hypothesengewirres geradezu ein Wagnis, eine Geschichte der Familie zu schreiben. Müller-Lyer hat, soweit das zurzeit überhaupt möglich ist, diese schwierige Aufgabe glänzend gelöst.

Das Freie Wort (XII. Jahrgang Nr. 12): Mit großem Scharfsinn und ebensolcher Sachkunde werden alle einschlägigen Beweisstücke aus dem Leben der Völker zusammengetragen und so übersichtlich geordnet, daß man in der Tat einen Einblick in das Werden und die wechselseitigen Beziehungen und Beeinflussungen von Einzel- und Gemeinschaftsleben, von Produktions- und Gesellschaftsordnung bekommt. Henriette Fürth


BUCHBINDERE
MÜNCHEN



